ich

her

s=

r

L. eleg. m. 167 c

Deutscher Volkshumor

von

Moritz Busch.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.

101 5

L. eleg. m. 167 c

Deutscher Volkshumor.

93 G

Deutscher Volkshumor

von

Moritz Busch.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1877.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

I.

Das Narrenzeitalter der Deutschen.

Thorheit zu gelegener Zeit ist die größte Weisheit — sagt Sebastian Frank, und ich meine, der Mann hat damit nicht Unrecht.

Das Herannahen des Carnevals, des „Kirchtags der Narren," ließ mich letztvergangnes Jahr einmal nachsehen, wie die Deutschen dieser Wahrheit in früheren Zeiten nachgelebt haben und da, wo sie nicht träge oder trockne Seelen, stumpfe oder leere Bursche, empfindsame oder griesgrämige Gemüther, Mucker und Duckmäuser, bloße Streber und Gründer sind, noch heute vergnügten Sinnes und lachenden Mundes nachleben. Das Resultat war befriedigend, wohlthuend. Zu meiner Freude fand ich, daß einen guten Spaß machen können und Spaß verstehen unsern Vätern zu allen Zeiten fast ebenso viel werth gewesen ist, wie ein gut Stück Arbeit liefern und beurtheilen können.

Ich suchte weiter, und entdeckte mehr und mehr von diesem liebenswerthen Zuge im Charakter unseres Volkes, ging über die Grenze und verglich das dort Gefundene mit dem Heimischen und kam dabei zu dem dankbaren Gefühle, daß wir in dieser Beziehung ganz besonders bevorzugt und begnadet seien, woraus

sich allmählich der Wunsch entwickelte, auch Andere sich dieses Gefühls erfreuen zu sehen. So entstand zuletzt ein Buch, bei dessen Abfassung Verliebtheit in meinen Gegenstand den Stoff zusammengetragen und die Anordnung und Verzierung vorgenommen hatte, und das ich keinem Besseren widmen konnte, als dem, der es angeregt hatte, dem Geiste des Carnevals, dieses Gedenktages der fröhlichen, übermüthigen Zeit, die uns als die goldne Aera des deutschen Volkshumors zu gelten hat.

Zahlreiche Zeugnisse liegen vor, daß der Humor so alt wie unser Volksthum ist. Schon auf der Methbank der deutschen Heidenwelt hatte neben dem fahrenden Sänger mit seinen Heldenliedern auch der Narr seine Stelle, der den Gästen ihren Trunk mit Schwänken und Neckereien, Sprüchen der Thorenweisheit und komischen Räthseln würzte. Manche von den Streichen, die in den letzten Jahrhunderten dem „dummen" Teufel gespielt worden sein sollten, wurden ohne Zweifel schon lange vorher von einem der alten Götter erzählt, und wenigstens von einer der Geschichten, welche das Buch von den sieben Schwaben bilden, ist nachzuweisen, daß mit ihr bereits ein deutscher Stamm gefoppt wurde, der in der Völkerwanderung eine Rolle spielte: schon die Heruler hatten, wie Jornandes berichtet, ein blaublühendes Leinfeld für Wasser gehalten.

Dieses Wohlgefallen an der komischen Seite der Dinge, diese Neigung, die Welt auf den Kopf zu stellen, den Ernst zum Narren zu haben, das Große klein und das Kleine groß zu machen und selbst am Heiligen und Erhabnen die Achillesferse zu suchen, wo die Waffe des Spottes haftet, dieser Trieb zu lustigem Fabuliren war ein Erbe, das den Deutschen die Jahrhunderte hindurch erhalten blieb und sich mit Zins und Zinses-Zinsen mehrte, bis es gegen das Ende des Mittelalters zu einem Reichthum an närrischen Bräuchen und Sitten, Ge-

schichten, Liedern, Sprüchen und Namen angeschwollen war, wie er keines der Nachbarvölker erfreute. Die Reformation that ihm keinen Eintrag. Selbst aus den Blutwellen des dreißigjährigen Krieges tauchte der deutsche Schalk, wenn auch etwas beschädigt, wieder auf, und daß er noch heute lebt, können wir in jedem Rathskeller und jeder Dorfschenke, an jedem Kalender von altem Schrot und Korn und namentlich auch an der Theilnahme sehen, die unseren humoristischen Blättern allenthalben entgegengetragen wird.

Das goldene Zeitalter des deutschen Volkshumors begann mit der vollen Reife des Bürgerthums im vierzehnten Jahrhunderte und entwickelte sich in diesem und dem nächstfolgenden zu reichster Blüthe. Ein förmliches Narrenthum entstand, welches nach und nach bei der größeren Hälfte der Nation die Auffassung der Dinge und Menschen durchdrang und färbte. Bis dahin hatte fast allenthalben der Adel allein etwas gegolten und geschaffen. Jetzt begann es sich auch tiefer zu regen. Das Bürgerthum strebte, immer mehr erstarkend und sich fühlend, nach Besitz und Geltung, und der kleine Mann auf dem Lande draußen, der Dorfgeistliche, der Bauer, der Bettelmönch, folgte, so gut er es vermochte. Dabei wurde man gewahr, daß man in seiner Natürlichkeit, seinem gesunden Menschenverstande und seiner Wahrhaftigkeit Eigenschaften besaß, welche im Hinblick auf die zur Unnatur gewordene Bildung und Denkart der höfischen und ritterlichen Kreise, auf die zwecklosen Düfteleien der Gelehrten, auf die himmelssüchtige Mystik des einen und den leeren Ceremoniendienst des andern Theils der Kirche nicht zu verachtende Vorzüge darstellten. Bald lernte das Volk diese Vorzüge zu Vortheilen ausnützen, und wenn vor seinem Mutterwitz die Vornehmheit der Adeligen und die schale Weisheit der Schule bisweilen das Feld räumen mußten, so nahm sich das

komisch aus. Es sah sich an wie David und Goliath. Die Stimmung der Zeit verfolgte eine Richtung, wie sie einst die Cyniker verfolgt hatten, und wie sie später Rousseau einschlug. Die einfache Menschlichkeit suchte sich von den Banden frei zu machen, in die sie die Ueberfeinerung der Sitte und Lehre geschlagen, zugleich aber strebten die Stände, welche die Einfalt der Natur vertraten, mit Macht empor zu der Stellung, die das in ihnen erwachte Selbstgefühl verlangte. Dem Gewaltbesitz der herrschenden Classen gegenüber bediente man sich der List, der Angriffswaffe aller Schwachen, als Schild nahm man den Schein der Thorheit vor. Der Narr erschien ungefährlich in seinem Reden und Thun, aber er hatte den Schelm im Nacken und verstand es vortrefflich, die Blößen des Gegners herauszufinden und ihm zur rechten Zeit ein Bein zu stellen. Wenn der Pfaffe Amis seinen Bischof des Nichtwissens überführte, und der feine stolze Ritter Neidhard sich vom Bauer Engelmayer foppen lassen mußte, so waren das Bilder, welche die Standesgenossen der Sieger zu ähnlichen Versuchen ermuthigten. Andrerseits traten in den Bettelmönchen Prediger auf, welche die Rolle geistlicher Narren spielten, indem sie alles dürre Verstandswerk in der Religion verleugneten und verspotteten und den höchsten Gottesdienst in der höchsten Einfalt suchten, die der Welt als Thorheit erscheint.*)

Gegenständlich machte sich das Volk diese Stimmung und dieses Streben zuerst in Niederdeutschland, dann in Oesterreich, dort in der Fabel von Reinecke Fuchs, hier in den Schwänken des Pfaffen Amis und des Pfaffen von Kalenberg. Das Volk wird also hier am Früheſten und bald auch am Stärkſten jene

*) Ich folge hier und in einem Theile des Nachstehenden Gervinus, Gesch. d. d. Dicht. 4. Aufl. II. Bd. S. 287 ff.

Stimmung empfunden und sich mit diesem Streben erfüllt haben. Ein weiterer Beweis hierfür ist, daß in Oesterreich der Narr zuerst hoffähig wurde, und daß Eulenspiegel der Sage nach in einem niederdeutschen Orte zur Welt kam und in einem solchen begraben liegt. Der erste deutsche Fürst, der den Hofsänger durch den Hofnarren ersetzen ließ, war Rudolph der Erste von Oesterreich, und seitdem hörte dieses Amt, mit dem der deutsche Volkswitz sich statt der pathetischen Ritterpoesie neben den Thron gestellt sah, in Wien wohl nicht mehr auf; denn wir finden Narren bei Albrecht und bei Leopold, der Blume der Ritterschaft, besonders aber bei Otto dem Fröhlichen, der 1339 starb, nachdem er sich durch seine lustigen Fastnächte, Veilchenfeste und Weinlesen weithin berühmt gemacht hatte. Till Eulenspiegel ferner ist die zur Person gewordene Gemüthsrichtung jener Culturperiode, von der wir reden, der mit Fleisch und Bein bekleidet in der Welt umherziehende Schwank, der geborne Sylbenstecher und schalkhafte Mißversteher, der Typus der Prellkünstler, der Diogenes des deutschen Mittelalters. Grob, dreist, über die Maßen unfläthig, ist er unaufhörlich auf Trug bedacht; nie aber lügt er, im Gegentheil, er erklärt die Wahrheit zu reden für sein Gewerbe. Die Gesittung, die er vorfindet, hält sich für einen prächtigen vornehmen Pfau; er läßt sie in seinen Spiegel blicken, und sie sieht darin eine häßliche, einfältige Eule. Allenthalben, wohin ihn seine Fahrten führen, übt er der Narren Lieblingsschabernack aus, die Klugen selbst in Narren zu verwandeln.

Das Sprichwort sagt: „Ein Narr macht zehn Narren.“ Allmählich waren weite Kreise des Volkes und ein Theil der Literatur zu einem Bilde der verkehrten Welt geworden. Alles verschob sich. Das Niedere rückte herauf, das Obere herunter. Die Narrheit drang in alle Stände ein, der Geist des Schwankes,

der Trieb ein Thor zu sein, oder wenigstens als thöricht zu erscheinen, bemächtigte sich nicht blos vieler Einzelnen, sondern auch ganzer Genossenschaften. Die dumm auftretende Pfiffigkeit, die Freude an der Caricatur, am Vexiren und Ironisiren, das Vergnügen am Foppen und Schrauben hatte das Volk wie eine jener religiösen Manien ergriffen, die zuletzt mit der Bildung einer Secte zu endigen pflegen. Auch hier blieb eine Art Sectenbildung nicht aus. Es entstanden, zum Theil in der Fiction, zum Theil aber auch im wirklichen Leben, förmliche Gilden und Staaten, in denen die Narrheit gepflegt wurde und das Regiment führte.

Und immer weiter und weiter breitete sich das wunderliche Wesen und Treiben aus, das man sich kaum toll genug vorstellen kann. Possen und Schnurren gingen von Mund zu Mund, die Sylbenstecherei wurde wie eine Kunst betrieben, das Hänseln, Foppen und Necken florirte, wo man ging und stand. Wie im Leben so suchte sich auch in der Dichtung der Deutschen die verkehrte Welt geltend zu machen. Es gab nichts Ernstes mehr, dem sich nicht ein Spaß an den Arm oder auf den Rücken hing. Wie unter den Menschen so nahm in den schalkhaften Historien dieser Tage auch unter den Thieren und droben im Himmel Alles diese Wendung. Der Humor wurde als lustiger Rath Hausgenosse aller Fürsten. Er stellte sich Possen reißend neben den Arzt, der mit seinen Wunderkuren und seinen Alles heilenden Pillen und Tränkchen die Märkte besuchte. Wie früher die Geißler im Büßergewande, so zogen jetzt fahrende Leute mit dem Fuchsschwanz und den Eselsohren, den Schellen und dem Kolben des Hanswursts in Schaaren durch die Städte, und statt der Litaneien jener erschallten nun die Jubelrufe und Neckereien dieser in den Gassen. Zuweilen warf ein Narrenverein den Ernst ganz bei Seite und lebte in

stetem Gegensatze zu der Ehrbarkeit und Gesetztheit des bürgerlichen Herkommens — ein Antipode des Mönchthums in seinem Gegensatze zur Weltlichkeit. Spaßvögel wanderten, mit Thorheiten den Alltagsverstand bekämpfend, durch das Land — eine Parodie der fahrenden Ritter, die ehedem gegen Riesen und Drachen gestritten. An den Universitäten disputirte man über scurrile Themata. Die Aufnahmeceremonien der Zünfte erhielten komische Zuthaten. Als die Buchdruckerkunst erfunden wurde, warf sie fast ebenso viele Schwänkesammlungen als ernste Literatur auf den Markt. Die Sprache bereicherte ihren Schatz an scherzhaften Ausdrücken und Redewendungen. Es entstanden barocke Namen, die noch heute an Familien haften. Die einzelnen Stände und Berufsarten mußten sich Spitznamen geben lassen, an die sich allerhand neckische Historien knüpften. Die Städte und Dörfer vexirten einander und sagten sich verschiedene einfältige Eigenschaften, Sitten und Pinselstreiche nach, die dann im Buche von den Schildbürgern zusammengefaßt wurden. Ernsten Sprichwörtern wurde ein Schwänzchen, angeblich aus der Erfahrung, angehangen, welches sie lächerlich machte. Lügenlieder, Lügenmärchen, Geschichten von dummen. Jungen, die durch unerhörte Einfalt ergötzten, Münchhausiaden u. d. feierten die verkehrte Welt. Die ausgelassensten Trinklieder erschallten in den Weinkellern und Bierschenken.

Auch das bisher für heilig Gehaltene, sogar das wirklich Heilige verfiel dem souverän gewordenen Humor. Nicht blos die Zechstube und der Jahrmarkt erfreuten sich an seinen derben Späßen, selbst der Altar mußte sie dulden, und sogar von der Canzel herab schnitt er der andächtigen Gemeinde seine Gesichter. Der Volkshumor war es in vielen Fällen,*) der den himmel-

*) Nicht in allen, denn bisweilen sind diese „Lölle" mit ihren Grimassen bestimmt, den Zauber des bösen Blickes von dem Gebäude auf sich abzulenken.

anstrebenden Münstern des Mittelalters jene Beigabe von Fratzenbildern anheftete, die wir fast bei keinem von ihnen vermissen. Neben die Mysterien, die bisher das Repertoire der Bühne gebildet, traten Fastnachtsspiele voll Unsinn und Unfug; denn dem Geiste der Zeit gemäß waren diese Aeußerungen des Volkswitzes nur in seltenen Fällen fein und sauber, sehr oft dagegen ungeschlacht und unfläthig. Ueber nicht wenigen Büchern dieser Tage — ich nenne nur den norddeutschen Eulenspiegel und den südostdeutschen Pfaffen von Kalenberg — ist die Sauglocke geläutet, und die Dichter der nürnberger Fastnachtsspiele wälzen sich förmlich im Schmutze.

Die Kirche erlaubte die Ausdehnung dieser Spiele über die Fastnachtszeit hinaus ohne Widerstreben. Am Osterfeste wurden komische Predigten gehalten, welche das Volk zum Lachen (risus paschales) zu reizen bestimmt waren, und bei denen sich besonders die ursprünglich so ernst angelegten Nachfolger des heiligen Franciscus hervorthaten. Zu Pfingsten hatte im Münster zu Straßburg der „Rohraffe,“ das Conterfei eines tölpelhaften Bauern, unter der Orgel die Aufgabe, die Gemeinde mit Späßen zu unterhalten, denen später ein Wettkampf desselben mit einem Hahne folgte. Eine Menge von Schwänken wurde erzählt, in denen Petrus, der Himmelspförtner, Maria, Christus, ja selbst Gott Vater in komischem Lichte erschien. Sogar in die Friedhöfe drang der Humor ein, wie wir an allerlei komischen Grabschriften und an den sogenannten Todtentänzen sehen, von denen noch in Dresden und Basel Beispiele vorhanden sind.

Daß die Heroen des Volkes bei so bewandten Umständen später keine bessere Behandlung erfuhren, darf nicht Wunder nehmen. Die Erinnerung an den Heros und seine Thaten lebt in den Massen mit ihrem engen Gesichtskreise bei Weitem nicht so hell und so lange als das Gedächtniß des Narren und seiner

Schwänke. Sie lebt am längsten, wenn der Held zugleich eine humoristische Ader oder wenigstens Eigenschaften besaß, an welche der Volkshumor anknüpfen konnte. Häufiger als an die Feder, mit welcher der Doctor Luther die welterschütternden fünfundneunzig Sätze oder die Bibelübersetzung schrieb, denkt das Volk an das Dintenfaß, mit dem er auf der Wartburg den Junker Gottseibeiuns warf. Oefterer als an den Degen, mit dem der alte Fritz die Oesterreicher und die Franzosen, die Moskowiter und die Krähwinklersoldaten des heiligen römischen Reiches schlug, erinnert es sich des Krückstocks, mit dem er gelegentlich seine eigenen Leute zu fuchteln geruhte. Roßbach ist ein schöner, aber nicht sein glorreichster Sieg. Dennoch ist er am meisten im Munde des Volkes, und zwar guten Theils wohl deshalb, weil er bei einem Vergleich der Kräfte, die sich gegenüberstanden, wie ein Ausschnitt aus der verkehrten Welt erschien, weil die Niederlage der nach Pomade duftenden Franzmänner und der Reichsphilister lächerlich schmachvoll, fast wie eine Posse aussah. Nicht wenig hat zu der außerordentlichen Popularität des Fürsten Bismarck der Umstand beigetragen, daß der große Staatsmann auch ein großer Humorist und zwar ein solcher Humorist ist, den das Volk allenthalben versteht.

Mythische Narrenstädte spielen in Dichtungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts eine große Rolle. „Weise Wort und dumme Werk haben die von Gauchesberg" heißt es im Freidank." Genossen hat dieser in Utopien gelegene Narrenort in Affenberg, Göferliberg und Narrenburg. Der „Ring" von Wittenweiler, im fünfzehnten Jahrhundert erschienen, führt ein Thorenhofen, ein Lappenhausen, ein Narrenheim und ein Tumbenrain an. Verwandtes geben die nürnberger Fastnachtsspiele mit ihrem Lappeneck, Grillenberg, Schnokenland, Tripotis, Hummelshagen, ihrem Schlaraffenland und Narragonien. Bei

Sebastian Brant begegnen wir einem Schalkshausen; auch ein Dummerstedt und Bettelshagen kommen vor.

Auch von wirklich vorhanden gewesenen Narrengenossenschaften kann ich einige nennen. Die Geschichte hat mehrere Beispiele aufbewahrt, wie in der lachlustigen, satirischen und ironischen Zeit, die wir im Obigen vor uns wieder emporsteigen sahen, Gesellschaften sich mit der Cultur der Narrheit befaßten und bisweilen ganze Gemeinden sich ihr auf eine Weile zuwendeten. Ja es gab sogar Fürsten, die sich als Mitglieder eines Narrenvereins, in welchem die Rücksichten des Standes wegfielen, heiterer Lebenslust hingaben. Graf Adolf von Cleve stiftete im Jahre 1381 für sich und seine Ritter eine Geckengesellschaft. Die Mitglieder dieser Narrenzunft hatte ihre bunten Uniformen und in Narrenkappe, Schellen und Kolben ihre Insignien. In Ulm gab es im fünfzehnten Jahrhundert nächtliche Narrenfeste auf offener Straße, an denen sich die gesammte Bevölkerung betheiligte. Eine der letzten alten Narrengilden bestand in den Jahren vor 1514, wo der große Bauernaufstand ausbrach, in dem würtembergischen Amte Schorndorf. Sie nannte sich den „Armen Kuonrat" (Kein Rath, Rathlos), setzte sich nur aus Bauern zusammen und bildete eine Art Staat, in dem man allen Ernstes über die Güter disputirte, die der Gemeinde auf dem Hungerberge, in Nirgendheim, in Fehlhalden und Bettelrain gehören sollten.

Auch sonst mag mit der Narrethei nicht blos von Einzelnen, sondern von vielen Bürgern eines Ortes bisweilen Ernst gemacht worden oder ein abgelegnes Städtchen oder Dorf den Einwohnern der benachbarten größeren Stadt als mit natürlicher Verkehrtheit, Querköpfigkeit und Verbohrtheit gesegnet erschienen sein — einfache Beschränktheit war ja bei kleinen Ackerbürgern, die nicht über ihr Oertchen hinauskamen und

nicht viel mehr als den Kalender, wenn überhaupt etwas von der Welt lasen, bis vor wenigen Jahrzehnten allenthalben reichlich vorhanden — und so häufte der Volkswitz auf diese absichtlich oder unbewußt durch Thorheiten berühmt Gewordenen Massen von andern Pinselstreichen, Mißverständnissen, Proben crasser Unwissenheit und Verstößen gegen die Logik und Erfahrung.

Um das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war der ursprünglich gesunde Trieb, der dieß alles erzeugte, vielfach zur Krankheit geworden. Die Lust wurde als Last empfunden, und die Reichspolizei hielt es für nöthig, gegen diese Entartung Verordnungen zu erlassen. Der Humor des Volkes aber ließ sich nur einschränken, nicht bannen, und außer den Schöpfungen der alten Zeit, die unverwischt auf uns gekommen sind, haben wir noch zahlreiche Beiträge der letzten Jahrhunderte bis auf die Gegenwart zu verzeichnen. In den folgenden Kapiteln wird eine Auswahl aus dem auf diese Art entstandenen humoristischen Schatze der Deutschen mitgetheilt werden.

II.

Der Humor als Namengeber und Verläumder.

Mit Gunst und nichts für ungut! Denn es soll in diesem und den nächsten Kapiteln mit aller Ausführlichkeit berichtet und geschildert werden, wie die Deutschen einander necken, schrauben, foppen und hänseln, und da giebt es zuweilen Dinge, die der Eine und der Andere nicht gern hört und übel nimmt. Wer im Nachstehenden auf etwas stößt, was ihn verstimmen will, der erinnere sich, bevor er sich ärgert, an zweierlei: erstens, daß das Buch eine Gabe zum Carneval sein will, und daß während des Carnevals Narrenfreiheit herrscht, die allen Scherz, aber weder Uebelmeinen noch Uebelnehmen erlaubt, zweitens, daß sich's ganz andere Leute als wir, der Doctor Luther und der alte Fritz, andere große Helden und Heilige und, wie schon bemerkt, der Herr Christus, ja der liebe Gott selber gefallen lassen sollen und wirklich geduldig gefallen lassen, daß die Ausgelassenheit des deutschen Volkshumors ihrem Wesen eine Dosis Komik beimischt und allerlei Schnurren und Schwänke von ihnen erzählt. Man sollte meinen, diese Entschuldigung und diese Tröstung sei nicht nöthig; die Erfahrung hat mich aber eines Andern belehrt, und das gebrannte Kind fürchtet sich vor dem Feuer.

Von alten Zeiten her liebten es die Deutschen wie andere

Völker und mehr als diese, närrische Seiten aneinander herauszufinden, oder sich lächerliche Züge und Streiche anzudichten. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert scheint diese Necksucht ganz besonders geblüht und reichlich Früchte getragen zu haben, aber noch jetzt ist sie, namentlich in kleinen Städten und auf dem Lande, bald Altes nacherzählend, bald Neues erfindend, fleißig und mit Erfolg am Werke. Fast jedes Dorf hat seinen Narren. Kaum ein größerer Ort, der nicht, wie Dresden früher in Helmert, dem Buchhändler in der Tonne, Rehahn und Peter Groll, wie Leipzig in seinem Spittelgottlob und seiner Gänsehalsin, wie Königsberg in seinem Käsehändler Krause und seinem Candidaten Fischer (von dem sich die Redensart: „Guten Morgen, Herr Fischer" herschreibt) ein paar Stadtfiguren besäße. Keine ausgedehntere Genossenschaft, die sich nicht eines Hasenfußes, oder Eisenfressers, eines Urgrobians, eines Lügenschmiedes, eines Pechvogels, eines Confusionsrathes oder sonst eines wunderlichen Kauzes erfreute. Aber nie bleiben diese Persönlichkeiten auf die Dauer reines Naturproduct, sondern immer wird das Burleske, das Komische, das Närrische an ihnen vom dichtenden Humor der Nachbarn durch Uebertreibung oder Erfindung gesteigert und vermehrt. Manche von diesen Scherzen, vorzüglich die ältesten, sind recht grob und schmutzig. Von Verblümtheit ist in der Regel nicht die Rede. Aber sie gefielen dem Geschmacke der Zeit, die sie erdachte, und sie gefallen wohl auch heute noch den Gästen im Rathskeller der Kleinstadt und in der Schenke des Dorfes. Das scheint sich mit der Gemüthlichkeit der Deutschen nicht recht zu vertragen. Aber es scheint auch nur so. Die Fopperei war meist nicht böse gemeint, und am Ende galt das Sprichwort: „Was sich liebt, das neckt sich," auch von dieser Neckerei, selbst wenn sie sehr unzart war.

Offenbar dankt eine ganze Anzahl lächerlicher oder seltsamer

Familiennamen diesem Hange zum Foppen und Hänseln ihren Ursprung. Beispiele aus dem vierzehnten Jahrhundert sind Hahnrei und Sluraff. Noch heute leben Leute, die mit Namen wie Kattentitt (Katzenzitze), Meerkatz, Mäusezahl (zahl=Zagel, d. h. Schwanz), Lochhase, Pagenstecher (Krötenstecher), Forndran, Schnapphahn und Schmachthahn, Suchenwirth (Such den Wirth, Zecher), Wippsterz, Biertümpel, Susewind, Sauerbrei, Süßemilch, Haberlaus, Kratzfuß, Hasenfratz, Gänseschnabel, Duvenkropp, (Taubenkropf) und ähnlichen behaftet sind. In Berlin las ich eine Firma: „Quatfasel, vormals Liebchen." Man denke endlich an Rindsmaul, Ziegenspeck und Ziegenbalg, Leisebein und Ossenkopp (Ochsenkopf), an Käsebier, Schluckebier und Käseberg, an Sauerhering und Brathering, an Luderhaas und Grasewurm, an Hauto oder Hotho (Hau zu), an Griepenkerl (Greif den Kerl), Störtebecher (Stürze den Becher, gleich: Saufaus) und Hebenstreit (Heb' an den Streit, gleich: Zänker, Störenfried, Raufbold). Als die Juden Familiennamen annehmen mußten, legten sich die, welche wählen durften, entweder solche, die einem hebräischen glichen, oder solche, die den Geburtsort bezeichneten, oder solche, die einen prächtigen Klang hatten, bei. Der ängstliche Levi wurde zum grimmigen Löwen, der Kohn zu Hahn, andere nannten sich Oppenheimer oder Gumbinner, wieder andere glänzten fortan als Rubinstein oder Goldstängel. Die armen kleinen Mauschel aber, welche ihre Namen aus der Hand des Herrn Amtmanns nehmen mußten, fuhren dabei mitunter recht übel. Podex und Blauhut (ein Spitzname des Teufels) waren lange noch nicht die schlimmsten Pathengeschenke, welche dessen Laune ihnen und ihrer Nachkommenschaft einband.

Wie nun das Gefallen am Carikiren und humoristischen Fabuliren den Einzelnen oft recht derb vorgenommen und recht unerfreulich beschenkt hat, wie der Volkshumor in seinem Ueber-

muthe und seiner Harmlosigkeit sich selbst an das Höchste und Heiligste gemacht, dem Weltheilande Späße in den Mund gelegt, Gott Vater in manchen Geschichtchen aus dem Himmel ungefähr wie den König Nobel in Reinecke Fuchs aufgefaßt und sogar des Teufels, der zuweilen noch mächtiger erschien, nicht geschont, sondern ihn in hundert lustigen Anekdoten als Bethörten und Geprellten dargestellt hat, so sind im Laufe der Zeit auch ganze Berufsklassen, ganze Orte, ganze Stämme und Landschaften in das Bereich dieser schnurrpfeiferischen Behandlung von Menschen und Dingen gezogen und mit neckischen Anhängseln bedacht worden.

Sehen wir zunächst zu, wie die verschiedenen Stände und Gewerbe vom Volkswitz in die Mache genommen, mit spöttischer Nachrede verfolgt und mit Spitznamen molestirt worden sind.

Das eine gewisse Stelle bei den Herrn und Damen vom Adel schwarz ist, hat wohl niemand anders zu verantworten, als der Schalk, den wir den deutschen Volkshumor genannt haben, und er wird auch wissen, warum er diese uns unerklärliche Malerei vorgenommen hat. Den großen Kaufmann schimpfte er schon in den Tagen der Raubritter Pfeffersack, den kleinen nennt er, wenn er Materialwaaren verkauft, Dütchenkrämer, wenn er in Schnittwaaren macht, Ellenreiter, seine Gehülfen beim Geschäft Ladenschwengel. „Krämer lügen gern,“ und „Ein Krämer, der nit Mausdreck für Pfeffer einschwatzen kann, hat's Handwerk nit wohl gelernt,“ sind Sprüchwörter, die hierher gehören. Die Gelehrten sind dem Volkshumor Bücherwürmer, und er sagt von ihnen: „Je gelehrter, desto verkehrter,“ „Von den Gelehrten leidet Christus am meisten,“ und: „Besser ungelehrt und verständig, als hochgelehrt und unverständig.“ Die Schreiber und Schriftsteller bezeichnet er als Federfuchser, die Wundärzte als Pflasterkasten, die Apotheker als Pillendreher, Giftmischer und Neun-

undneunziger (weil sie beim Verkauf ihrer Waaren neunundneunzig Procent profitiren), und es heißt von ihnen „Dem Apotheker traue der Teufel, beide haben viel Büchsen.“ Bei der höheren Classe der Mediciner wurde früher, wo Marktschreierei und Pferdekuren an der Tagesordnung waren, vielfach an den Doctor Eisenbart gedacht. In der Provinz Preußen führen sie den Spitznamen Hütentüt. „Junger Arzt, höckeriger Kirchhof.“ „Ein Bauer und ein Doctor wissen mehr als ein Doctor allein.“

Die Advocaten sind auf diesem Gebiete Rechtsverdreher, Beutelräumer, Rabulisten und böse Christen. „Der Advocat zieht den Proceß wie der Schuster das Leder.“ „Der beste Advocat der schlimmste Nachbar.“ „Advocaten und Soldaten sind des Teufels Spielkameraden.“ „Juristen han Odem warm und kalt, können reden, wie's ihnen eben gefallt.“ Unendlich verspottet in Lied und Schwank waren im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert die Geistlichen und Mönche der alten Kirche, und auch von den protestantischen wurden und werden noch hundert komische Geschichten erzählt. Ungefähr ebenso gern reibt sich die Neckluft an den Pädagogen aller Art vom pedantischen Monarchen des Gymnasiums bis zum armen Dorfschulmeisterlein, das „ißt und trinkt und steckt auch ein.“ „Pfaffen segnen sich zuerst.“ „Pfaffengierigkeit und Gottes Barmherzigkeit dauern in Ewigkeit.“ „Was Pfaffen beißen und Wölfe, ist schwer zu heilen.“ „Pfaffen im Rath, Säue im Bad, Hunde in der Kirche haben nie was getaugt.“ „Pfaffentrug und Weiberlist geht über Alles, wie ihr wißt.“ „Priester lehren viel Gutes, nicht jeder aber thut es.“ „Kein Priesterrock ist so heilig, der Teufel kann hineinschlüpfen.“ „Monachus ein Teufel, Diabolus ein Mönch.“ „Mönchskutte, Schelmenfutteral.“ „Prediger haben's Gehalt für's Predigen, nicht für's Thun.“ Den Pastoren und Prälaten wird in der Provinz Preußen ein Prostmahlzeitsgesicht zugeschrieben.

Die Studenten, die keiner Verbindung angehören, sind Finken, Kameele oder Kümmeltürken, das Dienstmädchen, sonst ein Küchendragoner, ist in der Sprache der studirenden Jugend ein Besen, der junge Mann, der zwischen dem Maturitätsexamen und der Immatriculation steht, ein Mulus (Maulesel), der sich nach der letzteren in einen Fuchs, später in einen Brandfuchs, dann in ein altes Haus verwandelt und schließlich unter die Philister gerechnet wird. Die Gläubiger des Studenten sind ihm Manichäer (weil sie mahnen), die Handwerksgesellen Gnoten, die Chirurgie studirenden Barbiere Bartmusen, die der Veterinärkunde Beflissenen Viehmusen, den Commis beehrt er mit dem Namen Schwonig oder Schwunk.

Eine besonders reiche Ernte von Spitznamen und übler Nachrede finden wir auf dem Gebiete der verschiedenen Handwerke. Den Seemann hat der Volkswitz Jan Maat getauft, den Schiffszimmermann nennt der Matrose Blauklot, den zweiten Steuermann (als Proviantverwalter) Speckschneider. Eine ostpreußische Redensart lautet: „Der Hintere juckt, es wird ein Töpfer jung.“ Die Schuster führen im Volksmunde den Namen Drahtklemmer, Pechhengst, und Pechfiesel, die Seiler sind Galgenposamentirer, die Schornsteinfeger (in Sachsen) Feuerrüpel, die Leinweber Knirrficker, die Maurer Dreckschwalben, Lehmcklicker oder Lehmklitsche. Die Leinweber gelten für Hungerleider, und es heißt von ihnen im Liede:

„Die Leinweber haben doch die schönste Zunft,
Mit Fasten halten sie Zusammenkunft,
Die Leinweber schlachten alle Jahr zwei Schwein',
Das erste ist gestohlen, das andre nicht sein;
Die Leinweber nehmen keinen Lehrjungen an,
Der nicht sechs Monate hungern kann.“

Die Maurer werden für faule Gesellen angesehen. „Ein

Tropfen Maurerschweiß ist zehn Thaler werth.“ Ein alter Reimspruch meint:

„Die Zimmerleut' und Maurer
Sind die ärgsten Laurer,
Während sie essen, messen und sich besinnen,
Ist der halbe Tag von hinnen.“

Wer hätte endlich nicht vom Maurerschwamm gehört, „der da gar nicht, gar nicht brennen thut“? Von den Schuhmachern sagt ein Spottvers:

„Montag ist des Sonntags Bruder,
Dienstags liegen sie auch noch im Luder,
Mittwoch gehen sie nach Leder,
Donnerstags kommen sie weder,
Freitags schneiden sie zu,
Samstags machen sie Pantoffel und Schuh.“

Uebel beleumdet — natürlich nur in Narragonien — sind die Barbiere als Schwätzer und Herumträger, die Jäger als Windbeutel, die Müller als Schelme, weil die Metze, welche sie bezahlt, nach der Meinung von bösen Zungen, die bei ihnen mahlen ließen, meist reichlicher als billig ausfällt. Ein alter Spruch in der Schweiz sagt: „Die Schelme sind nicht alle Müller, aber die Müller alle Schelme.“ Andere Spottworte sind: „Er nährt sich aus dem Stegreif wie ein Müller,“ „Das Beste in der Mühle ist, daß die Säcke nicht reden können,“ und „Müller, Schneider und Weber werden nicht gehängt, das Handwerk ginge sonst aus.“ Eine Anekdote erzählt: „Es ward einst von jemand nach einem ehrlichen Müller umgefragt, dessen er eben bedürfe; da sagte man ihm: des Müllers Frau hat vorhin einen

kleinen Jungen bekommen, vielleicht ist der noch ehrlich.“ Auf die Frage, weshalb der Storch niemals auf einer Mühle niste war die Antwort: „Weil der kluge Vogel fürchtet, der Müller werde ihn übervortheilen.“ *)

Die Füsiliere haben in der Provinz Preußen den Spitznamen Kaddighopfer (von Kaddig = Wachholder), die Artilleristen heißen Luntenpuster. Die Bettlerzunft führt den Spitznamen der „Klinkenputzer.“ Der Unterofficier flucht und wettert nach der Meinung des Volkes ohne Unterlaß und viel geläufiger und phantasiereicher als in der Wirklichkeit; ein Amtmann kann nur sackgrob sein, der Matrose ist allezeit und immerdar ein gutmüthiger Tölpel.

Die Bauern hatten im fünfzehnten Jahrhundert den Spitznamen Lappen. Sie werden in den nürnberger Fastnachtsspielen grausam als Rüpel und Lümmel verhöhnt. „Der beste Bauer ist ein Lauer,“ sagt man in Thüringen. In Schwaben heißt es: „Bauer und Stier sind ein Thier,“ im Oldenburgischen: „Buur is'n Buur, is'n Schelm von Natur,“ im Meißnischen: „Wenn der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß,“ und: „Wenn man den Bauer zu Markte schickt, so lösen die Kramer Geld.“ In Westpreußen wird behauptet: „E Buur on e Oß (Ochs) dat sin twee Beester, awer de Oß öß kleeker (klüger) as de Buur,“ und wenn man fragt, warum, so erhält man die unreinliche Antwort: Weil der Ochse sich selber im Hintern lecken kann.“ Ebendaselbst läßt man den Bauer lamentiren: „Was der Mensch am liebste hot, das holt der Deiwel am erste: gestern krepirt uns de Kobbel und heute der Vater,“ oder: „O Gott, o Gott, was böst du fer e Gott, nömmst mi de Koh

*) Ein französisches Sprichwort sagt: „Il n'y a rien si hardi, que la chemise d'un meunier. Parcequ'elle prend tous les matins un voleur à la gorge.“

on lätst mi det Wief;" Eine weitverbreitete Redensart ist: „Was weiß der Bauer vom Gurkensalat," und in Holstein setzt man hinzu: „He itt sinen Gurkensalat mit de Mistforke." „In Bauern gehört Heu oder Haberstroh" meint ein anderes Sprüchwort, und von ihrem dummstolzen Wesen und ihrem Geiz heißt es in einem sächsischen Kindereim:

„Wo die großen Bauern sitzen
Mit den langen Zippelmützen,
Die das Geld mit Scheffeln messen
Und den Dreck mit Löffeln fressen."

Ganz über die Maßen reichlich hat endlich der Geist des Schabernacks dasjenige ehrsame Handwerk gezaust und mit der Lauge seines Spottes begossen, welches unser sterbliches Theil mit Kleidern versorgt, was um so mehr verwundern muß, als nach dieses selben neckischen Kobolds Behauptung kein Geringerer der erste Meister dieser Innung gewesen ist, als Gott der Schöpfer, da er Adam und Eva nach dem Sündenfalle Schürzen aus Feigenblättern machte.

Factum für den Volksglauben ist, daß die Schneider — mit Gunst, Meister und Gesellen — von den ihrer Scheere anvertrauten Rock- und Hosenstoffen mehr in die „Hölle" werfen, als nothwendig und mit einem reinen Gewissen verträglich ist. Ein Sprichwort sagt in Bezug hierauf: „Fünf Ellen geben ein paar Handschuhe, wenn der Schneider kein Schelm ist." Ein Vers spottet:

„Der Müller mit der Metze,
Der Weber mit der Gretze,
Der Schneider mit der Scheer',
Wo kommen die drei Diebe her?"

Abraham a Sancta Clara erzählt in einer von seinen Predigten, indem er sich über nicht gehaltene Versprechungen

verbreitet: „Signor Capronymus, Edler von der Nadel, Herr zu Fadenhofen und Zwirndorf hat nunmehro sein blühendes Leben dem lieben Vaterland unter dem Schneiderdienste aufgeopfert, und da ihm einsmals sammt seinem Bügeleisen die natürliche Hitz entgangen, daß er tödtlich erkranket, auch schon sogar in die letzte Züge gegriffen, hat ihn wegen der gestohlenen Fleck und Lappen das geängstigte Gewissen nicht wenig gedrucket, sonderlich als ein erschreckliches Gesicht ihm die Todesschmerzen um ein Merkliches vergrößerte. Er sahe nämlich den lebendigen Teufel in einer grausamen Gestalt, der dem Schneider einen aus allen seinen zusammengestohlenen Flecken aneinanderstuckten Fahn vorwiese, welcher so groß war, daß er den völligen Himmel damit bedeckte. Es waren in diesen Fahn genäht große Fleck, kleine Fleck, mittlere Fleck, breite Fleck, schmale Fleck, lange Fleck, kurze Fleck, seidene Fleck, sammete Fleck, grobe Fleck, klare Fleck, in Summa allerlei Fleck, nur allein keine goldene Fleck waren darinnen. Ach! wie war nicht dem armen Sünder dazumalen so übel zu Muthe, er ware erstarrt wie ein Fischbein, seine Backen sahen aus vor Forcht wie ein ungebleichter Zwirn, und ein jeder Anblick auf diesen Fahn gedunkte ihm, gleich würde sein bebendes Herz mit tausend Nadeln zerstochen. Derowegen seufzte er in diesem großen Elend zu Gott und versprache nicht allein alle Fleck wieder zurückzugeben, sondern auch hinfüro nicht das geringste Flecklein mehr zu entwenden und unter den Tisch fallen zu lassen. Berufet auch zu größerer Bestätigung seines Gelübdes den Altgesellen mit Vermelden, daß, wenn ihm der Allerhöchste von dieser gefährlichen Krankheit aufhelfen würde, er mithin wiederum seinen Verrichtungen abwarten und die Kleider zuschneiden sollte, der Altgeselle allezeit den Meister Schneider zu vermahnen habe: Meister, gedenkt auf den Fahn. Was geschieht? Der Schneider wird besser, die Kräften nehmen zu, und Signor

Capronymus merkt, daß er nunmehro im Stande sei, die große Scheer zu halten, treibt dannenhero, wie er gepflegt, wieder sein voriges Handwerk, da dann der Altgesell, so oft sein Meister ein Kleid zugeschnitten, keineswegs vergessen, zu sagen: Meister, gedenkt auf den Fahn. Einsmals bestimmte ein vornehmer Herr ein Kleid bei dem Schneider und erkaufte hierzu ein reiches Goldstück (Goldbroccat), als es aber zu dem Zuschneiden kommt, sticht den Schneider der schöne Zeug in die Augen, vergisset darüber sein Gott gethanes Versprechen, schneidt einen großen Fleck, so just auf ein Weiberhauben genug ware, davon weg und läßt ihn hinter die Bank fallen. Alsobald schreit der Gesell: Meister, gedenkt auf den Fahn! Aber Signor Urian kehrt sich wenig daran, sondern widersetzt dem Gesellen: Narr, laß mich schneiden, dieser Fleck ist nicht in dem Fahn gewesen. Hat also nach erlangter Gesundheit seine saubern Stücklein wieder fortgetrieben und ist der alte Schneider blieben."

Behauptet wird ferner, daß die Schneider schwächliche, windige Gesellen und keine Helden seien. „Und was ein rechter Schneider ist, muß wiegen sieben Pfund, und wenn er das nicht wiegen thut, so ist er nicht gesund," versichert ein altes Lied. Ein anderes in des Knaben Wunderhorn erzählt, wie siebzig Schneider in einem papiernen Wagen, vor den eine Gaiß gespannt ist, in's Niederland fahren wollen; ein Bock jagt sie auseinander, und achtundsechzig ertrinken. Wieder in einem andern heißt es: „Der Schneider und die Laus fordern einander heraus." Das Sprichwort, daß neun Schneider an einem Eie genug haben, war schon zu Luthers Zeit im Umlaufe. Wenn man in Westpreußen sagt; „Wovon de Schuster levt, mot de Schnider starwe," so wird dabei an die Begebenheit gedacht, wo ein Schuster durch ein Gericht graue Erbsen mit Speck vom Wechselfieber befreit wurde, während ein Schneider sich durch Anwendung

desselben Mittels um's Leben brachte. Von einem verzagten Menschen sagt man, er habe Schneidercourage. Eine andere Redensart, die hierher gehört, ist: „Er friert wie ein Schneider." Ein bairischer Reim berichtet:

„Nächten bin i fischen gange,
Und da hat mir's g'rathen,
Hab' einen buckligen Schneider g'fange,
Hab ihn lassen braten.
Wie er braten ist g'wesen,
Hab' i geschrien: Zum Essen!
Kommt ein verstohlner Spatz daher,
Hat mir den Schneider g'fressen."

In der Schweiz ist der Spottvers verbreitet:
„Hei, lustig Blut und unverzagt!
Es hätt ä Schneck en Schnider g'jagt.
Und wär der Schnider nit waidle g'sprunge,
So hätt de Schneck den Schnider g'wunne.
Und wär nit ä Floh dazwüsche cho,
So wär der Schnider ums Lebe cho,
Jetzt hät er en postpapierige Mage,
Me chönnt fufzehhundert Schnecke dri jage."

Ein mitteldeutsches Lied von den Schneidern lautet:

„Die Schneider beim Quartale
Die hielten einen Schmaus,
Da aßen ihrer neunzig,
Neunmal neunundneunzig
Von einer gebratenen Laus.
Zum Essen muß man trinken,
Da schmeckts nochmal so gut;
So tranken ihrer neunzig,
Neunmal neunundneunzig
Aus einem Fingerhut.

Und als sie alle gegessen hatten,
Da waren sie alle satt,
Da tanzten ihrer neunzig,
Neunmal neunundneunzig
Auf einem Kartenblatt. Nadelspitz.

Und als sie alle tanzten,
Da raschelt' eine Maus,
Da fuhren ihrer neunzig,
Neunmal neunundneunzig
Zum Schlüsselloch hinaus."

Bekannt ist der Schwank von Eulenspiegel und den Schneidergesellen, vielleicht auch das Märchen von der Kronstädter Baßgeige, in die ein Schneider hinabfällt, und die Erzählung vom Ursprunge des Ausdrucks blauer Montag, der sich von einer Sonntagsprügelei zwischen Schneidern und Schustern herschreiben soll, nach welcher jene am andern Morgen blaue Augen gehabt hätten. Ziemlich verbreitet ist die Meinung, daß die Schneider vom Krebse mit seinen Scheeren das Zuschneiden gelernt haben.

Man weiß endlich, daß der Volkswitz schon in alter Zeit geradezu von einer Verwandtschaft der Schneider mit dem Thiere wissen wollte, das den ersten Bart auf Erden trug. Schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts verlautete davon etwas in einem Spottliede, das 1469 zu Regensburg verboten wurde. Hans Sachs dichtete einen Schwank von der Feindschaft der Schneider und der Gaiß, aber Anspielungen auf die Vetterschaft zwischen beiden blieben beliebter, obgleich man sich vergeblich den Kopf zerbrechen wird, wenn man nach dem Grunde davon fragt. Ein Sprichwort des westphälischen Süderlandes sagt: „Dat Gebläute thüt (das Geblüt thut, die Verwandschaft verlangt es) seggt de Snider, do sprang he in Diek un trok den Zienbock wier herut." Ein anderes Sprüchwort lautet:

„Was einer hat, das hat er, sagte der Schneider und ließ statt einer Kuh eine Gaiß aus dem Stalle.“ *)

Wir sehen, es wird dem wackeren Gewerke der Bekleidungskünstler viel Unrühmliches nachgesagt. Für dumm aber haben die Schneider niemals gegolten. Im Gegentheil, im Märchen überlistet ein schlauer Angehöriger dieses Handwerks sogar den Gottseibeiuns, und ein Reimspruch sagt: Maurerlist und Schneidertrug dem Teufel selber sind zu klug.“

Daß ungastliche Wirthshäuser mit prellsüchtigen Wirthen, deren es früher mehr gegeben haben soll als jetzt, vom Volkshumor nicht ohne Denkzettel gelassen wurden, versteht sich von selbst, und nach den Spottnamen, welche diese Schenken oder Gasthöfe von ihm erhielten, haben hin und wieder ganze Orte, die sich um sie bildeten, ihre jetzige Benennung bekommen. Von letzteren führe ich Fegebeutel, Zehrbeutel und Leerbeutel in Schlesien und Vegesack an der Unterweser an. Ein Wirthshaus in Holstein heißt Luerup (Lauere auf), ein anderes Bie'm Dreedüwel (beim dreifachen Teufel), wieder ein anderes Nobiskrug (ein Name der Hölle). Bei Elberfeld und bei Breslau, desgleichen bei Hildesheim und bei Dresden giebt es eine Schenke, welche den Namen der letzte Heller führt.

Der Humor des Volkes hat sich nun nicht begnügt, einzelne Stände und Gewerbe mit spöttischer Nachrede zu verfolgen oder ihnen Spitznamen, die eine lächerliche Bedeutung haben, zu geben, sondern sich mit seinem Witze an ganzen Orten sowie an ganzen deutschen Stämmen und Landschaften gerieben. Wir betrachten jene, unsere Narrenstädte, im nächsten Capitel und

*) Geringachtung der Schneider kommt auch unter den Franzosen vor. Noch heute sagt man in der Bretagne: „Neun Schneider auf einen Mann“, und nie spricht das Volk hier das Wort Schneider aus, ohne den Hut zu lüften und beizufügen: „Mit Respect zu vermelden.

beschäftigen uns hier nur mit den größeren Volkskreisen, denen die Neckluſt ihrer Nachbarn Schwachheiten oder Thorheiten angedichtet hat. Die Schlesier nennt der Volkswitz Eselsfresser, indem er ihnen nachsagt, sie hätten vor Zeiten nichts von Eseln gewußt, und als sie dann einen zu Gesicht bekommen, hätten sie ihn (der langen Ohren wegen) für einen großen Hasen gehalten und geschossen, worauf er zu Zopten gebraten und zu Breslau verzehrt worden sei.

Die Sachsen, richtiger die Bewohner des Meißnerlandes, sollen knausernde Hungerleider sein, deren Lieblingsgericht Kalbsbraten und Backpflaumen, und deren Leibgetränk „Blümchenkaffee," zu dessen Bereitung alljährlich in der Sylvesternacht unter allerhand frommen Bräuchen eine Bohne Mokka auf den Boden des Kaffeetopfes genagelt würde, die mit viel Wasser und noch mehr Genügsamkeit während der folgenden zwölf Monate zur Herstellung ihres Morgen- und Nachmittagslabsals zu dienen hätte. Ein Stück Zuckerkand hinge die Zeit über zur Versüßung des letzteren an einem Faden von der Decke herab, um beim Trinken Reih um zu gehen. „Ei Herrjeses!" und „Nu eben!" sind Ausrufe, mit denen jeder, der einen „Sechser" sprechen läßt, dessen Rede verzieren zu müssen meint. In früheren Jahrhunderten schalten die Nachbarn auch: „Meißner sind Gleißner."

„Einen Franken wähle zum Freunde, aber nicht zum Nachbar," rieth ehedem ein Sprichwort, und in der Zeit des Faustrechts ging die Rede: „Ein fränkischer Reiter sieht durch neun Kittel hindurch, wieviel Geld man im Sacke hat.

Die Hessen sind blind oder „können vor neun nicht sehen," und man sagt von ihnen: „Wo Hessen verderben, wer wollte da Nahrung erwerben." Ferner heißt es von ihnen: „Hessenblut thut selten gut," und: „Wenn ein Hesse in ein fremdes Land

kommt, zittern die Nägel in den Wänden.“ Ein Vers klagt: Im Lande Hessen giebts große Schüsseln und nichts zu essen,“ und ein längerer meint:

„Das Land Hessen
Hat rauhe Berge und nichts zu essen,
Große Krüg' und sauren Wein,
Wer möcht im Land zu Hessen sein?
Wenn die Schlehen und Holzäpfel mißrathen,
Haben sie nichts zu sieden und zu braten.“

Sehr verschrieen waren vor Alters die Baiern, die für thöricht, trunksüchtig, geizig und gefräßig galten, und von deren Einfalt ein Geschichtchen von fünf Eselsfüßen, die sie „über Meer gebracht,“ im Umlaufe war.

Vor allen andern deutschen Stämmen sind die Schwaben schon früh Stichblatt und Zielscheibe des Witzes und der Spottlust ihrer Nachbarn gewesen. Ein saftiges Sprüchlein über ihre Herkunft begegnet uns in Sigmund Meisterlins Augsburger Chronik in folgenden Worten: „Doch ist ein Sprichwort, die Swaben seien von hohem Stamm, sie schaiß ein Raier ab einem Paum nieder auf die Erde bei dem Rein.“ Sehr alt sind die Behauptungen, daß die Schwaben erst mit vierzig Jahren gescheidt werden, daß sie bis dahin allerlei Dummheiten, „Schwabenstreiche,“ begehen, daß sie nur vier Sinne haben (weil sie schmecken für riechen sagen), und daß sie, wenn ihnen die Braut (nach andrer Version die Frau) am Charfreitage stirbt, noch vor Ostern heirathen. „Der Schwabe hat kein Herz, aber zwei Magen.“ „Schwaben und böses Geld führt der Teufel in alle Welt.“ „Welches Land liefen die Schwaben nicht aus?“ Als einmal einer von ihnen eben erst aus dem Schiffe in Indien an's Land gestiegen war, fragte er schon: „Ist nit ein guter Gesell aus Beblingen hie?“ „Schwabenland ist ein gut Land; es wachsen

viel Schlehen drin, ich mag aber nit wiederum heim." „Schwabenland giebt der ganzen Welt Huren genug und Baiern Diebe." Uralt endlich ist die Mähr von den sieben Schwaben, dem Gelbfüßler, dem Nestelschwab, dem Knöpfleschwab, dem Blitzschwab, dem Seehas und dem Allgäuer, oder, wie sie anderswo heißen, dem Herrn Schulz, dem Jackli, dem Marli, dem Jergli, dem Michel, dem Hans und dem Veitli, die gegen den Hasen ausrückten und dabei in ihrer Einfalt allerhand Abenteuer bestanden, unter denen auch der Versuch figurirt, durch ein Flachsfeld zu schwimmen, das sie, weil es blau blüht und im Winde wogt, für einen See oder Teich halten.

Es würde ein eitles Unternehmen sein, wenn ich mich bemühen wollte, ein vollständiges Verzeichniß aller von der deutschen Fopplust angezapften Stammgenossenschaften und Gaue zu liefern.

Ich führe daher nur noch einige und zwar meist solche an, die meines Wissens weniger bekannt sind. In Westpreußen sagt man: Er ist schläfrig wie ein Schlavonier." Die Schlavonier waren die Bewohner Schalauens, der nördlichsten Landschaft im alten Preußen. Grunow schreibt von ihnen (nach Frischbier): „Die Scalawonier sind von Anbeginn gewesen ein unlustigk volk und ungetrew, und is sich uff nirten gab, den uff viel Schlaffen, in welchem alle seine Seligkeit stand, und wurden im ganzen Lande ein Sprüchwort der unlust."

„In Samaiten und Litthauen
Findet man wenig fromme Frauen,
Viel Städte und wenig Mauern,
Wenig Freyen und viel Bauern,
Viel Waldes und wenig Feldes,
Viel Kaufleute und wenig Geldes,
Viel Räder und wenig Eisen,
Viel Graue und wenig Weisen,

Viel Bett und wenig Feder,
Viel Schuh und wenig Leder,
Viel Herrn und wenig Knecht,
Viel Galgen und wenig Recht.“

Die Gegend, welche Herr Windhorst im Reichstage vertritt, heißt in der Provinz Hannover „Muffrika“ und gilt für halbgesittet und wenig intelligent. Aehnlich urtheilt man in Sachsen über die „Wendische Türkei“ an der oberen Spree.

Die Pommern werden gewöhnlich als grobe Gesellen angesehen. Sonst hört man von ihnen die Redensart: „Schlafen wie ein Pommer“ und daneben: „Trinken wie ein Pommer.“

In Ostfriesland heißt „Feeling“, d. i. ein Westfale, ungefähr so viel wie ein bornirter Mensch, und ein Sprichwort behauptet von dem Lande der rothen Erde: „Schlecht Logiment und lange Meil’, schlimm Bier und Schweinkeul’ giebt’s aller Orten in Westfalen.“ Ein anderer Spruch, wahrscheinlich unter Handwerksburschen entstanden, besagt ungefähr dasselbe: „Grob Brot, dünn Bier und lange Meilen sind in Westfalia, willst du’s nicht glauben, so lauf da.“ Ein dritter erzählt: „Wenn ein Westfälinger aus seinem Lande reist, so scharrt er den Weg hinter sich zu“ (verlangt er nicht wieder heim). Die Schleswiger betrachten die Jüten als dumm und schmutzig und erzählen ihnen allerlei alberne Streiche nach. In ihren Stuben soll wie auf den Weideplätzen für das Vieh ein Scheuerpfahl stehen, da sie alle die Krätze hätten und Gelegenheit haben müßten sich zu schaben. Jütischer Tabak ist soviel wie Kneller, jütischer Branntwein Fusel. Früher sagte man dem Norden der cimbrischen Halbinsel nach, der Süden bekäme von ihm nur: „Magre Heste, sorte Pötte, danske Praeste,“ d. h. dürre Pferde, schwarze Töpfe und dänische Pfaffen.

Von den Appenzellern theile ich unter Voraussetzung strengster Verschwiegenheit das Recept mit, nach dem sie, wie uns der Humor ihrer Nachbarn verrathen hat, ihre berühmten Käse bereiten. Es ist gereimt und lautet:

„Wie mache d' Appenzeller Meidli de Chäs?
Sie thuend s' in ä Chübeli
Und druckend —"

Doch nein, ich will das Geheimniß profanen Ohren lieber nicht verrathen und meines Weges mit dem Rest in der Tasche weiter gehen.

III.

Die deutschen Narrenstädte im Allgemeinen.

Noch viel häufiger und bunter als die Fälle, wo der Humor des Volkes ganze Landschaften und Stämme Deutschlands verspottet und schraubt, sind diejenigen, wo er einzelne Städte oder Dörfer neckt oder in die verkehrte Welt versetzt, und mit den Erzeugnissen dieser Neckerei, den deutschen Narrenstädten, die ihr Gesammtbild in Schilda (nicht zwischen Wurzen und Torgau, sondern in Narragonien gelegen) haben, wollen wir im Folgenden genauere Bekanntschaft machen. Hierbei muß ich aber*), um Mißverständnisse zu vermeiden, etwas weiter ausholen.

Echte Producte des deutschen Volkshumors sind die Anekdoten, Histörchen und Schwänke, die seit Erfindung der Buchdruckerkunst zu den beliebtesten geistigen Speisen der unteren Stände gehörten. Die Sammlung und Bearbeitung derselben erfolgte zwar meist durch gelehrte Hände, auch ist ein Theil der Geschichtchen aus romanischen Nachbarländern, aus dem westlichen Orient, vielleicht selbst aus dem fernen indischen Osten eingewandert. Aber jene Sammler stellten nur zusammen oder häuften nur auf einen Ort, was

*) Vergl. Gervinus a. a. O., wo das Nächstfolgende weiter ausgeführt ist.

schon lange da und dort im Volksmunde war oder von verschiedenen Personen oder Orten erzählt wurde, und jene Fremdlinge hatten sich rasch so eingebürgert, daß sie so wenig mehr als Ausländer zu erkennen waren wie etwa Kreuz, Kelch und Kirche oder andere Worte, die aus Italien und Griechenland stammten.

Die ältesten Erzeugnisse dieser Art Volkspoesie finden wir in Oesterreich. Hier begegnen wir im vierzehnten Jahrhundert zunächst dem „Pfaffen Amis,“ der, nachdem er von seiner Tugend nur Nachtheil gehabt hat, den Entschluß faßt, fortan lediglich seiner Klugheit nachzuleben, und der, bis dahin ein ruhiger, seßhafter Mann, von jetzt ab ein Herumtreiber wird, welcher, bald als Reliquienhändler, bald als Maler, bald als Kaufmann, von England bis nach Konstantinopel hinab an Hoch und Niedrig, Klug und Einfältig alle Arten von Schalksstreichen, Prellereien und Täuschungen verübt. Wir treffen ferner hier den „Neidhard,“ der unter Otto dem Fröhlichen den Bauern, so gut es gehen will, mit allerlei Schimpf und Schabernack zusetzt. Ein dritter südostdeutscher Narr der Literaturwelt ist der „Pfaff von Kalenberg,“ der alle, die mit ihm in Berührung kommen, selbst seine Vorgesetzten, zuletzt sogar den Fürsten, dessen lustiger Rath er geworden ist, nach Möglichkeit und in der Regel sehr unsäuberlich vexirt. Er betrügt seine Bauern, die ihn über's Ohr hauen wollen, er prellt seine Tagelöhner, die ihn zu täuschen beabsichtigen, disputirt glücklich mit seinen Amtsgenossen, entweiht seinen Altar in cynischer Weise, heizt mit heiligen Bildern ein, macht seinen halbblinden Bischof durch ein hübsches Mädchen doppelt sehend u. d. m., was sich nicht näher bezeichnen läßt. Die Schwänke dieser drei Narren sind fast immer schamlos und plump, nicht selten auch grausam, bisweilen eine unglaubliche dreiste Verhöhnung des Heiligen.

Ein ähnlicher Kumpan, aber weniger unsauber, frech und grob, ist „Peter Leu von Hall," der gleichfalls ein schlauer und lustiger Pfaffe ist. Seine ersten Streiche, die sich gegen den Pfarrer wenden, dem er als Helfer dient, fließen aus seiner Dürftigkeit. Später verhöhnt er den Aberglauben, womit er sich zugleich sein Brot schafft und zuletzt auch zu Leinenzeug und Betten gelangt, indem er, als sich einmal schwefelig riechender Nebel über seine Gegend lagert, den Bauern versichert, das rühre von einem Loch in der Höllendecke her, und nun von ihnen Mittel bekommt, es zu verstopfen.

Eine wieder Amis und dem Kalenberger näher stehende Figur des Volkswitzes ist der norddeutsche Eulenspiegel, der Nationalnarr, der Jahrhunderte hindurch ein Liebling des Volkes war, das als That und Handlung auftretende apologische Sprichwort, die Mensch gewordene Dummpfiffigkeit, welche die ihr gewordenen Aufträge stets nach dem Wortlaute, nie nach dem Sinne ausführt und in dieser anscheinenden Narrheit eine gesunde Klugheit verbirgt, die den Auftraggeber ins Hintertreffen versetzt.

Neben diesen Sammlungen von Schwänken, von denen jede sich um eine bestimmte Person gruppirte und so zu einer Art Biographie wurde, traten im sechzehnten Jahrhundert andere auf, die, meist dem Leben entnommen, sich als Anekdotenbücher, zusammengelesen unter allerlei Volk, namentlich aber unter den niederen Ständen, gaben, und von denen nach kurzer Zeit so viele existirten, daß ich mich darauf beschränken muß, die bedeutendsten zu nennen. Die älteste, die zugleich für alle späteren Vorbild wurde, sind die „Facetiae" Heinrich Bebels, die zuerst lateinisch, dann auch in deutscher Sprache erschienen. Der Verfasser, ein schwäbischer Bauerssohn, der sich zum Doctor und gekrönten Poeten aufschwang, war ein guter Beobachter der

Volksnatur, und seine Schwänke, die sich größtentheils auf Bauern, fahrende Schüler, Landsknechte, Bettler und Fastenprediger beziehen, enthalten meist Selbsterlebtes oder von noch lebenden Zeugen der betreffenden Vorfälle Erzähltes. Am Schlimmsten werden darin die Rohheit und Dummheit der Landgeistlichen, die Verkäuflichkeit der Pfründen und der Ablaßkram mitgenommen.

Unter denen, die Bebel auf diesem Wege folgten, ist der Barfüßermönch Pauli, welcher 1518 das Buch „Schimpf und Ernst" schrieb, der hervorragendste. Seine Narren sind vorzüglich Klosterleute, Adelige und von nutzlosem Wissen überfließende Gelehrte mit dünkelhaften Manieren. Alles ist voll Leben und Laune, voll Naivetät und doch fein und geistreich. Weniger Werth hat Kirchhof's „Wendunmuth," der nicht viel mehr als eine Bearbeitung der Bebelschen Sammlung mit Entfernung dessen, was zu anstößig, zu ärgerlich und zu schmutzig erschien, und mit Hinzufügung einer Moral zu jeder Anekdote ist. Ziemlich unsauber wiederum, wenn auch nicht so schlimm, als Gervinus meint, ist dagegen Jörg Wickrams „Rollwagenbüchlein," und den Gipfel der Unreinlichkeit stellt Lindners „Katziporus" dar, welcher die Zote ohne alle Verbrämung und Moral und ohne Anspruch auf Witz servirt.

Das Abendland wie das Morgenland, das Alterthum wie die neue Zeit haben ihre Narrenstädte, die Türken ihr Sivrihissar, die alten Hellenen ihr Abdera, die Franzosen ihre Gascogne, die Engländer ihr Gotham und den irischen Paddy mit seinen tausend Naivetäten und Pinseleien, und wie fast jeder Ort in Deutschland seine Stadtfigur besitzt, so haben auch viele ein benachbartes Städtchen oder Dorf, welches die Zielscheibe ihrer guten und schlechten Witze ist, und dem sie verschiedene lächerliche Eigenschaften oder Streiche nachsagen. Das war in der lustigen

Zeit, wo der deutsche Volkshumor in der höchsten Blüthe stand, wahrscheinlich in noch ausgedehnterem Maße der Fall, und indem die von der oder jener Stadt oder Dorfgemeinde erzählten Gimpeleien von einem Liebhaber dieser Dinge gesammelt und auf eine einzige Stadt, die aber nur fingirt war, gehäuft wurden, entstand die Anekdotensammlung aus der verkehrten Welt, die sich „die Schildbürger" oder „die Lalen zur Lalenburg" nennt, und die später im „Grillenvertreiber" ihre Fortsetzung fand. Es ist die Caricatur des Pfahlbürgerthums, die wir hier vor uns haben.

Die Schild- oder Lalenbürger stammen nach dem humoristischen Historiker, der 1598 die Geschichte ihrer Thaten herausgab, von einem der sieben weisen Meister ab und sind infolge dessen so klug, daß man sie an alle Höfe als Kanzler und Räthe beruft. Bei ihrer langen Abwesenheit geräth das in dieser Zeit den Weibern überlassene Gemeinwesen in argen Verfall, und endlich nach Hause entboten, finden sie hier nichts als Zerrüttung und Verwirrung vor. Sie erblicken die Ursache hiervon in ihrer großen Weisheit und beschließen, es einmal mit der Thorheit zu versuchen; vielleicht gehe es mit der besser. Das ist ein sehr guter Einfall, und wenn nun gezeigt werden soll, wie die Weisheit sich allmählich zur Narrheit abschliff, so nimmt der Verfasser dazu einen ganz hübschen Anlauf, indem die ersten Thorheiten seiner Schildbürger nur ein Vergessen der Lehren der Erfahrung und die darauf zunächst folgenden bereits eine falsche Anwendung der Erfahrung zeigen; aber bald wird diese Entwicklung fallen gelassen, und die Schildbürger sind vollendete Narren, die nun jene zwei oder drei Dutzend Albernheiten begehen, welche auch hier nur zusammengestellt sind, und denen wir zum Theil schon in den genannten älteren Sammlungen begegnen. Die Verwandelung der Weisen in Thoren ist gelungen,

die hiervon erhoffte Verbesserung der städtischen Zustände aber will nicht glücken. Die Lalen greifen Alles auf das Verkehrteste an, gewinnen aber nichts dabei, als daß jedesmal auf Kosten des Stadtsäckels wacker getrunken und ein tüchtiges Loch in das öffentliche Gut gegessen wird.

Das Buch, in welchem dieß berichtet wird, war, wie bemerkt, nur eine Sammlung und Verschmelzung von Witzen und Schwänken, die in den einzelnen deutschen Landschaften von gewissen Orten erzählt wurden und zum Theil schon in älteren Anekdotenbüchern eine Stelle gefunden hatten. Es hat aber unzweifelhaft beigetragen, daß sich die vermuthlich zuerst in Schwaben oder sonstwo in südwestlichen Deutschland entstandenen Anekdoten von angeblichen Verkehrtheiten und Pinselstreichen dortiger Städtchen und Dörfer auch in der norddeutschen Luft verbreiteten und sich aus dieser auf nieder- und obersächsische, schlesische und pommersche, ostpreußische und schleswig-holsteinische, mecklenburgische, hannoversche und hessische Orte niederließen. Mit andern Worten: die Lust, einem Nachbarorte eine unglaublich starke Probe der Einfalt seiner Bewohner anzuhängen, dem Gefallen an Lügenmärchen und Geschichtchen von dummen Jungen verwandt, aber zugleich satirischer Natur, auf's Foppen und Schrauben gerichtet, florirte auch nach Erscheinen der Bebelschen und Kirchhofschen Sammlungen von Schwänken und des Lalenbuchs fort, und diese Schriften sind in vielen Fällen Ursache gewesen, daß dieselben Geschichten weit von einander entlegnen Städten und Dörfern nachgesagt wurden. Es wurde wohl nicht selten eine neue Neckerei erfunden, aber der Fall, wo die Neigung, dem Nachbar etwas am Zeuge zu flicken, ihm eine Narrenschelle anzuhängen, stärker war, als das Geschick dazu, die Phantasie, die Erfindungsgabe, der Witz, ist offenbar der häufigere gewesen, und die Mehrzahl der Schildbürgerstreiche, die

wir gewissen süd-, und norddeutschen Ortschaften aufs Conto gesetzt sehen, stammen, wenn nicht von fahrenden Leuten, aus jenen Büchern her. Nur in der einen oder der andern Nebensache weichen sie von den Originalen ab, der Grundgedanke ist derselbe.

Ein paar Beispiele werden genügen, um dieß darzuthun. Von den Ellikonern in Kanton Zürich wird erzählt, daß man ihnen, als ihre Felder von wilden Schweinen verwüstet wurden und sie die letzteren nicht wegzubringen im Stande waren, den Rath ertheilte, Eier unter sie auswerfen zu lassen, daß sie in Verlegenheit waren, wie dieß der damit zu Beauftragende ohne Zertreten des Getreides auf den Aeckern bewerkstelligen könnte, und daß sie das Auskunftsmittel fanden, ihn von vier Männern auf einer Bahre durch die Felder hin und her tragen zu lassen. Dieser Geschichte begegnen wir bereits bei Bebel, nur wird sie hier von den schwäbischen Mundingern erzählt, und die Schweine sind Störche, welche jenen die Wiesen beschädigen. Dieselben Mundinger läuten, als sie zum ersten Mal einen Krebs sehen, erschrocken Sturm, ein vielgereister Schneider, der etwas von den Scheeren verstehen muß, wird über das Ungeheuer befragt und meint, wenn es nicht eine Turteltaube sei, werde es wohl ein Hirschbock sein; zuletzt wird der schreckliche Krebs mit Büchsen todt geschossen. Von den Bauern zu Thaden in Holstein wird ganz Dasselbe berichtet, nur ist das Ungethüm kein Krebs, sondern ein Frosch. Die Salvanser in Tirol lassen Bauholz vom Berge an einem Seile hinab, dabei entrollt ihnen einer der Stämme, sie finden, daß die Sache sich auf diese Art leichter macht, und so beschließen sie in ihrer Weisheit, die bereits untenliegenden Stämme wieder hinaufzuschaffen, um sie dann hinabzuwälzen; dieser Schwank steht aber bereits im Buche von den Lalenbürgern und soll sich auch in verschiedenen norddeutschen Orten zugetragen haben.

Anderes der Art auf die nächsten Abschnitte versparend, erwähne ich hier nur noch Folgendes. An verschiedene Dörfer heften sich humoristische Sagen, nach welchen deren Bewohner mit den Vorgängen bei der Feldwirthschaft und den Werkzeugen derselben völlig unbekannt sind, sodaß sie Salzsamen und sogar Kuhsamen säen und die Sense für ein Ungeheuer halten. Aus dem Histörchen vom Krebse entwickelten sich ähnliche Erzählungen von unbegreiflicher Unbekanntschaft mit der Thierwelt. Von den Bauern mehr als einer Gemeinde wird berichtet, daß sie einen Krebs, Aal oder Frosch ertränken gewollt. Von einem andern Orte heißt es, daß die Leute dort einen Hecht gefangen und, als er nach Wasser geschnappt, ihn für einem Singvogel gehalten und in einen Käfig gesperrt hätten. Wieder von einem andern heißt es, daß man dort einen Müllereſel für einen Storch gehalten. Noch andere Dörfer oder Kleinstädte zog man mit der Nachrede auf, daß sie mit Wehr und Waffen gegen ein vermeintlich reißendes Thier ausgerückt seien, von dem ihnen zuletzt ein Fremder gesagt habe, daß es eine Katze, ein Hase oder gar nur ein im Weiher schwimmender Backtrog sei.

Man hatte sich aber nicht blos mit solchen Schwänken aus dem ebengenannten Anekdotenmagazin oder nach dem Muster derselben zum Besten, sondern taufte, foppte, schraubte, uzte und ärgerte sich auch mit einer großen Anzahl andrer Dinge, die der Volkswitz aus dem Namen, den Sagen, den Sitten und Gewohnheiten, der Sprechweise eines Ortes und Aehnlichem herauszufinden wußte. Der Flecken Wyk auf der Insel Föhr z. B. soll nach dem Gequick eines Ferkels benannt sein, welches den um einen Namen verlegnen Erbauern des Ortes aus der Noth geholfen hätte. Die Bewohner einer Anzahl Dörfer werden Eselsfresser oder Füllenbeißer gescholten, was hier so,

dort anders erklärt wird, während der wahre Grund der Benennung vermuthlich der ist, daß von ihnen früher einmal die Sage gelebt hat, es gebe viele Wehrwölfe unter ihnen. Fast unzählig sind die Spitznamen, die von Speisen hergenommen sind. Ich nenne hier nur aus dem Elsaß bie Schneckenschlezer von Baldersheim und die Mehldesch von Diedenheim, aus dem vlämischen Belgien die Kaninchenesser von Dünkirchen und die Senfesser von Ostende, aus Schwaben die Zwiebeln von Eßlingen und aus der Schweiz die Pappenhauer von Aarau und die Chriesisüppli von Brugg. Manche Orte haben nach den in ihnen vorzüglich betriebnen Gewerben Spitznamen bekommen; als ein Beispiel davon sei „Pantoffelgroitsch" bei Leipzig erwähnt. Von mehreren norddeutschen Städten geht die Rede, daß sich bei ihnen „Füchse und Wölfe gute Nacht sagen," oder daß dort „die Hunde mit den Schwänzen bellen," was unter andern von Burtehude behauptet wird, aber, wie ich bezeugen kann, erlogen ist. Auf das thüringische Städtchen Triptis wird in Sachsen die Redensart bezogen: „In Tripstrille, wo die Pfütze über die Weide hängt."

Die Bürger von Alzei in Rheinhessen, das eine Geige im Wappen führt, weil Volker, der Fiedler im Nibelungenliede, dort geboren sein soll, werden Fiedler genannt. Die schwäbischen Hirschauer — nicht mit denen der baierischen Oberpfalz zu verwechseln — haben den Spottnamen Kröpfle, vielleicht, weil es einmal dort viele Kröpfe gab, und man foppt sie mit der Behauptung, sie hätten die Waden am Halse. Um das Maß der Lächerlichkeit voll zu machen, wird hinzugefügt, sie hätten den Buchstaben R verloren, so daß sie statt Herr Hirschwirth Hee Hieschwieth sagten. Von den Bauern des hannoverschen Wendlandes erzählt man sich, daß sie, wie der londoner Cockney, das H immer da anbrächten, wo es nicht hingehört, und da weg-

ließen, wo es von Rechtswegen auszuſprechen, ſodaß iſt ſie z. B. Err Hamtmann ſtatt Herr Amtmann zu ſchreiben pflegten. In den beiden folgenden Kapiteln werden auch dieſe Neckereien möglichſt vollſtändig mitgetheilt werden. Hier nur noch das märkiſche Sprichwort, welches behauptet: „Berliner Kind, Spandauer Wind, Charlottenburger Pferd ſind den Teufel nichts werth.“

IV.

Narrenorte und Necknamen in Norddeutschland.

Ungewöhnlich reich an Orten, denen Schildbürgerstreiche nachgesagt werden, und solchen, die vom Volkshumor Spitznamen bekommen haben, sind in Norddeutschland Schleswig-Holstein und die Provinz Preußen, in Süddeutschland Schwaben, die Schweiz und Tirol. Ich beginne mit dem Norden und hier wieder mit dem Lande zwischen der Elbe und der jütischen Grenze, wobei ich Müllenhoffs „Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig, Holstein und Lauenburg" benutze. Dort erzählen zunächst die friesischen Inseln mancherlei närrische Dinge von einander, und jede dünkt sich klüger als die andere und weiß ihr eine Dummheit anzudichten. Dahin gehört die Geschichte, welche die Amringer (Bewohner der Insel Amrum) vom Kirchenbau auf dem benachbarten Föhr erzählen. Die älteste Kirche dieser Insel war ohne Thür auf die Welt gekommen, und die Föhringer zerbrachen sich vergeblich den Kopf darüber, wie sie hineingelangen könnten. Da reiste endlich einer von ihnen hinüber zu den gescheidteren Nachbarn auf Amrum und fragte, was in dieser Noth zu thun sei. „O!" sagten die Amringer, „jam mut 'en Dör mage" — ihr müßt eine Thür machen. Vergnügt fuhr der Föhringer wieder heim, aber

unterwegs vergaß er, was man ihm gerathen hatte. Darüber wurde er sehr betrübt und ging, nachdem er zu Hause angekommen, zu einem Freunde, um ihm sein Unglück zu klagen und ihn zu bitten, ihm den guten Rath, den er auf dem Heimweg verloren, suchen zu helfen. Beide begaben sich mit ihren Spaten hinaus auf die Watten zwischen Amrum und Föhr und gruben im Schweiße ihres Antlitzes nach dem verlornen guten Rathe. Endlich hatte der Freund eine Sandbank bis auf's Wasser durchgegraben, da rief er: „Ik san dör!" — ich bin durch, „Richtig," sagte der Andere erfreut, „en Dör wast" — eine Thüre war's. Da gingen sie fröhlich nach Hause, und die Kirche bekam ihre Thür. Eine andere Anekdote erzählt, daß die Föhringer einst den Mond auf der See sich spiegeln sahen und in der Meinung, es sei ein dort schwimmender Käse, ihn mit einem Boote holen wollten.

Von den Friesen im Allgemeinen aber sagt man in Holstein, wenn sie studirten, würden sie mitunter sehr gescheidt, in der Regel aber Querköpfe.

Auch die Romöer gelten just nicht für die Klügsten, indeß findet sich gelegentlich ein aufgeweckter Kopf unter ihnen. So in folgendem „Dönchen." Einmal war es auf Röm Mode geworden, rothe Jacken zu tragen, und alle Welt schaffte sich eine solche an. Nur Paul Moders, ein armer Robbenschläger und Thranschlucker, konnte sich keine erzeugen. Er war aber ein Philosoph, und wenn ihn eins wegen seiner grauen Jacke aufzog, antwortete er, daß er eben keine rothe haben möge. Nun kam in dieser Zeit den Romöern der Gedanke, ihre Kirche stehe nicht am rechten Flecke, sie müsse wenigstens zwei Ellen weiter südlich stehen. Jedermann nahm natürlich diese Angelegenheit in ernste Erwägung, weil sie da nur eine einzige Kirche haben, und lange und heftig stritt man sich auf dem Thing, wie es zu machen

sei. Da trat endlich Paul Moders vor und sagte, die Sache wäre sehr einfach. Die Kirche wäre von nur wenigen Leuten gebaut, viele müßten sie daher leicht von der Stelle bringen können. Alle Mann sollten sich gegen die Nordseite stemmen, auf der Südseite aber sollte man zwei Ellen von der Mauer eine rothe Jacke hinlegen, damit man nachher wüßte, ob die Kirche auch soweit fortgerückt wäre. Der Vorschlag des Robbenklopfers wurde gebilligt, und alle Leute auf der Insel begaben sich auf die Nordseite und schoben. Nicht lange, so kam Paul Moders um die Ecke, um zu melden, daß die Kirche jetzt da wäre, wo man sie hätte haben wollen, sie stände auf der Jacke, von der nichts mehr zu sehen sei. Die Romöer waren damit wohl zufrieden und bedankten sich bei ihm, daß sein Rath ihnen die schwere Arbeit so leicht gemacht habe, konnten's aber doch nicht recht begreifen, als Moders am nächsten Sonntag eine rothe Jacke anhatte.

Von den Narren auf dem Festlande Schleswig-Holsteins gedenken wir zuerst der Thadener im Gute Hanerau. Sie waren einmal beim Grasmähen, da stießen sie auf ein Thier, das hatten sie in ihrem Leben noch nicht gesehen. Es war aber ein Frosch. Sie wunderten sich männiglich, als es herumhüpfte und sich dann wieder hinsetzte und aufblies; als es aber gar zu quaken anfing, fiel ihnen vor Schreck die Mütze vom Kopfe. In ihrer Angst schickten sie zum Bauernvogt: er solle gleich kommen und ihnen sagen, was das für ein Thier sei. Er kam, trat behutsam ein Stück von der Stelle hin, wo das Wunderthier hockte, und betrachtete es lange mit prüfendem Blicke. Dann aber sagte er: „Lüet, hier bön ek wörklich in Twifel; wenn dat keen Hartbock (Hirsch) est, so mot dat en Tötteldus (Turteltaube) wäsen.“

Geistesverwandte der Thadener sollen die Gabeler sein. Zu denen kam einmal ein Handelsmann mit einer Katze im

Sacke. Die Gabeler hatten von einem solchen Thiere noch nie gehört, und so wollten sie wissen, was es sei, und wozu es tauge. „Das ist ein Thier zum Mäuseausrotten," antwortete der Kaufmann. Den Leuten stand ein solches Ding an, sie fragten um den Preis, für den es feil sei, man wurde um dreihundert Thaler Courant einig, und das ganze Dorf brachte die Summe zusammen. Dann beschloß man, mit dem Ausrottungsgeschäft an dem einen Ende des Dorfes anzufangen, die Katze sollte dann von Haus zu Haus weiter gegeben werden, bis der ganze Ort gesäubert wäre. Der Handelsmann war mit seinem Gelde schon fort, als es den Gabelern erst einfiel, daß sie ja nicht wüßten, was das Thier fräße. Schnell mußte einer von ihnen dem Manne nachreiten, um sich zu erkundigen, und als er ihn in der Ferne erblickte, rief er ihm schon seine Frage zu, und der Mann antwortete: „Milch und Mäuse." Dem auf dem Pferde klang das wie Milch und Menschen. Eilig, damit kein Unglück geschehe, jagte er zurück. „Menschen!" schrieen die Gabeler voll Schrecken und liefen rasch aus dem Hause weg, wo sie bis dahin die Katze beobachtet hatten. Um des reißenden Thieres ledig zu werden, beschloß die Gemeinde das Haus niederzubrennen. Aber die Katze lief, als die Hitze empfindlich wurde, ins nächste Haus. Auch das steckten die Gabeler an, und so ging es fort, bis das ganze Dorf in Asche lag. Ich bemerke hierzu, daß diese Geschichte auch in Lalenburg sowie in Büsum passirt ist.

Von den Bewohnern des Dorfes Jagel bei Schleswig, welche unter ihren Nachbarn in der Umgegend den Beinamen „die tollen Jageler" führten, wird behauptet, daß sie nur halbe Narren gewesen seien. „Sie nehmen noch Vernunft an," heißt es in der betreffenden Spottgeschichte; „denn einmal sollte im Dorfe ein Balken in ein Haus gebracht werden, und da merkten die

Leute, daß die Thüre zu schmal und der Balken zu breit war, um das bewerkstelligen zu können; sie hatten diesen nämlich quergelegt hineinschaffen wollen. Während sie sich noch besprachen, wie dem abzuhelfen sei, sahen sie, wie ein Sperling einen Halm in sein Nest über der Thür brachte, und da ließen sie sogleich ihr Ueberlegen und Berathen sein und machten's, wie es der Spatz gemacht, d. h. sie trugen den Balken der Länge nach hinein. So hält man's in Jagel noch heutzutage.

„Ga hen na Hostrup und laat di de Dös utsniden" — geh hin nach Hostrup und laß dir die Dummheit ausschneiden, ist ein landläufiges Wort in der schleswig-holsteinischen Landschaft Angeln, weil böse Zungen wissen wollen, die Hostruper hätten eine eigene Scheuer, um alle Dummheiten darin aufzubewahren. An einem schönen Morgen befand sich das Dorf beim Grasmähen. Da kam Einer zu ihnen und erzählte ihnen vom Kriege, von dem er soeben in der Stadt gehört hatte. „Krieg?" Wat is denn Krieg?" fragte ein wißbegieriger Hostruper. „Wenn de Trummel geit," erwiderte Jener. „Wo (wie) geit de Trummel denn?" fragten wieder ein paar Leute. „Bum, bum, bum," antwortete der Fremde. Da arbeiteten sie weiter, die Trommel aber steckte allen in den Köpfen. Nun geschah es, daß sie eine Tonne Bier mit auf die Wiese gebracht und ausgetrunken hatten, und daß eine Hummel sich in das Spundloch verirrte und den Ausgang nicht gleich wieder finden konnte. Bei dem Bestreben, wieder ins Freie zu kommen, stieß sie, bum, bum! mit ihrem dicken Kopfe mehrmals an das Holz. „Da is de Krieg!" rief erschrocken der klügste der Hostruper, und sofort gab Alles Fersengeld. Ein beherzter Mann gedachte wenigstens die Tonne zu retten, und so nahm er sie mit raschem Griffe auf den Rücken, machte jedoch damit das Uebel nur ärger, da jetzt die Kriegstrommel sich unmittelbar hinter ihnen

mit fortbewegte. Einer sprang schnell auf ein Pferd, das am Wege graste, da flog der Pflock, an den es gebunden war, heraus und dem Reiter an den Kopf, und der Getroffene schrie: „De Fiend het mi drapen!" Da sah man, daß es Ernst wurde, und wer nur konnte, sprang über Hecken und Planken.

Eine gute Anzahl arger Lächerlichkeiten dichtet der Volksmund den Bishorstern in der Haseldorfer Marsch, den Kisdorfern bei Bramstedt, den Kussauern bei Plön, den Neuenkirchnern am Ausfluß der Elbe, den Fockbeckern bei Rendsburg, den Gramern zwischen Hadersleben und Ripen und vor allen den Büsumern im Ditmarscherlande an.

Bishorst war ein Dorf an der Elbe, die es aber im Laufe der Zeit weggerissen hat, so daß nur noch eine Baumgruppe im Außendeich an seine frühere Existenz erinnert. In alten Zeiten war es in diesem Orte Gebrauch, am Morgen des heiligen Christtags frühzeitig zur Kirche zu gehen, um, wie man sagte, den frommen Hirten im Evangelium nichts nachzugeben. Um nun in der Dunkelheit den Weg nicht zu verfehlen, hatten die Bishorster ein Seil ausgespannt, an dem sie sich bis zur Kirchenthür hintasteten. Ein Schalk aber wußte darum, und weil er den Leuten einen Streich spielen wollte, leitete er das Seil statt nach der Kirchenthür nach einem tiefen Brunnen. Die Bishorster dachten an nichts Arges und gingen, als die Stunde zur Kirchfahrt gekommen, an ihrem Seil einer hinter dem andern her. Als nun der Erste an den Brunnen kam, fiel er hinein, und das Wasser schlug ihm über dem Kopf zusammen. Der Nächste dachte, es sei die Kirchenthür, und rief: „Plump in helgen Karken! Laat apen, ik will ook 'rin." Damit fiel auch dieser hinein. Und der Nächste dachte ebenso, und er und die Andern alle bis auf den Letzten stürzten in den Soot. Also kamen die Bishorster um's Leben.

Von den vielen Dönchen, die man von den Kisdorfern zu hören bekommen kann, theile ich nach Müllenhoff die beiden folgenden mit. Einmal fuhr ein Geestbauer nach Kisdorf hinunter und hatte auf dem Wagen eine Sense mitgenommen, um damit am Wege das für die Pferde nöthige Gras zu schneiden. Nahe beim Dorfe mähte er den Thieren eine gute Mahlzeit zurecht und ließ darauf die Sense liegen, da er sie des Abends bei der Heimkehr wiederzufinden hoffte. Als nun die Kisdorfer merkten, daß auf ihrer Wiese Gras fehlte, und sie die Sense entdeckten, hielten sie dieselbe für ein grimmiges, grasverwüstendes Thier und beschlossen, um weiteren Folgen ihrer Gefräßigkeit vorzubeugen, den Platz, wo sie lag, zu umzäunen. Abends fand der Geestbauer seine Sense mit einer tüchtigen Dornhecke umgeben. Er lachte sich satt darüber und brachte dann die Geschichte unter die Leute. Ein andermal hatten die Kisdorfer ein wildes, störrisches Pferd, das in keinem Stalle bleiben wollte. Da beschlossen sie, ein eignes Haus um dasselbe herum zu bauen, aber als sie damit fertig waren, hatten sie die Fenster vergessen und mußten sich, wie die Lalenburger, damit zu helfen suchen, daß sie ein Loch ins Dach schlugen und das Tageslicht in Säcken hineintrugen.

Ein Fockbecker hatte sich einmal von Rendsburg für ein paar Schillinge gesalzene Heringe mitgebracht und seine Nachbarn auf sie als auf etwas Neues zu Gaste geladen. Sie fanden das Essen vortrefflich und wünschten viele solche Fische zu haben. Der Klügste unter ihnen gab endlich den Rath, einen Korb voll aus der Stadt zu holen und sie in den Dorfteich zu setzen; da würden sie sich mehren und alle dann im Herbst die Menge davon haben. Gesagt, gethan. Als man aber im Herbste den Teich abließ und nach den Heringen sah, fand sich nicht ein einziger vor. Nur ein stattlicher Aal wälzte sich im Schlamme. Er wurde gehascht,

und alle waren einig, daß nur er die Heringe weggefressen haben könne. „Und so wollen wir zur Strafe auch ihn aufessen," meinte ein Einfältiger unter den Bauern. „Das wär' ihm gerade recht," erwiederte ein etwas Klügerer, und weil er sich einmal gebrannt hatte, schlug er vor, ihn den Feuertod sterben zu lassen. „Brennen ist schlimm," sagte ein noch Gescheidterer, der einmal in's Wasser gefallen war und beinahe ertrunken wäre, „aber meine Meinung ist, wir werfen ihn in die Au (den Bach) und lassen ihn ersaufen. Dieser Vorschlag gefiel den Fockbeckern am Besten, und der Bauernvogt mußte den Aal in die Au tragen. „Seht, wie er sich quält!" rief er den Andern zu, als der Aal sich im Wasser fröhlich krümmte und wand, und Alle gingen vergnügt über die wohlgelungene Rache nach Hause.

Weil die Büsumer an der See wohnen, kann man sich denken, daß sie gute Schwimmer sind; indeß folgt daraus noch nicht, daß sie sich auch gut auf die Rechenkunst verstehen. Eines Tages schwammen ihrer neun in die See hinaus, und als sie ein gutes Stück draußen waren, wandte sich der Vordermann um und sagte: „Jungens, ich muß doch wahrhaftig 'mal zählen, ob nicht am Ende einer ersoffen ist, oder ob wir noch alle beisammen sind." Er fing also an: „Eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben — acht — — ich bin ich," sagte er zuletzt, „und so muß Einer ersoffen sein." „Laß mich 'mal zählen," sagte ein Anderer und begann: „Eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben — acht — — ich bin ich — da ist wirklich Einer ersoffen." Traurig schwammen sie nach dem Ufer zurück und suchten den Neunten. Einer fing wieder an zu zählen. Da kam ein Fremder des Weges, der fragte sie, weshalb sie so betrübte Gesichter machten. Sie erzählten ihm, wie sie ihrer neun hinausgeschwommen wären und jetzt nur

noch acht herauszählen könnten — einen müßten sie also verloren haben. Da gab ihnen der Fremde den Rath, daß jeder seine Nase einmal in den Sand stecke, und dann sollten sie die Löcher zählen. Da waren die Büsumer so glücklich, die richtige Zahl zufinden; denn es waren wirklich neun Löcher. Vergnügt kleideten sie sich an und gingen ins Dorf zurück.

Die Chronik von Büsum enthält noch mancherlei andere Proben von der Klugheit der Ortsbürger, z. B. wie sie den Mond aus dem Brunnen schneiden wollten, wie sie einen Hummer für einen Schneider hielten, wie sie ein Feld mit Kuhsamen bestellten, wie sie (geich den Jagelern) über die Möglichkeit, einen Balken durch eine Thür zu bringen, von einem Sperling belehrt wurden, u. s. w. Besonders wundersam sind die Abenteuer derer, die auf die Reise geschickt wurden, um den Mann zu suchen, der ihnen den Mühlstein gestohlen hatte. Sie kommen nach Friedrichstadt und entdecken den Senf, sie geben, um nicht dem Ofenfeuer zu nahe zu sitzen und zu viel von der Hitze auszustehen, dem Wirth ein Stück Geld, daß er die Wand mit dem Ofen weiter zurücksetzen lasse; er aber rückt blos, als sie hinausgegangen, ihre Stühle ein wenig vom Ofen ab. Sie gelangen endlich nach Hamburg und ertappen in dem Pastor an der Michaeliskirche den Dieb des Mühlsteins — eine Anspielung auf die mächtigen, auch in Leipzig zur Amtstracht der Geistlichen gehörigen Halskrausen, welche die Pfarrer der Hamburger Hauptkirchen tragen.

Warum die Sörup er in Mittelangeln „Honiglickers“ (Honiglecker) genannt werden, läßt sich in guter Gesellschaft nicht mittheilen. Dagegen mag die Geschichte, wie die Böeler zu dem Namen der Fahlenbieters (Fohlenbeißer) kamen, hier noch Platz finden. Es ist schon lange her, als es sich begab, daß auf der Grenzmark zwischen Böel und Struxdorf ein Füllen

gefunden wurde, dem ein großes Stück Leder vom Rücken geschunden war. Es erhob sich die Frage, wer der Schinder sei. Die Böeler gaben den Struxdorfern, die Struxdorfer ihrerseits wieder den Böelern die Schuld, und um das zu beweisen, trieben die Böeler das Thier des Nachts auf das Struxdorfer, die Struxdorfer dasselbe wieder auf das Böeler Gebiet. Das währte eine geraume Zeit, da keine der beiden Parteien sich ergeben wollte. Endlich kam man auf den etwas vernünftigeren Einfall, den Streit durch Schiedsmänner schlichten zu lassen, und diese entschieden nach reiflicher Ueberlegung wie folgt. An der Stelle, wo das Fohlen zuerst in seinem betrübten Zustande gesehen worden, stand eine junge Eiche. Diese sollten die Streitenden wie eine Weidenruthe drehen und in einen Knoten knüpfen, und wer von beiden Theilen dieselbe bei dieser Operation zerbräche, sollte als der schuldige gelten. Die Struxdorfer waren dabei mit dem Geschäfte des Drehens, die Böeler mit dem des Verknüpfens bedacht. Erstere wußten sich zu helfen: sie schlugen in der Nacht den Baum nieder, hielten ihn über ein Feuer und drehten ihn dann ohne Schaden mit Radwinden. Die Böeler waren erstaunt, als sie Tags darauf hörten, die Sache sei, so weit sie ihre Gegner anginge, abgethan; überzeugt, daß das Drehen des spröden Stammes unmöglich sei, hatten sie sich um nichts bekümmert. Sie dachten jetzt indeß, auch ihnen werde Unmögliches gelingen, und so begaben sie sich gleichfalls an's Werk. Allein bis dahin war die Eiche, welche über der Gluth geschmeidig geworden, längst wieder zu ihrer alten Sprödigkeit zurückgekehrt, und statt sich zu einem Knoten zu fügen, zerbrach sie den Arbeitern unter den Händen. Der Rechtsstreit war damit zu Ende, und die Böeler trugen von da an bis heute den Namen der Fahlenbieters, und man sang in Angeln ein Spottlied auf sie, das jetzt bis auf den folgenden Vers vergessen ist:

Nu dagt et achter Düttebüll,
Nu belln de Kappler Hünn':
Stat up, Strustrupper Herreslüd,
Un wäert ju, wenn jy könnt.
Böeler Fahlbieters kamet my her
Mit Fahlfleesch in ju Mund."*)

Hannover hat wieder eine ziemliche Menge von Städtchen und Dörfern, denen wunderliche Dinge nachgesagt werden. Da haben wir zunächst das vielberufene Dorf Jühnde bei Göttingen, von dessen Bauern die Umgegend wohl ein Dutzend Gimpeleien zu erzählen weiß. Nicht weit davon liegt Dransfeld, dessen Bewohner einst wie die Schlesier die berühmte Jagd auf einen Esel unternahmen, der ihnen ein großer Hase zu sein schien. Sie wurden dabei von den Göttingern überfallen, die den Esel fingen und ihn als Hasen verspeisten. Die Göttinger bekamen davon den, wie erwähnt, auch sonst nicht selten anzutreffenden Necknamen Eselsfresser, die Dransfelder aber heißen seitdem Hasenköppe, und ihr Bier wurde Hasenmilch getauft. Ferner haben die Schuhmacherstadt Peine und die Dörfer Brämele und Bardowiek ihre Note als Orte, wo unfreiwillige Komik zu Hause ist. Von Buxtehude aber geht in Hamburg der Spruch:

„Broder, ik un du
Wy gat na Buxtehu,
Wöllt dem Bauer in Keller krupen
Un em all sin Beer utsupen."

*) D. h.: Nun tagt es hinter Düttebüll (Redensart, die etwa bedeutet: jetzt geht uns ein Licht auf), nun bellen die Hunde von Kappeln (Flecken an der Schlei): Steht auf, Struxdorfer Herrenleute, und wehrt euch, wenn ihr könnt. Böeler Füllenfresser kommt mir her mit Füllenfleisch in eurem Munde. Wie schon oben bemerkt, schloß der Spitzname der Böeler früher wahrscheinlich den Vorwurf ein, dieselben seien Wehrwölfe, oder hätten wenigstens solche unter sich.

Braunschweig hat an dem einen, aber weit berühmten Schöppenstedt genug, welches indeß in den Ruf der Thorheit wohl nur dadurch gekommen ist, daß Kneitlingen, der Geburtsort Till Eulenspiegels, nicht weit davon entfernt liegt, oder daß man bei dem Namen Schöppenstedt an Schöps statt an Schöppe dachte.

Von Bremen singt der Spruchdichter des Volkes spöttisch: „Wer stehlen will und nicht hangen, der geh nach Bremen und laß sich fangen." Im oldenburgischen Ammerland soll es eine Unzahl von Neckereien zwischen den einzelnen Orten geben. Die Leute aus dem „Stägeland" (d. h. Stedingerland) Vegesack gegenüber werden mit dem nicht sehr witzigen Reime geneckt: „In't Stägeland, in't Stägeland, da hängt der Käspott an de Wand," worauf sie zu antworten pflegen: „Un wer dat nich verdregen kann, der lat sin Näs ut Stägeland."

In Mecklenburg giebt es meines Wissens nur einen Ort, wo Schildbürger wohnen sollen, Teterow, dafür aber hat der fopplustige Kobold demselben einen ganzen Sack voll Thorheiten in seine Chronik geschüttet.

Ungemein reich an Namen, die mehr oder minder Schimpf einschlossen, war ehemals Pommern. Hier finden wir unter Anderen die „Stintköppe" von Wollin, die „Plunderköppe" von Cammin und die „Pomuffelsköppe" von Gollnow. Die Mönchsguter wurden von den Putpusern (nach ihren großen Messern) „Pook," letztere aber von ersteren (nach ihren Streitkolben) „Kolber" genannt. Die Cösliner hießen „Sacksöfer," weil sie einen katholischen Barbier, der mit einer quakenden Ente den lutherischen Gottesdienst gestört hatte, in einen Sack steckten und ersäuften, die Anclamer „Swinetröcker," weil sie, als der Herzog Schwäne von ihnen verlangte, Schweine schickten. Die Stralsunder endlich sollten, wie die Necksucht ihrer Nachbarn beanspruchte, auf den

Namen „Hans Katte“ hören, da sie sich einmal gegen eine Katze in ihrem Kirchthurm, die sie für einen Fuchs gehalten hätten, in die Rüstung geworfen haben sollten.

Auch die Mark zeigt einige Beispiele von humoristischer Behandlung von Ortschaften. Häufig finden sich scherzhafte Deutungen von Städtenamen, z. B. bei Küstrin und Köpnik. Ein großer Krebs, der gefangen worden war und an der unrechten Stelle verkauft werden sollte, rief den Leuten zu: „Köp nich.“ Oft mußte ein spöttischer Vers der Eifersucht Ausdruck geben, die zwischen Nachbarstädten herrschte. So heißt es in der Altmark:

„Die Stendaler trinken gerne Wein,
Die Gardelegner wollen Junker sein,
Die Tangermündner haben den Muth,
Die Soltwedler haben das Gut.
Die Seehausner sind Abentenrer,
Die Werbner machen den Weizen theuer,
Die Osterburger wollten sich recken
Und thäten den Bullen für den Bären stecken.“

Die beiden letzten Verse beziehen sich auf eine Begebenheit, um deretwillen auch die Moriner in der Neumark den Namen der Bärenstecher haben: sie sahen einen friedlich der Stadt zuwandelnden Bullen für einen Bären an und eilten ihm mit Spießen und Stangen entgegen.

Die Bartner in der Provinz Preußen werden „Rekel“ genannt.*) Von den Bauern in Butsch bei Christburg wird erzählt: sie waren einmal im Kruge zur Schulzenwahl ver-

*) Vgl. hierzu wie zu dem Nächstfolgenden Frischbier: „Preußische Sprichwörter und volksthümliche Redensarten.“ 2. Aufl.

sammelt, es wollte aber niemand Schulz werden. Zufällig kroch eine Laus, die ein Bettler verloren hatte, über die Bank. Da kam man überein, die Laus auf den Tisch zu setzen und den, auf welchen sie zukrieche, zum Schulzen zu machen. Dann legte man die Laus für ähnliche Gelegenheiten an eine Kette. Daher die Redensart: „Oen Butsch steit de Lus an de Keed." „Sechs Dinge findet man in Danzig an jedem Flecke: Huren und Diebe, Flöhe und Fliegen, Hunde und Dreck." Von dem Dorfe Daubarre ist das Neckwort im Umlaufe: „Daubarre, wo de junge Hundkes gemakt ware."

Domnau ist das Abdera Preußens. Ironisch sagt man: „Aus Domnau Verstand holen;" spöttisch erklärt man von jemand, der schwer von Begriffen ist: „Er ist aus Domnau." Einst wurde in Domnau ein Dieb zum Galgen geführt, wobei ihn alle Rathsherren begleiteten. Der Richtstätte nahe, bat er um die Vergünstigung, sich noch beim nächsten Bäcker ein Düttchenbrot kaufen zu dürfen. Die Bitte wurde ihm gewährt, und der Bürgermeister schenkte ihm sogar das Düttchen (Silbergroschen). Der Delinquent kaufte sich darauf bei dem am Thore wohnenden Bäcker das Brot, entwischte aber damit und rief den ihm verblüfft nachstarrenden Rathsherren zu: „Dank, Domnauer, fer't Düttkenbrot." Seitdem nehmen es die Bäcker dort übel, wenn man ein Düttchenbrot bei ihnen verlangt; man muß Silbergroschenbrot sagen. Eine Redensart lautet: „He löckmult wie de Domnausche Stadtboll." Die Domnauer sahen nämlich einmal auf ihrem Thorthurme schönes Gras wachsen, und damit das nicht umkomme, nahmen sie den Stadtbullen, warfen ihm eine Schlinge um den Hals und zogen ihn auf den Thurm hinauf, damit er das Gras abweide. Dem Ersticken nahe, streckte er unterwegs die Zunge zum Munde heraus. Da schrien die Domnauer (wie einst die Lalenburger): „Seht, seht! Er

leckmault schon darnach." Das Sprichwort: „Gute Nacht, meine Herren Domnauer" soll folgenden Ursprung haben. Ein Dieb, der zum Galgen verurtheilt war, bat, ihn ein paar Tage freizulassen, da es im Gefängnisse so langweilig sei. Man entließ ihn, nachdem er eidlich gelobt, sich an dem zur Execution bestimmten Tage zu stellen. Er kam auch richtig in der Nacht vor diesem Tage wieder. Aber als er sich am Thore meldete, ließ man ihn nicht ein und sagte, er möge bei hellem Tage wieder kommen. Das hielt er aber nicht für nöthig, da er seinem Eide nachgekommen war, und so sagte er: „Gute Nacht, liebe Herren Domnauer" und ging von dannen in alle Welt.

Die Schippenbeiler führen den Spitznamen der Erbsenschmecker, indem sie einem Bauern, wie ein Lied ausführlich erzählt, seine ganze Ladung grauer Erbsen in entnommenen Proben aufgeschmeckt, d. h. weggekostet haben sollen. Auch nennt man sie Bärenstecher, weil sie ihren Bürgermeister, als er sich in Königsberg einem Bärenpelz angeschafft hatte und in dem neuen Staate prangend heimkehrte, für einen Bären hielten und mit Spießen und Büchsen anfielen. „Gah na Rominte, Zigge opschwänze," ist eine Redensart, die sich auf das Dorf Rominten im Goldapper Kreise bezieht. Dasselbe war früher sehr schmutzig und arm. Man konnte sich keine Kühe, sondern nur Ziegen halten, und der Koth im Orte war so tief, daß er diesen bis an die Schwänze reichte. Daher gab man ihnen spottweise den Rath, ihre Ziegen aufzuschwänzen. Die Einwohner des Dorfes Fischhausen im Samlande heißen „Möckeprötscher," d. h. Mückenspritzer. Einmal nämlich, so wird erzählt, wurde plötzlich Feuerlärm geschlagen, es hieß, der Kirchthurm brenne, und in der That sah man dicke Rauchwolken um ihn herumwirbeln. Die Leute liefen also rasch mit ihren Löschgeräthen herzu und

spritzten, was das Zeug hielt, worauf sich der Rauch nach einer Weile verzog. Als man aber näher zusah, war es gar kein Rauch, sondern nur ein großer Schwarm sogenannter Haffmücken gewesen. Die Königsberger heißen bald Glomsnickels, bald Sperlingsschlucker. Der erstere Beiname wird von ihrer Vorliebe für Schmand und Glumse (Sahne und saure Milch), der letztere von einem Mißgeschick des sogenannten altstädtischen Jappers hergeleitet. Dieser am altstädtischen Rathhause angebrachte, früher mit einer Krone geschmückte Kopf bezeichnete jeden Stundenschlag durch Aufsperren und Zuklappen seines großen Mundes, bis ihm dabei einmal ein Sperling hineinflog und den Mechanismus verdarb. Die Bewohner des Städtchens Löbenicht, welches jetzt einen Theil von Königsberg bildet, hießen die Bauern. Ein dortiger Bürger begann ein Haus zu bauen, starb aber, ehe es fertig war. Sein Sohn, welcher studirte, mußte die hohe Schule verlassen, um den Handel seines Vaters fortzuführen und seiner Mutter bei der Wirthschaft zu helfen. Er baute das Haus aus und ließ auf dasselbe einen Neptun mit dem Dreizack setzen. Die Löbenichter aber glaubten, „der Bauer mit der Mistgabel" sei ihnen zum Spott aufgestellt worden. Männer und Weiber rotteten sich mit Spießen und Stangen, Spinnrocken und Besenstielen zusammen und wollten dem guten Manne das Haus stürmen. Er sah oben zum Fenster hinaus und fragte: „Liebe Nachbarn, was bedeutet das?" Die Gemeinde schrie hinauf: „Den Bauern vom Hause herunter." Er erwiderte: „Aber, liebe Nachbarn, es ist ja gar kein Bauer, es ist der Neptunus." „Was, rief die Gemeinde, was sagst du uns von dem Klimklums? Den Bauern vom Hause, oder wir wollen dir etwas Anderes zeigen."

„Hietsch! Hietsch!" ist in der Gegend von Lötzen ein Ruf, mit dem man junge Pferde an sich lockt, dann aber auch ein Spott-

name für die Bewohner des Dorfes Wissowatten. In der Nähe desselben soll ehedem ein großer Wald gestanden haben. Der dortige Förster lud die Bauern ein, bei ihm zu Mittag zu essen, er wolle ihnen ein Elennthier vorsetzen, welches er geschossen habe. Das Fleisch mundete den Leuten, aber nach der Mahlzeit offenbarte ihnen der Förster, daß sie ein Füllen verspeist hätten. Seit der Zeit werden sie damit geneckt. Nach einer alten Urkunde soll der, welcher durch Wissowatten reist und „Hietsch! Hietsch!“ ruft, zur Strafe eine Tonne Bier und eine Leine Kringel zahlen. Von Rückgarben, einem Dorfe bei Schippenbeil, sagt man in der Umgegend: „Hei heft et önnerlich wie de Röckgarwsche Kinder.“ Bei einer Visitation bekam der Superintendent von den Schülern keine Antworten; der Lehrer aber entschuldigte sie damit, daß er sagte, sie hätten es innerlich. Wer nach Frauenburg kommt, „ist in den Bockstall gerathen,“ die Bewohner der Stadt sind „Bockstoßer.“

Stark verspottet werden die Bewohner von Mühlhausen an der Ostbahn, „wo sie mit dem Langholz querüber hereinkommen,“ wo sie ferner „die großen Keilchen und die lange Suppe machen,“ und wo sie den großen Krebs im Teiche an einer Kette liegen haben, „weil er ihnen die Stadtmauern umgefressen hat.“ In Perwusen, einem Dorfe zwischen Eylau und Bartenstein, gehen die Hunde mit Schlorren (Pantoffeln) an den Füßen umher und bellen mit den Schwänzen.“ Das Dorf Draupchen bei Insterburg führt den Spitznamen Pieptrurig, welcher einen Betrübten bezeichnet. Den Pillkallern sagt man spöttisch nach, daß sie sich die Zähne stocherten, wenn sie Milch genossen hätten. Die Bewohner des Kirchdorfs Goldbach bei Tapiau werden Pracherterriter, d. h. Bettlerzerreißer, genannt, weil die Sage erzählt, sie hätten einst ruhig zugesehen, wie ihre Hunde einen Bettler in Stücke gerissen. Noch jetzt sollen sie „Flicker“

von den Kleidern des Unglücklichen zwischen den Zähnen haben. Außerdem wird ihnen von den Nachbarn Neigung zum Klatschen und Schänden schuld gegeben. In Pröbbernau, einem Dorfe am äußersten Ende der Danziger Nehrung, „ist die Welt mit Bretern verschlagen,“ auch bellen die Hunde hier ebenfalls mit dem Schwanze. Vom Dorfe Radsche im Kreise Pillkallen geht die Redensart: „Du böst woll von Radsche, wo se de Flinse (Buchweizenkuchen) op eene Sied backe on de Wagens op eene Sied schmeere,“ was man zu jemand sagt, der eine Arbeit ungeschickt oder blos halb macht. Die Bewohner von Tolkemit nennt man Stintstecher, und es heißt, daß der Ort einmal von einem Heere von Stinten belagert und erobert worden sei. Ferner sagt man: „Er ist aus Tolkemit am frischen Haff, wo der Aal an der großen Kette liegt.“ Dann: „In Tolkemit wohnen neunundneunzig Töpfer; wenn der hundertste jung wird, stirbt einer.“ Endlich: „Oen Tolkemit liggt e grote Steen, on wenn de Hahn kreegt, röhrt (rührt) he söck“ — nämlich der Hahn. „Drink ut on komm on häng de Handschke äwre Schuller“ ist zu Kuhmenen im Kreise Fischhäusen eine gefährliche Aeußerung, die man nur wagen darf, wenn man die Hand schon auf der Thürklinke hat. Die Kuhmener sollen sich durch diese Worte zum Heimgehen aus dem Kruge aufgefordert, sich darnach aber erst recht festgesetzt haben. „Er ist ein Ungetaufter,“ sagt man in Preußen von den Bewohnern des Dorfes Karczupchen im Gumbinner Kreise, weil Leute aus diesem Orte einst mit einem Kinde zur Taufe gefahren sein, sich aber unterwegs in der Schenke so gut gefallen haben sollen, daß sie die Kirche vergessen und das Kind ungetauft wieder heimgebracht hätten.

„Von wo bist Du? vom Ksionsker Rohrbruch, wo der Kiebitz den Bullen todtstieß?“ ist ein Neckwort im Kreise Strasburg. „Von wo bist Du? Von Jerrentowitz, wo sie die großen Keilchen

kochen, vom halben Scheffel drei?“ sagt man bei Rheden, und die Gefoppten geben zur Antwort: „Wir kochen nicht vom halben Scheffel, sondern von Mehl Keilchen.“ In Nikolaiken liegt ein Stinthengst an der Kette. Es giebt dreierlei Menschen: gute, schlechte und Pillkaller. Es giebt verschiedene Menschen: gute Menschen, böse Menschen und Tolkemiter. Die Bauern des Dorfes Kromargen führen in der Gegend von Eylau den Spitznamen „Kloogschieter.“ Die Rastenburger werden mit dem Namen „Kapusendiebe“ geärgert. Die Gegend von Zinten heißt bei den Nachbarn die „Hundstürkei.“ Wenn man die Bewohner der Gegend zwischen Labiau und Tapiau in den Harnisch bringen will, sagt man von ihnen, sie stammten aus dem „Hundemacherwinkel.“ Eine oft gehörte Redensart ist: „Er ist dreist wie ein Braunsberger.“ Leute, die es den Ausländern in der Sprache und im Benehmen nachthun wollen, werden „Ausländer aus Zinten“ genannt. Veranlassung zu dieser Beziehung sollen Handwerksburschen aus Zinten gegeben haben, die sich in Domnau für Weithergewanderte ausgegeben hätten. Von alten Zeiten her führen die Bürger der Stadt Goldapp den Spottnamen der Ferkelmacher, und zwar soll sich derselbe von einem liederlichen Maler herschreiben, der das Stadtwappen am Rathhause zu malen beauftragt wurde. Derselbe malte aber zunächst mit Oelfarben eine Sau mit einer Ferkelfamilie und darüber mit Wasserfarben das verlangte Wappen. Die nasse Witterung spülte letzteres bald ab, während die Ferkel mit ihrer Mutter blieben, worüber dem Maler dann ein großer Proceß angehangen wurde. Natürlich lassen die Goldapper sich an denselben nicht gern erinnern.

Der Narrenort Schlesiens ist das Städtchen Polkwitz, von dem eine Menge Lalenbürgerstückchen erzählt werden. Im Königreich Sachsen hat Mutzschen und, wie Wachsmuth be-

hauptet, Adorf einen Anflug von Lächerlichkeit; sonst hat hier Schilda alle Neckerei auf sich gelenkt und absorbirt. Die Thüringer hießen in alter Zeit Heringsnasen, und ein lateinisches, aber ohne Zweifel auf Volkswitzen beruhendes Gedicht sagte von ihnen, daß sie „einen gesalzenen Hering mit Dank annähmen und sich aus dem Kopfe allein neun verschiedene Gerüchte herzustellen verständen." Hessen hat seine Schwarzenborner und seine Griesheimer, „von denen sich ein Buch schreiben ließe." Im Nassauischen stand früher das Städtchen Hefftrich im Geruche, von Pinseln bewohnt zu sein. Von dem Narrenorte Cochem an der Mosel wird erzählt, daß, als einst der Frau Bürgermeisterin ihr Canarienvogel entflohen war, rasch der Befehl erging, die Thore zu schließen, damit der Flüchtling nicht entwischen könne. Als ein ander Mal Krieg die Stadt bedrohte, sollten die Glocken gerettet werden, und man beschloß sie in die Mosel zu versenken. Damit man aber die Stelle, wo dies geschah, später wiederfinden könnte, wurde in den Kahn da, wo sie über Bord geworfen worden waren, ein Einschnitt gemacht, worauf man an's Land fuhr.

Wieder ziemlich reich an Narrenorten und Spitznamen ist Westphalen*). Die Blomberger z. B. heißen Langohren, und zwar von folgender Variante der Geschichte vom Stier, der das Gras vom Thorthurm abweiden sollte: Die Blomberger haben einmal gesehen, daß auf einer alten Mauer viel Gras und Kraut wuchs, und da haben sie gedacht, das solle nicht umsonst da sein, und einen Esel an einem Strick hinaufgezogen, bis einer von ihnen gerufen hat: „Nu is et heau neaug" (nun ist's hoch genug). Da hat der Esel die Zunge heraus gestreckt, und ein Anderer hat sich gefreut und gesagt: „Wu licket hei

*) Vgl. hierzu Kuhn, „Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westphalen."

am Gräse!" (Wie leckt er am Grase!) Aber der Esel hat traurig den Kopf hängen lassen, und obgleich sie ihn eilig herunterließen, ist er doch nicht wieder lebendig geworden.

Durch Kleinenberg an der Egge ist einmal ein Mann gekommen, der hat auf seinem Wagen eine Ladung Kanonenkugeln, wie man sie zum Senfreiben nimmt, gehabt; da haben sie ihn gefragt, was er führe, und er hat ihnen geantwortet, es wären Pferdeeier. Die Kleinenberger sind, als sie das gehört haben, neugierig geworden und haben gefragt, ob er ihnen nicht eins verkaufen wolle. Das wolle er gern thun, hat er gesagt und ihnen darauf für zehn Thaler eine von den Kugeln verkauft, sie auch belehrt, wie sie das Ei ausbrüten müßten. Sie haben darnach gethan und Tag auf Tag darauf gesessen und einander redlich abgelöst, aber ein Fohlen hat nicht herauskommen wollen. Endlich ist einem der Brütenden die Geduld gerissen, er ist aufgestanden und hat der Kugel mit den Worten: „Du verfloktet Egg, wist' gar nit up!" einen Fußtritt versetzt. Nun hat er aber an einem Abhange gebrütet, und da ist sein Ei an demselben hinuntergekollert und in einen Busch gelaufen, in welchem ein Hase gesessen hat. Wie der vor Schreck aufgesprungen und davon gelaufen ist, hat der Mann oben gemeint, das sei sein Fohlen, und hat einmal über das andere gerufen: „Kum, Hieschen, kum!" Aber Hieschen Häschen hat sich nicht halten lassen und ist nicht zu ihm gekommen.

Ein ander Mal haben die Kleinenberger in Erfahrung gebracht, wenn man Käse aussäe, so wüchsen Kühe daraus, und so haben sie eine große Menge Käse gekauft und auf einem Bruche bei ihrem Orte in die Erde gesteckt. Wer da wissen will, ob sie aufgegangen sind, muß die Kleinenberger fragen;

sie werden ihm wenigstens das Bruch zeigen, welches noch heute das Käsebruch heißt*).

Als die Mossenberger die ersten Störche zu Gesicht bekamen, erschraken sie sehr über deren lange Schnäbel und Beine. Es war aber um die Zeit, wo der Roggen reif werden wollte, und da die Störche sich auf denselben gesetzt hatten und die Mossenberger fürchteten, die Vögel mit den großen Schnäbeln möchten ihnen das Korn auffressen, so holten sie sich jemand, der sich auf's Schießen verstand. Vier Mann trugen den Jäger, damit er ihnen das Getreide nicht zertrete, auf einer Mistbahre über die Felder. Wie verwundert aber war man, als sich dann zeigte, daß demungeachtet so viel Korn zusammengetreten war.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ist das damals befestigte Attendorn von den Schweden belagert worden. Da haben die Bürger alle ihre Bienenstöcke zusammengetragen und den Stürmenden auf die Köpfe geschleudert. So mußten die Feinde jählings fliehen und mit Schimpf und Schande abziehen. Zum ewigen Andenken an dieses Ereigniß wird am Frohnleichnamsfeste jeden Jahres in Attendorn ein Waffentanz aufgeführt, bei dem man die den Schweden abgenommenen Waffen anlegt. Auswärtige nennen ihn den Kattendans, aber die Attendorner hören das nicht gern, weil es sie an den ihnen anhaftenden Spitznamen der Kattenfillers erinnert. Dieser soll daher rühren, daß die Attendorner einst einer Katze Blasen an die Füße banden und sie dann vom Thurme herabwarfen, wobei das arme Thier erst am vierten Tage auf den Boden gelangt sein soll. Nach anderem Bericht verhält es sich mit diesem Necknamen anders. Der Erzbischof Gebhard Truchseß kam auf

---

*) Auch das Dorf Stüntz bei Leipzig heißt (vielleicht von einer jetzt vergessnen ähnlichen Nachrede) im Volksmunde allgemein der Käsebruch.

seiner Reformationsreise von Cöln auch nach Attendorn, wo gerade eine große Procession war. Viele fielen dabei von ihrer Religion ab, und sogar der Pastor tanzte mit seiner Köchin auf dem Kirchhofe. Diese Abgefallenen mußten sich aber zuletzt auf das Schloß Bilstein flüchten, wo sie von den andren Attendornern belagert wurden. Hierbei ließ sich einmal in einem Thurmfenster eine Katze sehen, welche dann von den Belagerern, welche meinten, es sei der Truchseß in seiner Schlafmütze, ganz zu Schanden geschossen wurde. Das Thier schrie ganz erbärmlich, die Belagerten aber riefen ihren Gegnern „Kattfillers!“ Katzenschinder, zu.

Unweit Teklenburg liegt die Bauerschaft Wechte und südlich von Münster das Städtchen Beckum, von welchen beiden in Westphalen allerlei Schildbürgerstreiche erzählt werden. Unter Anderm gehen die Wechter einmal am Christtag zur Frühmette nach Teklenburg, und als sie an den Zitterteich kommen, flimmern die Sterne so hell im Wasser, daß der, welcher vorangeht, der Meinung ist, es seien die Kerzen in der Kirche, die schon angesteckt seien, einen tüchtigen Anlauf nimmt und mitten ins Wasser hineinspringt. Es geht nun wie oben bei den holsteinischen Bishorstern. Der Nächste, der jenen plumpen hört, glaubt, er werfe die Thür zu und ruft ihm schnell nach: „Laat apen!“ thut einen Satz und springt nach. Die nach ihm Folgenden thun desgleichen, und zuletzt ist der Zitterteich so voll Beine gewesen, daß Keiner gewußt hat, welches die seinigen seien. Wie ihnen das damals klar geworden ist, weiß man nicht. Bei einer andern Gelegenheit aber haben sie es schnell herausgebracht. Sie wohnen in einer sandigen und moorigen Niederung, und da fliegt ihnen der Sand und Schlamm oft arg in die Holzpantoffeln. Sie haben deshalb einmal den Beschluß gefaßt, ein warmes Fußbad zu nehmen. Damit es aber weniger

Holz zur Feuerung koste, haben sie das Wasser in einem großen Kessel beigesetzt und nachher, als es heiß genug war, insgesammt ihre Füße gewaschen. Nun war aber der Kessel doch nicht so groß, daß sie alle ihre Beine bequem darin hätten herumtanzen lassen können, und als sie dieselben hin und her spülten, ist die Verwirrung so stark geworden, daß keiner von ihnen mehr gewußt hat, welches die seinigen seien. Da fiel endlich einem ein gutes Mittel ein, er nahm eine Ruthe zur Hand und schlug tüchtig auf die verwickelten Beine los. Da sprangen sie heraus, hast du nicht gesehen, und so kam jeder glücklich wieder zu seinen Beinen.

Von Beckum werden unter Anderm die Geschichten vom Sperling mit dem Strohhalm und der menschenfressenden Katze erzählt, jedoch in etwas andrer Fassung als in den bis jetzt genannten Narrenstädten, denen sie anhaften. Es heißt nämlich in Betreff des einen Schwanks, als die Beckumer gesehen, daß ein Sperling mit einem Strohhalm im Schnabel, den er natürlich der Quere gehalten, in ein Haus geflogen, hätten sie einen großen Balken gleichfalls der Quere ins Haus schaffen wollen und hierüber beinahe die Mauer eingerannt. In der Katzengeschichte aber antwortet der Verkäufer den ihm nachsetzenden Leuten auf die Frage, was das Thier fresse: „Alles, was Menschen essen", und die Beckumer jagen darauf die Katze blos mit Knütteln und Mistgabeln fort, ohne die Häuser niederzubrennen.

Hückeswagen soll davon seinen Namen haben, daß vor grauen Jahren an dieser Stelle ein Fuhrmann mit einem Käsewagen, um Halt zu machen, seinem Geschirr „Hü, Käswagen!" zugerufen hätte. Die Bewohner des „Sauerlandes" sollen es mit der Sparsamkeit zu weit treiben und haben dadurch zu drolliger Nachrede Anlaß gegeben. Die Leute im Dorfe Hül-

scheid z. B. sollen jährlich auf gemeinschaftliche Rechnung ein Schwein schlachten. Der Kopf desselben würde dann, so heißt es weiter, in zwei Stücke getheilt und an jeder Hälfte ein Ring befestigt, worauf die „halben Köpfe“ das ganze Jahr von Haus zu Haus wanderten, um heute der und morgen jener Familie den Kohl oder die Erbsen schmälzen zu helfen, indem jedes Haus berechtigt sei, seinen halben Kopf eine gewisse Zeit am Ringe in den Topf zu halten, in welchem das Gericht koche.

V.

Süddeutsche Lalenbürger und Spitznamen.

Begeben wir uns nach Süddeutschland, so finden wir die Neckerei, von der hier die Rede ist, zunächst in Franken ziemlich wohl gediehen. Es hat „Herrgottsbader" in den Monheimern, die, wie erzählt wird ein Crucifix, welches bei einer Prozession bestäubt worden war, in einem Teiche wuschen, und „Herrgottsschwärzer" in den Nürnbergern, die ein massives Christusbild an der Sebalduskirche schwarz angestrichen haben sollen, damit es die Raubsucht der Soldaten nicht anlocke. „Die Nürnberger henken Keinen, sie hätten ihn den schon," sagt ein bekannter weiser Spruch. Die Mistelgauer heißen „Hummeln," und zwar hat es damit die Bewandtniß, daß ihnen eine ähnliche Geschichte passirt ist, wie die mit dem Sperling und dem Strohhalm; nur, daß es eine Hummel war, die den Halm auf die allein mögliche Weise in ihr Nest trug und dadurch den Leuten Vernunft beibrachte. Daß Heideck im Stadtwappen eine Klaue hat, erklärt der Volkswitz in den Nachbarorten damit, daß die Heidecker einmal ein Kuhhorn gefunden und es für eine Kralle vom Vogel Greif gehalten hätten. Von den Karlstädtern heißt es, ähnlich wie von den

Bewohnern Cochems, sie hätten einmal in Kriegszeiten einen Schatz in den Main versenkt, und, um ihn wiederfinden zu können, über der Stelle eine Kerbe in den Kahn geschnitten. Die Münchberger und die Weißenstädter sind Kumpane der sieben Schwabenhelden, jene ziehen gegen einen Pudel, diese gegen einen Backtrog mit Wehr und Waffen zu Felde.

In Franken gab es ferner vor Zeiten Städte, die nicht nur geneckt wurden, sondern auch ihrerseits neckten. So hatte Kalten-Westheim an der Rhön seinen Weiberwetzstein, an dem kein Mann wetzen durfte. That dieß einer aus Unkunde, so kamen die Frauen herzugelaufen, tauchten ihn in Wasser und ließen ihn eine Geldbuße bezahlen. So mußten ferner die von Würzburg her in Karlstadt einwandernden Handwerksburschen die Frage beantworten: „Was machen die Heiligen auf der Mainbrücke? „Die Antwort hatte zu lauten: „Ein Dutzend", und wer das nicht wußte, wurde zu näherer Erkundigung nach Würzburg zurückgeschickt. Aehnlich in Schweinfurt, dessen Wahrzeichen, ein Adler, beim Volke die Eule hieß. „Was macht die Eule?" wurden die Handwerksburschen gefragt, und die Antwort mußte sein: „Nichts."

In Altbaiern ist nicht viel Spott dieser Art gewachsen. Ein Sprichwort sagt: „Schwäbisch ist gäbisch, baierisch ist gar nichts." Von den Straubingern heißt es: „Sie lassen fünf gerade sein." Als Hans Sachs dichtete, war Schrobenhausen — vielleicht seines an Schrauben und Verschroben erinnernden Namens halber — etwas anrüchig. Hierschau in der Oberpfalz gehört zu den Orten, die man verschiedener Lalenbürgereien bezichtigt, und ebenso werden die Bewohner von Weilheim im Oberlande als Gimpel aufgefaßt.

Sehr reich an Narrenstädten und Necknamen ist, wie man nach dem im dritten Abschnitte Gesagten erwarten wird, das

Land der Schwaben.*) Die Leute von Seebronn bei Rotenburg nennt man „Sensenschmecker,“ und das kommt daher, daß, als einst ein Bauer des Ortes seinen Hanf abgemäht fand und man den Urheber des Frevels nicht zu entdecken vermochte, der Schultheiß alle Sensen der Gemeinde auf's Rathhaus bringen ließ, um durch den Geruch derselben den Thäter heraus zu bekommen. Ich erinnere hierzu daran, daß man in Schwaben für Riechen und Schmecken nur ein Wort hat.

Eine andere vielgehänfelte Gemeinde sind die bereits genannten Hirschauer, von denen man außer dem Erwähnten auch sagt: „sie hätten alle ihre Glieder beisammen.“ Dieser Ausdruck kommt davon her, daß einst ein Fremder, der durch Hirschau kam, von den Kindern verspottet wurde, weil er „die Waden nicht unter dem Kinn hatte,“ d. h., wie wir wissen, weil es ihm an einem Kropfe mangelte, und daß eine Mutter dieß ihrem Kleinen mit den Worten verwies: „Danke Du doch dem lieben Gotte, daß Du alle Deine Glieder beisammen hast.“

Ebenfalls stark verspottet werden die Einwohner von Kiebingen. Hier sah eines Abends ein Bauer den Mond im Neckar und lief sogleich ins Dorf, um ein Netz zu holen und ihn zu fangen. Viele Leute gingen mit ihm und sahen dem Fischzuge zu, aber der Mond entschlüpfte jedesmal durch die Maschen, so oft man ihn zu haben meinte. Ein ander Mal sollte der Schweinestall als Falle dienen, um den Mond einzufangen, aber sie konnten die Thür nie schnell genug zumachen; und dabei hatte sie der Mond noch überdieß zum Besten; denn so oft sie die Thür wieder öffneten, saß er drin, nur wollte er sich durchaus nicht einsperren lassen. Weil die Kiebinger ihn aber gar zu gern gehabt hätten, nahmen sie später eine Stange

---

*) Vgl. hierzu Meier, „Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben.“

und dachten ihn vom Himmel zu stoßen wie einen Apfel vom Baume. Als man fand, daß die Stange nicht hinaufreichte, gab einer den Rath, sie zu strecken. Sofort faßten zwei starke Bauern sie, der am einen, jener am andern Ende, an, um sie auszudehnen. Sie zogen und zerrten, bis endlich der Stärkere von beiden den Schwächeren niederriß und allein mit der Stange fortlief. „Es geht, es geht!“ rief er vergnügt und rannte immer weiter, indem er der Meinung war, daß die Stange sich verlängere. Seit diesen Begebenheiten führen die Kiebinger den Namen der „Mondfänger“ und „Stangenstrecker.“

In Jartheim war einmal eine Bauersfrau, die hielt nur ein paar Hühner, brachte aber immer eine große Menge Eier auf den Markt nach Krailsheim. Den Bauern war das schon lange verdächtig vorgekommen. Weil sie aber nicht herausbringen konnten, wie es zuging, so wendeten sie sich an den Knecht des Hauses und beredeten ihn, der Frau aufzupassen. Dazu verstand er sich gern; denn ihm selbst war schon aufgefallen, daß die Frau beständig zweierlei Brot buk, zur Hälfte weißes, das sie allein aß, und zur andern Hälfte schwarzes für die übrigen Hausgenossen. Als die Frau nun einmal wieder zu Markte war, suchte der Knecht nach dem weißen Brote und fand es endlich in der Schublade des Tisches. Er schnitt sich ein tüchtiges Stück davon herunter und aß es sogleich auf. Kaum aber hatte er das Brot im Leibe, so mußte er gackern wie ein Huhn, und es trieb ihn in den Hühnerstall, wo er sich auf ein Nest setzte und Eier zu legen begann. Während er so da hockte, rief sein Herr nach ihm; weil aber das Eierlegen gar kein Ende nehmen wollte und er deshalb nicht fortkonnte, so bat er den Herrn, zu ihm in den Hühnerstall zu kommen. Wie der nun hereintrat und der Knecht ihm die ganze Geschichte erzählte, wollte der Bauer es erst nicht glauben, und um sich

von der Sache zu überzeugen, ging er in's Haus und aß auch ein Stück von dem Hexenbrot. Sogleich fing er ebenfalls an zu gackern, lief, was er konnte, in den Hühnerstall und setzte sich neben den Knecht auf ein Nest, worauf beide mit einander eine ungeheure Menge Eier legten. Jetzt wußte der Knecht, woher die Hausfrau ihre vielen Eier bekam, und nachdem er es den Nachbarn verrathen hatte, wurde die Geschichte allenthalben in der Gegend bekannt, und seitdem wollte kein Mensch der Frau mehr Eier abkaufen. Die Jaxtheimer aber erhielten von dieser Begebenheit den Spitznamen „Eierleger," den sie bis auf den heutigen Tag behalten haben.

Die Ulmer haben den Spitznamen der „Spatzen" von der uns bereits bei mehrern Orten begegneten Geschichte vom Sperling mit dem Strohhalme, der klüger als die Menschen war.

Die Rottweiler müssen sich den Namen der „Esel" gefallen lassen und zwar ebenfalls nach einer neckischen Anekdote, die wir schon an der Geschichte andrer Städtchen haften sahen, die hier aber einige andere Züge hat, weshalb ich sie wohl noch einmal erzählen darf. Die Bürger dieser ehrsamen Stadt fanden einst einen großen Kürbiß auf dem Felde. Sie hatten bis dahin noch nie einen gesehen, und als sie sich überlegten, was es wohl sein möge, kamen sie zu dem Schlusse, es müsse ein Ei sein, nur konnten sie nicht herausbringen, welcher Vogel es gelegt haben möge. Um nun auch darüber in's Reine zu kommen, faßten sie den Beschluß, daß der Bürgermeister es ausbrüten solle. Es half ihm kein Weigern und Widerreden, die Bürgerschaft setzte ihm eine Frist, binnen welcher er das Ei ausgebrütet haben müsse, und so saß er nun Tag und Nacht und brütete. Es wollte aber nichts Lebendiges zum Vorschein kommen, und als die Frist verstrichen war, nahm man an, das Ei werde faul sein, und beschloß, es über die Mauer zu werfen.

Das geschah denn auch. Wie der Kürbis aber zur Erde fiel und zerplatzte, sprang erschreckt eine Hase auf, der an der Mauer in einem Loche geschlafen hatte, und flüchtete feldeinwärts. Es sah aus, als wäre er aus dem Kürbis gekommen, und die Rottweiler glaubten das auch und schrien, als sie den langohrigen grauen Lampe dahinlaufen sahen: „Da schaut, schaut! Ein junger Esel ist in dem Ei gewesen.“ Ein verschmitzter Maler aber, der diese Geschichte kannte, wußte es so einzurichten, daß die Rottweiler den Esel in ihre Stadtfahne bekamen. Er malte ihnen nämlich die Flucht Christi nach Aegypten darauf, aber so, daß er nur zu dem Esel Oelfarben, zu allem Uebrigen aber Wasserfarben nahm. Der Schalk rechnete auf den Regen, der die Wasserfarben mit der Zeit abspülen mußte. Und er hatte richtig gerechnet, die Figuren Josephs und der Mutter Maria mit dem Jesuskinde verschwanden allmählich, und nur der Esel aus dem Kürbisei blieb in der Fahne.

Andere Schwabenstreiche erwähne ich nur in der Kürze. So die Erzählung, die zu der Redensart Veranlassung gegeben hat: „Das geht aus wie das Hornberger Schießen.“ Der Ort hatte gewaltige Vorbereitungen zu einem großen Scheibenschießen getroffen und alle Welt dazu eingeladen, aber als unser Herrgott den Schaden besah, gerade das Wichtigste vergessen, nämlich das Pulver. So ferner die Thorheit der Derendinger, die ihnen den Namen der „Gelbfüßler“ zuzog. Sie hatten einmal eine große Eierlieferung zu besorgen, und weil die Säcke, in denen sie dieselben fortschaffen wollten, die Eier nicht alle faßten, so wußten die Leute sich auf originelle Weise zu helfen: sie sprangen in die Säcke und traten die Eier zusammen. Die Weilheimer neckt man mit ihrer Kirchweih, weil sie — keine haben.

Sehr weise muß man früher in dem guten Städtchen

Aalen gewesen sein. Als dessen Bürgerschaft einst mit dem Kaiser Streit hatte, wählte sie den pfiffigsten Mann aus ihrer Mitte, daß er das Heer des Kaisers auskundschafte und dann Bericht darüber erstatte. Selbiger Schlaukopf begab sich auch alsbald in das Lager des Feindes, wo er die Leute schön grüßte, und, als sie ihn fragten, wer er sei und was er wolle, gerade heraus die befriedigendste Antwort gab. Sie sollten nur nicht erschrecken oder sich bange werden lassen, er wäre der Spion von Aalen und gedenke sich nur das Lager ein wenig anzusehen und zu zählen, wie viele sie wären, was man ihm natürlicher Weise mit Vergnügen erlaubte. Aus Dankbarkeit und Bewunderung so großer Klugheit haben die Aalener diesem Spion später ein Denkmal gestiftet und ihn an der Rathhausuhr leibhaftig abgebildet. Da drehte er seinen Kopf zugleich mit dem Perpendikel hin und her und schnitt Gesichter.

Die eigentliche Heimath und das Centrum schwäbischer Narrethei scheinen wir indeß anderswo suchen zu müssen. In einer Ecke des Filsthales liegt das brave Dorf Ganslosen. Von dem erzählt man sich im ganzen deutschen Südwesten wundersame alte Geschichten, wie sie heutzutage nicht mehr passiren, und so ist es gekommen, daß man in Würtemberg jede Gimpelei und jeden Schwank einen Gansloser Streich nennt. Von den Geschichten, die über die Gansloser im Umlauf sind, mögen hier die vom Storch, die uns in andrer Gestalt schon einige Male aufgestoßen ist, die von der Sonnenuhr und die von der Ausmessung des Dorfbrunnens eine Stelle finden.

Auf den Gansloser Wiesen hielt sich früher ein Storch auf, den man so bewunderte und verehrte (wohl ein mythischer Zug), daß ihm zu Ehren in der Kirche ein besonderes Fest gefeiert wurde. Indeß wurde der Vogel ihnen doch am Ende unbequem, da er ihnen so viel gutes Gras zerwatete. Sie

hielten daher Rath, auf welche Weise man ihn am Besten von den Wiesen wegschaffen könnte, und nach manchen andern Anträgen und Vorschlägen gelangte man zu dem Beschlusse, ihn vom Büttel wegweisen zu lassen. Damit aber auch dieser kein Gras zerwate und man zugleich von der Ausführung der Resulution urkundlich Sicherheit erhalte, bekamen vier Mitglieder des Gemeinderaths den Auftrag, den Büttel auf einer Bahre über die Wiese hinzutragen. Und es geschah also. Der Storch ließ die Ganslofer bis ganz in seine Nähe kommen und flog dann auf und davon, wobei der Büttel seine Träger noch auf die gute Lebensart des Vogels aufmerksam machte, der, bevor er sich entfernt, den Herren Rathsmitgliedern noch eine höfliche Verbeugung gemacht habe.

Als die Ganslofer Kirche erbaut wurde, brachte man an der Seite eine Sonnenuhr an. Jederman freute sich darüber, nur der Schultheiß hatte sein Bedenken. Er meinte, daß der Regen die schöne Farbe bald abwaschen werde, weshalb er den Rath ertheile, daß der Zimmermann beauftragt werde, über der Sonnenuhr ein schützendes Dach anzubringen. Die Gemeinde freute sich, einen so fürsichtigen Schultheiß zu besitzen und that nach seinem Vorschlag. Natürlich zeigte jetzt aber die Sonnenuhr die Zeit nicht. In dem erwähnten Narrenstädtchen Cochem giebt es eine überdachte Sonnenuhr, welche wirklich die Stunden anzeigt, aber nicht durch einen Schattenstrich, sondern durch einen Sonnenstrahl, der durch ein im Dache angebrachtes Loch auf die Scheibe fällt.

Die Ganslofer hatten einmal einen neuen Gemeindebrunnen graben lassen und hätten nun gern gewußt, wie viel Mann er tief sein möge. Da legte der Schultheiß eine Stange quer über das Brunnenloch und hing sich mit den Händen daran, sodaß die Beine in den Brunnen hinabhingen. Dann befahl er einem

Gemeinderath, sich an seine Füße zu hängen, an dessen Füße hing sich ein zweiter und so sollte es fortgehen, bis einer das Wasser berührte. Schon hingen ihrer ein halbes Dutzend an einander, und das Wasser war noch nicht erreicht, als dem Schultheiß die Last zu schwer wurde und er fürchten mußte, die Hände würden ihm von der Stange abgleiten. Um dieß zu verhüten, rief er rasch besonnen: „Haltet fest, ihr da unten! Ich will mir einmal in die Hände spucken.“ Die Leute hielten fest, der Schultheiß spuckte sich in die Hände, und — plump lag die ganze Gesellschaft unten im Brunnen.

Der allerneueste Gansloser Streich, der nicht wie die beiden zuletzt erzählten schon von den Schildbürgern berichtet wird, besteht darin, daß der Ort sich in Audorf hat umtaufen lassen — der Vogel Strauß, der den Kopf in den Busch steckt und so vom Jäger nicht gesehen wird.

Auch das Elsaß bietet uns eine sehr erhebliche Anzahl von Orten, welche der spottlustige Humor ihrer Nachbarn in der Scheere gehabt und mit seiner Marke gezeichnet hat. Die Bewohner von Straßburg führen den Spitznamen: „Meisenlocker,“ die von Colmar heißen „Knöpfler,“ die von Pfirt gar „Spaasen,“ d. i. Spitzbubenvolk. Die Illzacher gehören zu den Mondfängern, die Killstetter hat der Volkswitz „Fröschevertränker,“ die Pfaffenheimer „Bannsteinrücker,“ die Flachslander „Engelsschmelzer„ getauft. Die zwischen Ill und Rhein Wohnenden nennt er „Rheinschnaken,“ die von Türkheim „Lochschlupfer,“ die von Oberbronn „Büchsensäcke“ oder „Mantelträger.“

Ganz ungemein reich an Dörfern und Städtchen, die Spitznamen führen oder sich Narrenstreiche nacherzählen lassen müssen, ist die Schweiz.*) Von Ellikon und den Salvansern

*) Vgl. hierzu Rochholz, „Schweizersagen aus dem Aargau.“

welche letzteren beim Bau ihres Gemeindehauses die Fenster vergaßen und dadurch gezwungen waren, den Sonnenschein in Säcken hineinzutragen, war oben die Rede. Von den Hornussern im Frickthal erzählt das aargauer Volk eine hübsche Geschichte, wie sie sich schönes Wetter verschafften. Den dortigen Bauern regnete es einmal zu lange, und wie sehr sie auch den lieben Gott mit Kreuz und Fahne um Sonnenschein baten, der Himmel fuhr fort, wie mit Mulden zu gießen. Da fand sich ein Spaßvogel, der ihnen den Rath gab, sich aus der Apotheke gutes Wetter holen zu lassen. In einer so reichen Stadt wie Basel sei Alles zu haben. Die Gemeinde dankte für diese Belehrung und schickte einen Abgeordneten in die Stadt, um für einen Batzen von dem gewünschten Wetter zu holen. Der Apotheker verbiß sich das Lachen, bot dem Manne einen Stuhl und ging hinaus, angeblich, um das schöne Wetter zurecht zu machen, in Wahrheit aber, um sich zu überlegen, wie er den Narrenstreich glücklich zu Ende bringen könne. Zurückgekehrt übergab er dem Boten eine Pillenschachtel mit dem Bedeuten, sie ja nicht unvorsichtig zu öffnen. Vergnügt verließ der Bauer die Apotheke und machte sich auf den Heimweg. Aber je weiter er kam, desto größer wurde seine Neugier, wie das schöne Wetter aussähe, das sich in einem so kleinen Schächtelchen in den Sack stecken lasse, und als es nun gar in der Schachtel zu schnurren und zu brummen anfing, konnte er's kaum noch aushalten. Ein Mal ist kein Mal, dachte er endlich, vor dem Dorfe angelangt, setzte sich nieder, rückte am Deckel, hob ihn und — hast du nicht gesehen, flog eine Horniß heraus und auf das Dorf zu. Gelassen ging der Mann dem Vogel nach in's Dorf, und als man ihn hier fragte, wo er denn das schöne Wetter habe, antwortete er: „Ei, es ist ja gerade zu euch hinein geflogen.“

Ich bemerke hierzu, daß im Braunschweigischen eine ganz ähnliche Geschichte von den Schöppenstedtern erzählt wird.

Recht anmuthig ist die Anekdote, mit der sich das Volk die Spitznamen der alten aargauischen Städte erklärte. Als Papst Martinus vom Kostnitzer Concil nach Welschland heimzog, kam er auch in das Städtchen Brugg und hielt hier Nachtlager. Die Bürgerschaft gedachte ihm mit einem Gastmahle eine Ehre anzuthun und wählte dazu das Beste, was sie kannte: sie kochte ihm eine schöne rosenrothe Kirschsuppe. Martinus begnügte sich damit und ritt den andern Tag nach Lenzburg, dem zweiten Städtchen. Auch dieses bestrebte sich, die päpstliche Tafel mit dem zu besetzen, was es selber für das Vorzüglichste hielt; es ließ dem heiligen Vater einen von jenen scharfduftenden grünen Ziegenkäsen auftragen, die man erst raspeln oder schaben muß, wenn sie genießbar werden sollen, weshalb man sie Schabziegerstöckli nennt. „Wieder ein Fasttag!" klagte der so Traktirte und reiste sobald wie möglich aus der Käseatmosphäre weiter nach Aarau. Hier gedachte man den Luxus der beiden andern Orte weit zu überbieten, und so bewirthete man den frommen alten Herrn mit der Lieblingsspeise der Bürger, einer mächtigen Schüssel weißen Mehlbreies. „Wunderbar, wie streng diese ganze Gegend mein Fastenmandat hält!" stöhnte leise der Magen des Statthalters Gottes. Niedergeschlagen brach die Gesellschaft am anderen Tage nach dem zwei Stunden von hier entfernten Olten auf. Die Frösche der dortigen Wiesen sind von Alters her von den Kapuzinern daselbst schmackhaft befunden worden, und so meinten die Oltener ihrem hohen Gaste nichts Besseres vorsetzen zu können, als eine breite Froschsuppe. „Das sind ja Christen von exemplarischem Wandel und strictester Observanz!" riefen die hungernden Cardinäle. Indeß lag Aarburg nahe, wo man sich an Soliderem trösten zu können ver-

hoffte. Leider sah man sich auch hier in seinen Erwartungen getäuscht. Hier sind nämlich in Hecken und Hagen die Schnecken so reichlich zu finden, daß der kleine Ort in der ersten Eile beschloß, seinen Besuch damit zu überraschen. Fünf Fastenmahlzeiten nacheinander waren selbst einem Papste zu viel. Seufzend über eine Welt, die das Christenthum auf die Spitze trieb, bestieg Martinus sein Maulthier und ritt gen Zofingen. Kaum war er hier abgestiegen, so erschienen zwölf Schulknaben mit Kreuz und Fahne und declamirten ihm lateinische Verse. Schon saß ihm ein Wort des Verdrusses über diesen Empfang auf den Lippen, da senkten sich die Fahnen, die Reihe öffnete sich, und heran schritt ein mit Kapaunen und Fasanen behangener, blumenbekränzter, goldhorniger Mastochse. Gerührt stiftete Martinus auf der Stelle ein Schülerstipendium, das noch heute vertheilt wird. Die Brugger aber heißen seitdem „Chriesisüppler", die Lenzburger „Schabziegerstöckli", die Aarauer „Pappenhauer", die Oltener „Frösche", die Aarburger „Schnecken", die Zofinger endlich, die bis auf diesen Tag starke Lateiner geblieben sind, „Ochsen."

Auch sonst kommen Bezeichnungen von Thieren in der Schweiz häufig als Necknamen vor. Den Namen „Gaißen" sehen wir im Kanton Luzern den Bürgern von Büron und von Sempach, sowie den Sängerknaben in der luzerner Hochstiftskirche und im Aargau den Einwohnern von Ennet-Baden, von Seengen, von Umiken und von Wolenschwil angeheftet. Während die meisten dieser Ortschaften diese altherkömmliche Bezeichnung als Spottnamen betrachten und übelnehmen, sind einige, z. B. Büron, stolz darauf. Das letztere hat sogar die Gaiß in sein Dorfwappen aufgenommen, es besitzt einen eigens auf dieses Wappenthier gedichteten Lobspruch und hat zu dessen Ehre gegen die Nachbargemeinde Knutwil vieljährige Fehden

bestanden und beim endlichen Friedensschluß im Jahre 1806 ein großartiges Schauspiel in Waffen abgehalten, bei welchem nicht die mit eingeladenen Knutwiler, sondern eine Ziege den ersten Platz bekam. Auch später noch ließen sie Leute, welche ihnen zum Spott eine Gaiß an einen Baum hingen, vor dem ihre Prozessionen vorüberzogen, vor Gericht ziehen und mit schwerer Geldbuße belegen.

Ferner führen die Bewohner einer ganzen Anzahl schweizerischer Orte bei ihren Nachbarn den Spottnamen der „Esel" — aus welchem Grunde eigentlich, kann hier nicht untersucht werden. Ich theile nur mit, welchen Grund das Volk in Betreff einiger davon anführt. Die Bremgartener sollen den Namen auf folgende Weise bekommen haben. Im Städtchen wurde früher am Sonntag vor Ostern ein hölzerner Palmesel in Prozession herumgezogen. Bei einer solchen Gelegenheit stürzte er einst auf dem schlechten Pflaster um, und sein nicht recht sorgfältig geleimter Schwanz fiel ihm aus. Indeß stellte man ihn rasch wieder zurecht, und auch der hinter ihm mit Mantel und Gerichtsstab einherschreitende Schultheiß verlor die Fassung nicht. Er hob den Schwanz auf, zog ihn durch den Mund und steckte ihn wohlbenetzt wieder in den dafür allein schicklichen Ort. Als die Stadt der Reformation beitrat, warf man mit anderen heiligen Bildern und Geräthen auch den Palmesel in die Reuß, die ihn dem Nachbarstädtchen Mellingen zutrug. Die Katholiken fingen ihn hier auf und wollten ihn in die Kirche stellen. Die Protestanten stritten dagegen, und ein Metzger unter ihnen packte den Holzesel, schnitt ihm den Hals ab und warf ihn wieder ins Wasser. Der Mann bekam zur Strafe für diese Unthat einen Kropf, das Volk des Ortes aber den Namen der Esel, von dem ihnen bis auf die neueste Zeit ein sonderbarer Gebrauch geblieben sein soll. So oft sie nämlich

ihre große Brücke passirten, an der jeder Fremde einen hohen Brückenzoll zu erlegen hatte, deuteten sie dem lauernden Einnehmer ihre Zollfreiheit schon von ferne damit an, daß sie einen Zipfel ihres Rockes zur Form eines Eselsohrs zusammengefaßt an den Kopf hielten, worauf der Zöllner sich respectvoll in sein Häuschen zurückzuziehen pflegte. Diese Sitte hatte aber endlich üble Folgen für sie. Ein französischer Gesandter, der über die Brücke fuhr, wurde um den Zoll angehalten, er weigerte sich zu zahlen, weil er die Mellinger frei hin und her passiren sah, die Leute verstanden aber nicht Französisch genug, um ihm begreiflich machen zu können, daß hier nur der Ortsbürger kein Brückengeld entrichte, sie nahmen infolge dessen zur Pantomime ihre Zuflucht, indem sie allesammt die Rockzipfel gespitzt an die Ohren hielten. Ihnen erschien das sehr deutlich, dem Franzosen aber sehr ungezogen. Es gab eine Prügelei, der Gesandte fuhr ergrimmt hinweg und klagte bei der Tagsatzung, und das Ende vom Liede war, daß der mellingner Magistrat ihm, als er das nächste Mal die Brücke passirte, knieend und einen Strick um den Hals Abbitte leisten mußte. Der Palmesel, der an diesen Verdrießlichkeiten schuld war, war inzwischen ohne weiteren Anstoß mit der Reuß in die Aar gekommen und trieb in dieser weiter bis zum Städtchen Klingnau. Hier war es der Familie der Wengi beschieden, ihn zu entdecken und aus dem Wasser zu ziehen, und hier ist er bis auf die neueste Zeit verblieben und alljährlich in Prozession herumgeführt worden. Das genannte Geschlecht aber hatte dabei das Vorrecht, ihn aus der Kirche auf die „Eselswiese“ vor der Stadt hinauszufahren, und wurde dafür am Abend von der Propstei bewirthet.

Das Dorfwappen von Schindsnacht ist ein Halbmond. „Schin z' nacht“, scheine uns des Nachts, o Mond, soll einst der

Wahlspruch der Gemeinde gewesen sein. Die Nachbarn aber haben diese Worte in „Schind z' nacht" verdreht und erzählen, Das Dorf sei einmal in so tiefe Verarmung gerathen, daß man die letzte Milchkuh habe schlachten müssen. Aus Scham habe man sie in der Nacht geschlachtet, und dabei sei sie nicht gemetzget, sondern handwerkswidrig geschunden worden. Verschiedenen Gemeinden wirft man ferner vor, einen Esel auf ähnliche Weise behandelt zu haben, woher unter Anderm der Reimspruch stammt:

„Zwischen Frick und Winterthur
Hend s' en Esel g'schunde,
Hend en alti Frau drus g'macht
Und ehr 's Mul verbunde."

Endlich werden auch die Frauenämtler „B'schindesel" und die Einwohner von Tägerig „Eselsohren genannt. Man ruft letzteren Ua und Ya nach, und es gilt von ihnen, was schon im Don Quixote von den beiden Eselsdörfern erzählt ist, die sich wegen dieses Spottgeschreies in die Haare gerathen.

Rochholz, dessen „Schweizersagen aus dem Aargau" ich hierbei gefolgt bin, giebt in einer andern Schrift*) weitere Proben schweizerischer Neckereien zwischen Ort und Ort. Den katholischen Lunkhofern wirft der Scherz ihrer Nachbarn Gefräßigkeit vor und legt dem Schalle des Glöckchens, welches sie bei kirchlichen Prozessionen läuten, die Worte unter: „Thüend d'Beckeläde zue," d. h. macht die Bäckerladen zu. Den Bewohnern von Rued giebt man jeden Holzfrevel schuld, der in den benachbarten Gemeindewaltungen vorkommt. Deshalb mahnt ihre Glocke mit dem Klange „Gertelhefti, Bielhalm" Axtstiel und Gertelstiel im Walde zu hauen. Die Leute im Dorfe Seon

*) Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. S. 61 ff.

haben den Spitznamen „Milchbecken,“ weil ihr Kirchengeläut wie klirrendes Milchgeschirr klingen soll. Daher ist über sie der Spottvers im Umlauf: „D'Seener lüte d'Becke z'sämme: Chüemilch! Gaißmilch!“ Den Bewohnern einer großen Menge von schweizerischen Dörfern sagt man nach, sie seien durch Diebstahl in den Besitz ihrer Glocken gelangt, und läßt diese einen hierauf bezüglichen Schimpf aussprechen. So rufen die Glocken im Saanenlande: „Hogen nit der Schelme d'wegen,“ d. h.: Hier oben hänge ich, aber nicht diesen Schelmen zum Segen. Im solothurnischen Dorfe G'stad läutet es: „G'stadschelm!“ Denn der Ort liegt an der reißenden Aare, aus welcher die dortigen Bauern alles, was bei Ungewittern und Ueberschwemmungen vorüberschwimmt, für sich herausfischen. Die Einwohner des Berner Dorfes Herzogenbuchsee heißen „Glockenschelme,“ weil sie eine einer benachbarten Gemeinde gehörige Glocke, die in Kriegszeiten vergraben worden, aufgefunden und sich angeeignet haben sollen. Der dumpfe Ton derselben soll besagen:

„E Gaißfueß het mi g'funne
Dört uße bi's Grubers Brunne,
Z' Buchsee a der Stange
Mueß ich armi Glogge hange.“

Der Spottvers meint also, daß das geschmähte Dorf den Glockenraub mit Hülfe eines teuflischen Thieres, der Ziege, begangen habe. Die Dorfglocke zu Gontenschwil im Kulmerthale ruft, wenn sie erklingt: „Mehlbrühe!“ vermuthlich, weil der dortige Bauernschlag noch einige Zeit, nachdem das Kaffeetrinken als erstes Frühstück eingeführt worden war, der alten Mehlsuppe anhing. Die Bevölkerung des Dörfchens Asp im Jura wird von der Umgegend „Chelle,“ d. i. die Grobsäcke, genannt, weil die Leute dort beim Anbau ihres rauhen Bodens

selbst roh werden. Ihr Zeitglöcklein ruft daher über ihre Kauflust: „Asperchelle, het siebzehe wölle!" Die Gemeinde Jone wird scherzhaft „Die irdene Glocke" genannt, und es heißt, weil eine metallne das schwache Thürmchen der Kirche zusammengedrückt haben würde, habe der Dorfwirth den Vorschlag gemacht, eine thönerne aufzuhängen, welche dann der taubstumme Hafner Redemund hinter der Mühle habe machen müssen. Ihr Ruf soll besagen: „Der Gloggegießer Redemund hinter der Mülli ist au kei Hund." Als die heilige Verena auf der Aare am Städtchen Klingnau vorbeifuhr, ohne da auszusteigen, fingen die Glocken von selbst an zu läuten: „Wenig Brot und sure Wi (saurer Wein); ach Gott, wer möcht' au zu Klingnau si." Maihausen, eine katholische und zum Canton Luzern gehörige Ortschaft, liegt an der Grenze des reformirten zu Aargau gehörigen Kulmerthales, und sein Geläut tönt nach dem hier gelegnen Dorfe Menzikon hinüber: „Eüsere Kerze und Palme sind besser als eüre Psalme." Die Glocken von Menzikon aber antworten: „Eüre Palme und Kerze sind wie der Schnee im Märze."

Sehr viele spöttische Nachrede des einen Ortes über den andern hat Tirol aufzuweisen, wo namentlich die Thäler Paznaun, Ulten, Dux, Brandenberg und das Oetzthal voll davon sind. Dieselbe ist hier gewöhnlich in die Form der Schnadahüpferl gefaßt, so z. B. in dem Spottvers auf die Kundler im Unterinnthal:

„Z' Kundel im Ofen
Thuen's Lappen (Dummköpfe) bache (backen);
Den oan außi, den oan eini
Wöllen's g'scheidter machen."

Im kärnthnerischen Lesachthale wimmelt es förmlich von

Spitznamen der hier besprochenen Art. Die Salzburger werden als „Stierwäscher,“ die Wiener als „Flaschelträger“ gefoppt. Jene wollten den schwarzen Stier ihrer bunten Stadtheerde weiß waschen und verwendeten darauf ein paar Centner Seife, diese hielten den davon in die Donau geflossnen weißen Schaum für Milch und kamen mit Flaschen, um sich ihn zu schöpfen.

Endlich wird auch gewissen Orten Böhmens allerlei Thörichtes oder Schimpfliches nachgesagt.

Aussig an der Elbe besaß früher eigne Gerichtsbarkeit und infolge dessen auch einen eignen gemauerten Galgen. Als ihm die Gerichtsbarkeit entzogen wurde, stellte ein Stadtrath den Antrag, das Gebäude wegzureißen. Ein College aber erwiderte: „Nein; denn wir können nicht wissen, ob wir ihn nicht einmal nöthig haben, oder unsere Kinder oder Kindeskinder.“ Der Galgen steht also, da die übrigen Väter der Stadt den Einwand begründet fanden, noch heutigen Tages auf dem Gerichtsberge.

Die Duxer bei Töplitz werden mit ihrem Biere aufgezogen. Man erzählt: Als Christus am Kreuze nicht sterben konnte, tauchte man einen Schwamm in Bier aus der Duxer Stadtbrauerei und hielt ihm denselben unter die Nase — da starb er auf der Stelle.

In der Stadt Bilin haben sie einmal einen zum Galgen verurtheilt, aber keinen Galgen gehabt, um ihn abzuthun. So zogen sie mit ihm nach der Nachbarstadt Brüx, die einen guten Galgen besaß, die dortigen Rathsherren nahmen den armen Sünder jedoch nicht an, indem sie sagten, sie henkten nur Stadtkinder, und so wußten die Biliner nichts Klügeres zu thun, als dem Delinquenten ein Schock böhmische Groschen und den Rath zu geben, sich selber einen Ort zu suchen, wo man ihn henken wolle.

Die Brüxer haben erst nach Erbauung der Eisenbahn von

Außig nach Komotau erfahren, daß der Kaiser Franz todt ist — also erst nach etwa dreißig Jahren.

In Buchau bei Carlsbad kann man Prügel bekommen, wenn man die Leute nach dem heiligen Geiste fragt. Das kommt aber von folgender mit der Geschichte von der Hornusser Hummel verwandten Begebenheit. Das Stadel hatte sich eine neue Kirche gebaut, und der Bürgermeister hatte für dieselbe in Prag einen heiligen Geist bestellt. Der Bote, der denselben abholen sollte, bekam von einem Spaßvogel, an den er gerathen, eine Schachtel mit der Bemerkung, darin befinde sich der heilige Geist, er solle sie aber ja nicht eher öffnen, als bis er nach Hause gelangt sei. Unterwegs aber plagte die Neugier den Boten, eine Weile widerstand er, als er jedoch vor Buchau angelangt war, dachte er, jetzt könne es nichts mehr schaden, und machte den Deckel auf. Da flog eine weiße Taube heraus. Der Bote aber fiel auf die Knie und betete: „Heiliger Geist, nach Buchau zu."

Seestadel bei Komotau ist in Gestalt eines langgezogenen Vierecks erbaut. Nun wollten die Leute hier einen heiligen Hans auf den Markt haben, und dabei kam es zum Streite: die Einen wollten, daß er mit dem Gesichte den Markt hinab, die Andern, daß er hinaufsehe. Schließlich einigte man sich: der Heilige bekam zwei Gesichter, von denen eines nach dieser, das andere nach jener Richtung hinblickt, und so steht er (wenn der unbekannte Mitarbeiter, der mir diese Notizen über Böhmen mittheilte, recht berichtet ist) noch heute als zweiter Janus da.

Das Städtchen Türmitz bei Außig besaß früher zwar ein Zifferblatt am Rathhause, aber keine Uhr dahinter; man wußte sich indeß zu helfen: der Stadtdiener erhielt die Weisung, die Zeiger alle Viertelstunden mit einer Stange weiter zu schieben.

Die Leute in Klostergrab, einem Gebirgsörtchen nicht weit von Töplitz, haben einmal einen Lindwurm erlegt, und zwar

ging das folgendermaßen zu. Eine alte Frau kommt zum Bürgermeister und sagt: „Eben war ich im Walde, um Holz zu sammeln. Da sah ich einen schrecklichen großen Lindwurm, und vor Angst warf ich Alles hin und lief her, um es zu melden.“ Infolge dessen wurden sogleich alle Schützen des Ortes aufgeboten, und es begann eine hitzige Jagd auf das Ungethüm. Man spürte es endlich auf, umstellte es und feuerte ein paar Dutzend Kugeln darauf ab. Wie man aber dachte, jetzt müsse es todt sein, und es sich näher betrachtete, was war's da? Ein Italiener hatte in der Trunkenheit seinen Dudelsack verloren.

VI.

Schildbürger und Spitznamen außerhalb Deutschlands.

Schildbürgergeschichten und Spitznamen, Foppereien und Stichelreden, wie sie die vorhergehenden Kapitel brachten, kommen, wie ich bereits kurz angedeutet habe, nicht blos da vor, wo Deutsche wohnen. Wir begegnen ihnen, wenn auch nicht so oft wie daheim, in der ganzen civilisirten und halb civilisirten Welt, und nicht blos in unsern Tagen und im Mittelalter wurden biedere Gemeinden und ganze Stämme und Völker auf diese Weise geschraubt und geneckt, sondern schon im grauen Alterthume finden wir dergleichen Possen und Pinselstreiche, Spottnamen und Schwänke. Das Folgende, als Excurs zu betrachten, soll dieß an einer Anzahl von Beispielen zeigen.

Schon die alten Inder kannten solche Scherze. Die meisten der Fabeln von den Pygmäen, den Hundsköpfen, den Ohrenliegern, Schattenfüßlern u. d., die Ktesias und Megasthenes den Griechen auftischten, sind aller Wahrscheinlichkeit nach auf altindische Schimpfnamen und Neckereien zurückzuführen, mit welchen die eingedrungnen Arier die geistig und körperlich tiefer stehende Urbevölkerung des Landes verhöhnten. Wenigstens gleichen die Spottanekdoten von den Kirata, den Zwergen, mit

denen im indischen Epos Wischnus Vogel kämpft, und von den Einfüßlern, welche „sehr schnelle“ Pferde als Tribut bringen, so wie mehrere ähnliche Sächelchen im Wesentlichen unseren Lalengeschichten.

Unter den Griechen der Zeit Lukians standen die Bewohner des ätolischen Kyme, des böotischen Haliartos und vor Allem die des thrakischen Abdera, der Heimath Demokrits, des lachenden Philosophen, im Geruche der Gimpelhaftigkeit. Und was sagten nicht die spottsüchtigen Athener allen, nicht blos den genannten, Böotiern nach, die sie bald „Schafe,“ bald „Schweine“ titulirten. Ferner besaß die hellenische Nation in den Arkadiern einen ganzen Stamm von Tröpfen und Querköpfen. Ein Mensch schwer von Begriffen, ein Schnelldenker, ein Confusionsrath wurde in den Tagen des Aristophanes ein „arkadisches Vieh“ genannt. Am meisten hatten die späteren Griechen, wie es scheint, die Kreter auf dem Strich, die ihr eigner Landsmann Epimenides als „Lügner, böse Thiere und faule Bäuche von je her“ bezeichnet, und von deren Namen man sogar ein eignes Verbum gebildet hatte, welches hallunkenhaft handeln bedeutete.

Die Römer wurden von den Griechen nach Plinius „Opiker“ genannt, worüber der alte Cato sehr böse gewesen sein soll. Denn wenn das auch nur wie die Uebertragung des Namens der italienischen Völkerschaft, mit welcher die Griechen zuerst in Berührung gekommen waren, auf alle Italiener aussah, so konnte man (und sollte man ohne Zweifel) dabei an die Bedeutung des griechischen Wortes ὀπή denken, welches philosophisch ausgedrückt die „partielle Negation einer relativen Totalität“ ausdrückt. Die Römer ihrerseits schalten die Halbhellenen im südlichen Italien (vermuthlich in den meisten Fällen mit Recht) Weichlinge und Windbeutel. Unter sich aber hatten sie im etrurischen Fescennium, im campanischen Atella und eine Zeit

lang auch in Capua Orte, welche für Narrenstädte wie Abdera angesehen waren.

Die alten Juden verspotteten gewisse Nachbarvölker als aus Blutschande oder andern fleischlichen Vergehungen entsprossen. Sie führten eine Niederlage der Moabiter auf eine ähnliche Neckmäre zurück wie die, in welcher die sieben Schwaben sich über die Natur eines Flachsfeldes täuschen, und sie hielten den Philistern die Streiche vor, die Simson ihnen angeblich gespielt hatte. Später galten ihnen die Galiläer für einfältig, und es sieht fast aus, als habe Nazareth in Jerusalem als eine Art Calenburg figurirt.[2]

Begeben wir uns in die Gegenwart zurück, so finden wir, daß die Dänen ihre Mitbürger und Volksgenossen in Jütland für naiver als billig halten, worüber wir in Holbergs Lustspielen und anderwärts eine Menge artiger und unartiger Histörchen lesen können. Die Dänen als Gesammtheit wurden von ihren südlichen Nachbarn in der Zeit der deutschen Befreiungskriege mit den Spitznamen „Grüttsack" (Grützesack) und „Schuckelmeier" beehrt, und man sang damals in Hamburg:

„Haut den Grüttsack tüchtig up den Kragen,
Höger rup, höger rup, he mut na Kopenhagen."

Während der schleswig-holsteinischen Erhebung aber fand man sie in den Herzogthümern als „Hannemann" und „Sören Sörensen" verlachenswerth.

Ihre Verwandten, die Schweden verlegen ihre Schildbürgerstücklein nach Gotenkettje und Trosa.

„Wo Holländer verderben, wer möchte da Nahrung erwerben? fragt ein spöttischer Reim, und wenn die Mynheers von Amsterdam und Rotterdam ihre deutschen Nachbarn und Vettern „Muffen" schimpfen, so haben diese dafür die Redensart:

„Durchgehen wie ein Holländer." Unter den lächerlichen Namen, die einer Anzahl von Städten in **Belgien** von altersher anklebten, nenne ich zu den im Vorhergehenden erwähnten noch die „Kabljauesser" von Nieuport, die „Butteresser" von Dixenüde, die „Kückenfresser" von Oudenarde, die „Nußknacker" von Orchies, die „Weißfüßler" von Aalst, die „Maublusser" (Mondausbläser oder Mondlöscher) von Mecheln, welche den hinter der Kathedrale aufgehenden Mond für eine Feuersbrunst gehalten hatten, die „Sotten" (Narren) von Gent und die „Kiekenfreters" (Kuchenfresser) von Brügge. Die Brüsseler hatten ehemals den Namen der „Speerbrecher", in Belle und Laerne wohnten „Käsemacher" und „Gänsetreiber", in Mecheln „Zalmeters" (Lachsesser). Von letzteren behauptet ein altes Wort, daß sie mit Dummheit gesegnet seien.

John Bull, der Spitzname der **Engländer** als Volk, hat einen stark komischen Anflug. Eine Fülle spashafter Anekdoten feiert den Ruf der Verbohrtheit und Wunderlichkeit, in welchem Paddy, der Sohn der irischen Smaragdinsel, steht. Der londoner Cockney muß sich gleichfalls Züge von Beschränktheit nachsagen lassen. Gotham, ein Städtchen in Nottinghamshire, ist das britische Lalenburg.

Die **Franzosen** werden vom gemeinen Volke jenseits des Aermelcanals „Froschesser" oder schlechthin „Frösche" gescholten. Sie besitzen in dem Städtchen Abbeville und in Beaume ihre Schöppenstedter und Polkwitzer, in den Bewohnern der Landschaft Berry ihre „moutons" und in den Gascognern Leute, deren Begabung, große Worte gelassen auszusprechen und sich unmöglicher oder selbstverständlicher Dinge zu rühmen, sprichwörtlich feststeht.

„Je suis Gasconne,
Du chateau de mon père
Je p— dans la Garonne."

„Er ist falsch wie einer aus der Normandie," ist eine landläufige Redensart unter unsern guten Freunden in Frankreich. Marseille ist „ein Himmel für die Frauen, ein Fegefeuer für die Männer und eine Hölle für die Esel," meint ein viel zu hörendes Sprichwort.

Die Spanier gelten in Frankreich für Prahler und Aufschneider, und man sagt von jemand, der ins Blaue hineinspeculirt, an die Haltbarkeit von Seifenblasen der Phantasie glaubt und Unerfüllbares hofft: „Er baut sich Schlösser in Spanien." In Valencia ist nach einem spanischen Sprichworte „das Fleisch Kraut, das Kraut Wasser, die Männer sind Weiber, die Weiber gar nichts."

In Italien standen früher besonders die Bewohner von Bergamo im Geruche der Dummpfiffigkeit, weshalb die beiden stehenden Figuren der italienischen Volkskomödie, der tölpische Arlechino und der schlaue Briggella, als Bergamasken auftreten. In der Lombardei hat aber überhaupt fast jeder Ort seinen spöttischen Beinamen bekommen. Die Trienter heißen ihre Nachbarn in Roveredo „Fasolini", weil sie im Fisolenessen Außerordentliches leisten sollen. Die Mezzolombarden werden Forcolotti (von forca, Gabel) genannt, die Einwohner von Mezzotedesco „Brusachristi" (Christusverbrenner), die von Cartagné „Prahlhänse," die von Carano „Butterkübel," die von Verena „Katzen." Von den Cavalesen singt ein Spottlied, daß sie Wölfe seien, die zwölf Mal im Jahre Fleisch fräßen, „Hundefleisch und Katzenfleisch und Faules vom Esel." Gilt im Süden die Bezeichnung Lombarde etwa so viel wie Tropf, so spricht man in der Lombardei wiederum respectswidrig von anconischen Eseln. In Genua ist nach einem Sprichworte der Venetianer „das Meer ohne Fisch, das Gebirge ohne Wald, der Mann ohne Treue und Glauben, das Weib ohne Scham." Bekannt

ist der Spottspruch von Rom: „Roma veduta, fede perduta.“ Andere Sprüche sagen: „Rom ist heilig, aber das Volk dort ist böse.“ — „Wer nach Rom geht, hat drei T“ nöthig: Tempo (Zeit), Testa (Verstand) und Testone“ (Geld). — „Neapel ist ein Paradies, aber von Teufeln bewohnt.“ Die Genuesen führen bei den Neapolitanern den Spitznamen der „Feigenesser.“ Italienische Gelehrte urtheilten ehemals über ihre Landsleute außerhalb des Festlandes: „Die auf den Inseln sind die Schlimmsten, und unter den Inselbewohnern sind die Sicilianer, unter den Sicilianern die Messinesen, unter den Messinesen die auf der Langen Straße, unter denen auf der Langen Straße die im Goldnen Löwen die Allerschlimmsten.“

Von dem Mischvolke auf der Insel Malta geht in den östlichen Mittelmeerhäfen die Rede: „Ein Grieche haut neun Juden, ein Armenier neun Griechen, ein Malteser neun Armenier über's Ohr.“ Die in Anatolien lebenden Neuhellenen behaupten, daß „man eher ein grasgrünes Pferd als einen Scioten zu sehen bekommen kann, der kein Possenreißer ist“ — nach einer andern Version: „der es ehrlich meint.“

Die Ungarn gelten in Wien für komisch naiv, etwa wie in Paris die Gascogner. Ihr Land heißt „der Kirchhof der Deutschen.“ „Polen aber ist „der Bauern Hölle, der Juden Paradies, der Bürger Fegefeuer, der Edelleute und Fremden Goldgrube.“

Die Russen, die uns Deutsche „Kartoschka“ (Kartoffeln) oder auch „Soßiska“ (Würstler) nennen, verfügen über eine Fülle von Spitznamen, mit denen sich die verschiedenen Stämme und Städte des Reiches bei passender Gelegenheit aufwarten, und in welchen vorzüglich die Speisen, die in der betreffenden Ort- oder Landschaft Lieblings- oder Hauptgerichte sind, eine Rolle spielen. Die Smoljaner heißen, um hiervon nur Einiges anzuführen, „Rindenesser,“ die Bewohner der Krim „Herings-

händler" oder „faule Heringe," die Nischnejnowgoroder „Wassertrinker," die Leute im Gouvernement Pskow „Kaulbarschesser," die in der Gegend von Kiew „Schweinsmagenesser." Wiäsma ist „in Kuchen versunken." Die Starorussi haben, wie der Volkswitz wissen will, „ein Pferd verspeist und nach Nowgorod geschrieben, daß man ihnen mehr schicke." Die Wologdaer haben nach demselben Gewährsmann „ein Kalb mit sammt den Hufen verzehrt", die Olonetzer sind „wackere Burschen: sie hauen sich nicht, aber wer am Meisten essen kann, ist bei ihnen der rechte Mann." Ein Fischer hat dort einmal auf ein Niedersitzen dreißig Pasteten und noch vier verschlungen, und alle waren mit Quarkkäse gefüllt. „Nun denn" — so erzählt Fama weiter — „er aß und aß, da platzte — was? — Doch nicht der Bauch? Bewahre Gott, der Gürtel und die Schnalle platzten!" Moskau ist berühmt wegen seiner Bräute, Glocken und Kolatschen" (Semmeln). Mit dem Moskauer befreunde dich, aber halte dabei die Hand stets am Säbel" — „Vom Moskauer schneide die Rockschöße ab, aber fliehe" — „Der Teufel hat mit dem Moskauer Bier gebraut, aber sich schon beim Malz von ihm losgesagt," sind Sprichwörter, die sowohl von Groß- als Kleinrussen gebraucht werden. Die Tweridjanen trinken ihren Thee mit Zucker — „den sie ansehen, aber nicht essen." Die Leute von Krilowetz sind „Grützbreischlürfer," die von Mesen, „Rußfresser," d. h. schmutzige Gesellen.

Auch in Amerika, wenigstens in den Vereinigten Staaten, blüht die Neigung zu Spitznamen. Bekannt sind die Bezeichnungen Yankee, Uncle Sam und Brother Jonathan, die allesammt einen humoristischen Beigeschmack haben, bekannt wohl auch die Nachrede, nach welcher die Yankees für geriebene Hausirer gelten, die guten einfältigen Leuten hölzerne Muscatnüsse und hölzerne Gerste (Schuhsohlenpflöckchen) zu verkaufen gewohnt sind.

Von den Gesetzgebern des Staates Maryland wird erzählt, sie hätten einen Preis für die beste Melodie zu dem Liede: „My Maryland, my Maryland“ ausgeschrieben und denselben einem Deutschen ausbezahlt. Als der Herrgott aber den Schaden besehen, sei es die alte Weise: „O Tannebaum, o Tannebaum“ gewesen. Pennsylvanien heißt die „Grundsteinstadt,“ Kentucky „der dunkle und blutige Boden,“ und von seinen Hinterwäldlern sagte man früher, sie seien „halb Pferd, halb Alligator.“ Sonst führen die Einwohner dieses Staates den Namen der „Rothfüchse“ oder „Maiszwiebacke,“ wogegen die Bewohner Ohios „Bocksaugen“ oder Roßkastanien“ (das englische Wort Buckeyes kann Beides heißen), die von Indiana „Hosiers“ oder „Husthers“, die von Missouri „Dachse“ und die von Michigan „Vielfraße“ genannt werden. Fast alle größeren Städte haben Beinamen, von denen „Gotham“ für Newyork und „Porcopolis“ für Cincinnati als solche mit komischer Bedeutung hier zu verzeichnen sind, indem jenes an das oben erwähnte altenglische Calenburg bei Nottingham, dieses aber an die kolossalen Schweineschlächtereien und Pökelfleischfabriken der Großstadt am Bernsteinflusse erinnert.

Selbst unter den Türken und Syrern giebt es Geistesverwandte unsrer alten braven Schildbürger. So werden von den biedern Leuten, welche die kleinasiatische Stadt Sivrihissar bewohnen, eine Anzahl von Anekdoten und Schnurren erzählt, die eher für alles Andere als für deren Weisheit sprechen. So reden die Muslime Jerusalems nach Consul Rosens Mittheilung nur lächelnd von dem Witze, der unter den Turbanen ihrer Glaubensgenossen in Nablus wohnt. Ganz besonders nahe Vettern unserer Büsumer und Polkwitzer, unserer Teterower und Ganslosener, unserer Schildaer, Schöppenstedter, Wasunger und Domnauer haben ihren Wohnsitz im östlichen Libanon und zwar in dem Städtchen Chelbun bei Damaskus. Die Leute

von Chelbun versehen die Hauptstadt Syriens mit den Feigen und Trauben ihrer Gärten, sie verfertigen hübsche Spinnräder, bereiten aus dem Marke einer Bergpflanze gute Lampendochte und verdienen sich daneben als tüchtige Holzhacker ihr Brot, das sie ganz wie ihre Nachbarn essen, nämlich mit dem Munde. Auch sonst fällt einem an ihnen nichts auf. Wenn man aber die Damascener über sie hört, so bekommt man eine andere Meinung von den schlichten Leuten. Man erfährt dann, daß sie „immer hoch hinauswollen,“ daß sie „ihre eignen Ideen haben,“ und daß sie bei der Ausführung dieser Ideen das Ding stets beim unrechten Zipfel anfassen. Von den vielen lustigen Geschichten, die Wetzstein und Petermann von ihnen gesammelt haben, gebe ich zunächst drei, welche an deutsche Schildbürgerstreiche anklingen.

Ein Knabe des Ortes hatte seine Hand in einen Krug mit engem Halse gesteckt, um sich einige von den darin aufbewahrten Nüssen herauszulangen, und konnte, als er die Hand vollgepackt hatte, sie nicht wieder herausbringen. Er schrie so jammervoll, daß die ganze Bürgerschaft darüber zusammenlief. Aber wie sehr man auch zerrte und zog, um der Hand mit den Nüssen aus ihrer Gefangenschaft herauszuhelfen, es wollte durchaus nicht gehen. Da legte der Bürgermeister des Ortes den Finger an die Nase, und da dieß glückliche Einfälle zu erwecken pflegt, so wußte er nach kurzem Bedenken Rath. „Bismillah! wir müssen die Hand abhauen,“ sagte er, und schon holte man ein Beil, als ein Fremder vorüberging, welcher den Knaben dadurch aus seiner Gefahr befreite, daß er ihm die Nüsse fallen zu lassen gebot, worauf die Hand so leicht heraus ging, als sie hineingekommen war. Man sieht, es liegt hier ein ähnlicher Scherz vor, wie der mit dem Spatz, der die Ulmer und andere Gimpel in Deutschland belehrte, wie man einen Balken durch eine Thür oder ein Thor schafft.

An die Kiebinger und Föhringer Mondfänger erinnert

folgendes. Als der Mond sich einmal über Chelbun hinter Wolken verbarg, entstand im Orte große Angst und Aufregung; denn man meinte, er sei vollständig verloren gegangen. Aber wieder wußte die Weisheit des Bürgermeisters das Rechte zu finden. Er kam, und seine Ansicht lautete dahin, daß die Bauern des Nachbardorfes den Mond gestohlen hätten, und daß man ihnen denselben wieder abnehmen müsse. Sogleich wetzten die Männer von Chelbun ihre Messer, luden ihre langen Flinten und machten sich auf, um den Monddieben ihre Beute wieder abzujagen. Unterwegs aber sahen sie, wie der Mond plötzlich wieder aus seiner Verhüllung heraustrat, und triumphirend zogen sie nun heim, indem sie die Ueberzeugung begleitete, die bösen Nachbarn hätten ihre kriegerischen Anstalten bemerkt und aus Furcht vor den langen Flinten ihren Raub freiwillig fahren lassen.

Ein ander Mal war diesen syrischen Lalen ein Berg verdrießlich, weil er ihren Rebstöcken und Granatbäumen die Sonne entzog. Der weise Vater der Stadt schlug, nie um ein passendes Auskunftsmittel verlegen, eine Verschiebung des Berges vor. Wie immer schnellem Denken bei ihnen die rasche That folgte, gingen sie ohne Verzug an's Werk, ihn ein Stück bei Seite zu rücken, aber unglücklicher Weise riß ihnen der um einen Baum geschlungene Strick, mit dem die Beseitigung des Berges bewerkstelligt werden sollte. Der Glaube war also da, aber er versetzte dießmal keine Berge, dagegen thaten ihrer viele dabei einen bösen Fall. Von Chelbun bis nach Föhr hinauf ist's auf der Landkarte ziemlich weit, und doch hat diese Historie einige Aehnlichkeit mit der Verrückung der Kirche auf jener Insel der Nordsee.

Ein braver und kluger Bürger von Chelbun wollte einmal Holz auf seinem Esel nach der Hauptstadt führen. Er war aber ein Mann, der barmherzigen Gemüthes und ein Freund seines Viehes war, und als er bemerkte, daß die Last dem Esel zu

schwer wurde, nahm er ihm die Scheite ab, lud sie sich selbst auf die Schultern und setzte sich damit auf Langohrs Rücken, indem er auf diese Art Rücksicht auf das Behagen seines Eseleins mit Sorge für seine eigne Bequemlichkeit vereinigte.

Ein anderer Bewohner dieses Schilda am Libanon war von seiner Gemahlin mit einem Kinde beschenkt worden, und so mußte er eine Wiege haben; das war Eins. Sie durfte aber auch nicht zu groß und nicht zu klein sein; das war Nummer Zwei. Was that er, um sie nach dem rechten Maße zu bekommen? Das Einfachste von der Welt. Er maß die Länge des Kindes mit beiden Händen und ging dann mit so ausgebreiteten und vor sich hingehaltenen Armen die anderthalb Meilen nach Damaskus, um einen Tischler aufzusuchen. Hier aber litt sein gescheidter Gedanke Schiffbruch. Er gerieth in das Gedränge des Bazars, wurde von den ihm Begegnenden und an ihm Vorbeischreitenden bald rechts, bald links an die Ellbogen gestoßen und verlor auf diese Weise sein Maß. Das war verdrießlich. Ein echter Mann von Chelbun indeß verliert wohl einmal sein Spiel, niemals aber seinen Kopf, und so wußte sich auch dieser rasch zu helfen. Er ging nach Hause zurück, maß das Kind mit einem Stocke, band sich diesen, der genau die Länge der erforderlichen Wiege hatte, hübsch sorgfältig zwischen die ausgebreiteten Arme und gelangte so glücklich zu einem Meister Tischler und mit dessen Hülfe zum Ziele seiner Wünsche.

VII.

Komische Inschriften an Häusern, Geräthen und Gräbern.

Die deutschen Haus- und Geräthinschriften sowie die Grabschriften treten als Volksepigramme dem Volksliede an die Seite und sind ebenso interessantes Material für die Erkenntniß des nationalen Denkens und Empfindens wie dieses, insbesondere aber zum Theil auch eine ebenso werthvolle Frucht dessen, was hier der Volkshumor genannt wird. In unsrer Zeit verschwindet das, was das Volk der niedern Stände, der kleinen Städte und des platten Landes von dem in den höheren Gesellschaftsklassen und in den Großstädten unterscheidet, mit jedem Jahrzehnte mehr. Die Sage verläßt den Ort, das Märchen das Haus, um sich in Bücher zu flüchten, eine Menge Sitten und Meinungen sind im Aussterben begriffen. So wird auch nur selten noch der alte Brauch beobachtet, Giebel oder Thorweg mit einem frommen oder lustigen Spruche zu schmücken, und wo dieß geschieht, ist's nicht die alte naive Ursprünglichkeit, die ihn einhaut. Mit Dank ist deshalb jeder Versuch zu begrüßen, die vorhandenen Sprüche dieser Art zu retten, indem

man sie ebenfalls für den Druck sammelt, und so wird auch der neueste, dem ich die Mehrzahl der folgenden humoristischen Inschriften entnehme*) von Vielen aufrichtig willkommen geheißen worden sein. Eigenthümlich ist, daß man solche komische Sprüche an Häusern, Schenken und auf Kirchhöfen am häufigsten im Norden und im äußersten Süden Deutschlands antrifft, wo, wie wir gesehen haben, der Humor des Volkes sich am frühsten kräftig regte.

Oft begegnen uns an Häusergiebeln Inschriften, die man Vexirsprüche nennen kann. An einem Hause bei Herrischried im südlichen Schwarzwalde liest man, wie wenn einen sein Bild aus dem Spiegel anredete:

„Ich Aff steh da und gaff',
Und weil ich gaff' und steh',
So könnt' ich weiter geh."

Ein anderes Beispiel findet sich im Berner Oberlande an mehreren Giebeln und lautet:

„Was stehst und lugst mich an?
Mach's besser, wer kann."

An einem Bauernhause bei Thun lesen wir ferner den wunderlichen Spruch:

„Dieß Haus steht in Gottes Gewalt,
Ist vorne neu und hinten alt.
Hätte den Meister das Geld nicht gereut,
So hätt' er's nach hinten auch erneut."

In Steiermark befindet sich an einem noch ziemlich neuen Hause unter dem Bilde eines heiligen Florian, der ein

*) Deutsche Inschriften an Haus und Geräth. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, W. Hertz, 1875.

brennendes Gebäude mit einer Gießkanne vor dem Untergange bewahrt, folgender hochkomische Bericht:

„Dieß Haus stellt' ich in Gottes Hand,
Da ist es dreimal abgebrannt.
Nun hab' ich's dem heiligen Florian vertraut
Und hoffe, daß er besser darnach schaut."

Noch ausgelassener scherzt der Spaßvogel, der in Franken über seiner Thür den Vers anbrachte:

„Heiliger Florian, Du sackrischer Schwanz,
Wir brauchen Dich nimmer, wir hab'n Assecuranz."

Eben daselbst schrieb ein anderer witziger Gesell an sein Haus:

„Gottes Gnad, ein gesunder Leib,
Ein gutes Bett, ein schönes Weib,
Tausend Dukaten in der Noth,
Fröhlich Urständ nach dem Tod,
Wer die sechs Glück zusammen hat,
Der komm und lösch den Reimen ab."

Andere komische oder an's Komische streifende Hausinschriften sind folgende:

„Das Haus ist mein und doch nicht mein,
Der nach mir kommt, 's ist auch nicht sein,
Und wird's dem Dritten übergeben,
So wird's im ebenso ergehen.
Den Vierten trägt man auch hinaus.
Mein! sagt mir doch, weß ist das Haus?"

(Tirol).

„Hier wohnt ein fröhlicher Mann,
Der Herrendienst entrathen kann.“

(Würtemberg).

„Ich hab gebaut nach meinem Sinn,
Drum, Neider, geh nur immer hin,
Und wem die Bauart nicht gefällt,
Der bau es besser für sein Geld.“

(Oberschlesien).

„Dieß Haus baut ich nach meinem Sinn,
Doch kommt der Teufel und rafft mich hin.
Wenn der Tod so schmutzig wär'
Wie mancher Beamte,
So säh er nicht so mager her
Und hätt' eine größere Wampe.“

(Landeck in Tirol).

„O Herr, b'hüt üs
Vor Jesuite und G'wandlüs (Kleiderläusen).
Bösi Wyber und falsches Geld
Hat der Tüfel g'sait (gesät) i d' Welt.
Das sy alls Plaggeister.
Hans Roth, Zimmermeister.“

(Oberaargau).

„Wenn dieses Haus so lang nur steht,
Bis aller Neid und Haß vergeht,
Dann bleibt's fürwahr so lange stehn
Bis die Welt wird untergehn.“

(Westfalen).

„Ich kehre mich nichts dran,
Ich laß die Leute klügeln,
Wer kann denn jedermann
Das lose Maul verriegeln?
Ich kann nicht besser leben,
Als daß ich dazu lach',
So haben sie vergebens
Sich viele Müh gemacht.“

(Aus dem Altenburgischen).

„Wenn ich hätt' aller Jungfern Gunst
Und aller Meister Kunst
Und aller Künstler Witz
So wollt' ich ein Haus bauen auf ein' Nadelspitz.
Die weil ich aber solches nicht haben kann,
Muß ich bauen auf einen Plan.“

(Schlesien).

„Das ist das Beste auf der Welt,
Daß Tod und Teufel nimmt kein Geld,
Sonst müßte mancher arme Gesell
Für manchen Reichen in die Höll.“

„Behüt uns Gott vor Feuersbrunst,
Vor Mißwachs und vor theurer Zeit,
Vor Maurern und vor Zimmerleut'.“

(Tirol).

„Bauen war eine Lust,
Aber was es gekost't,
Hab' ich vorher nicht gewußt.“

(Schweiz).

„Wo der Bürgermeister schenket Wein,
Die Fleischhauer im Rathe sein
Und der Bäcker wiegt das Brot
Da leid't die Gemeinde große Noth."
(Rathhaus in Gotha).

Ferner steht über einer Schlosserwerkstatt — unsere Quelle sagt nicht, an welchem Orte:

„Wenn an jedes lose Maul,
Ein Schloß müßt' angelegt werden,
Dann wär' die edle Schlosserkunst
Die beste Kunst auf Erden."

Unter dem Bilde einer Speckseite am rothen Thurm zu Wien liest man die Inschrift:

„Befind sich hier irgend ein Mann,
Der mit der Wahrheit sagen kann,
Daß ihm sein Heirath nicht gereut,
Und förcht sich nicht vor seiner Frauen,
Der mag diesen Backen herunterhauen."

Am Hause eines Gerbers zu Kaltern in Tirol liest man folgenden derben Reim:

„Hirschhäut und Bockgeisfell
Sind zum Verreuß bereit,
Die ziehiger weit sind
Denn alte Weiberhäut."

Ein Schusterschild zu Arnbach in Tirol, auf dem sich ein umgekehrter Stiefel befindet, hat darüber den originellen Gedanken:

„Die Welt ist jetzt so aufgeklärt,
Drum ist der Stiefel umgekehrt.
Wann die Welt anders werd,
Kommt der Absatz auf die Erd."

Recht komisch ist der Einfall, der über dem Eingang zu einer Seifensiederei zu Tuttlingen in Schwaben zu lesen ist und folgendermaßen lautet:

„Bläst uns, o Welt, in deinem Haus
Der Tod des Lebens Lichtchen aus,
Wird am Geruch es offenbar,
Wer Talglicht und wer Wachslicht war.“

Im Dorfe Bovenden in Hannover ist ein Müllerhaus, an dem sich das Bild eines Esels mit den Worten befindet:

„Jesus hat selbst geritten
Des Müllers Ritterpferd.“

Der Marktbrunnen zu Bruck in Steiermark trägt die Inschriften:

„Destwegen bin ich worden grab'n,
Daß man ein kielen Trunck kan haben.
Und mag mich Drinchken Ohne Sorgen,
Hat man kein Gelt so thue ich borgen.

Ich Hans Prasser
Trinckh lieber Wein als Wasser.
Trünckh ich das Wasser so gern als Wein,
So kundt ich ein reicherer Prasser sein.“

Hiermit wolle man den groben Schwaben vergleichen, der über der Thür seines Hauses die Vorübergehenden kurz benachrichtigt:

„Hier ist das Haus zur Sonnen;
Wer kein Geld hat, geh zum Bronnen.“

Artiger war der Pfälzer Wirth, dessen Hausgiebel die Gäste mit den folgenden Reimen zur Einkehr einlud:

„Lieber Gast, komm geschwind herein,
Hast du Geld, hab' ich guten Wein,
Hast du keins, kannst du drüben einkehren,
Dort ist der Brunnen mit zwei Röhren."

Noch höflicher lauten folgende Verse über dem Thore einer Schenke in Franken:

„Willkommen, ihr lieben Gäste,
Für Geld geb' ich das Beste;
Wollt ihr aber borgen,
So kommt übermorgen,
Denn ich sag, heut ist der Tag,
Daß der Wirth nicht borgen mag."

Am Kamin eines Saales im lübecker Rathhause, in welchem die Junker ihr Hochzeitsmahl hielten, liest man die Inschrift:

„Mannich man lude synghet
Wen man de Brudt em bringhet;
Wiste he wat man em brochte
Dat he veel leewer weenen mochte."

Das heißt auf hochdeutsch:

„Mancher Mann laut singet,
Wenn man die Braut ihm bringet;
Wüßte er, was man ihm brächte,
Viel lieber er weinen möchte."

Auf einer Fensterscheibe steht:

„Es ist Alles eitel,
Außer nur drei Stück:
Hübsche Mädchen, guter Wein
Und ein voller Beutel.
Hab' ich die, so bin ich froh
Und sprech auch wie Salomo:
Es ist Alles eitel."

An einer Sitzlehne beim Ofen im Sonnenhof zu Stadelhofen in der Schweiz befindet sich der Spruch:

„Durch d' Sünd der Menschen gefallen ist,
Daß ihm an Leib und Seel viel prisst (gebricht).
Damit er aber nit verzag,
Sondern Gott zu preisen Ursach hab,
Hat er ihm auch für Frost und Kält
Des Ofens Mittel hingestellt."

In einer öffentlichen Badestube hat der Sammler, dem ich diese Beispiele von humoristischen Volksepigrammen entnehme, folgende Regeln, mit denen man sein Glück machen kann, an der Wand gelesen:

„Wilt du einen Tag fröhlich sein? Gehe ins Bad.
Wilt du ein Wochen fröhlich sein? Laß zur Adern.
Wilt du ein Monat fröhlich sein? Schlacht ein Schwein.
Wilt du ein Jahr fröhlich sein? Nimm ein jung Weib.
Wilt du allweg fröhlich sein? Werd ein Pfaff,
So singst du früh und spat bei Todten und bei Lebendigen."

An den Heiligenbildern und an den sogenannten Calvarienbergen oder Leidensstationen in katholischen Ländern finden sich mancherlei Sitte und Geschmack des Volkes bezeichnende Inschriften, die in unser Kapitel gehörten. Sie sind aber gewöhnlich so verfänglichen Inhaltes, daß sie sich, um mit Goethe zu reden, besser mündlich als schriftlich überliefern lassen. Der Anfang einer derselben, über welcher die Verspottung Christi durch die Kriegsknechte dargestellt ist, lautet: „Herre Gotte, wilt du Tabak han?" worauf eine derb bäuerische Ablehnung des Anerbietens im Stile des Simplicissimus folgt. Das Bild steht zu Einsiedeln.

Den Schluß unsrer Beispielsammlung mögen einige Grabschriften bilden. Auf dem Grabe eines Kindes auf dem Kirchhofe zu Inzell bei Reichenhall steht:

„Kaum bin ich auf die Welt gekommen,
Hab ich vom Vater Urlaub genommen,
Von der Mutter auch zugleich —
Jetzt bin ich im Himmelreich.“

Der Grabstein des Schulmeisters Hans Kugler in Winterthur zeigt folgende komische Inschrift:

„Hier schläft nach langer Arbeit sanft genug,
Der Schüler, Orgel, Weib und Kinder schlug.“

Die Grabschrift eines Tischlermeisters in Genthin lautet:

„Bei Brettern ward ich jung, wuchs auf und ward auch alt,
In Bretter eingesperrt hat mich des Tods Gewalt.
Dergleichen Wohnhaus hab' ich Mehrern zugericht't —
Wer dir eins bauen wird, zu sagen weiß ich nicht.“

In Petersberg bei Hersfeld in der Provinz Hessen haben sie einem Todten den Vers auf seinen Grabstein geschrieben:

„Gott saß auf seinem Thron
Und sprach zu seinem Sohn:
Steh von deinem Sitze auf
Und laß den sel'gen Stuckart drauf.“

Zu Pottenstein in Franken hat man dem 1783 verstorbenen Braumeister Schildknecht folgende Reime auf den Grabstein gesetzt:

„Hier liegt der Vater und der Sohn,
Ein Alter und ein Junger.
Der Tod schaut die Person nicht an,
Sorgt nur für seinen Hunger.
Bald schluckt er einen Jung in sich,
Bald frißt er einen Greisen.
O Sterblicher, so lasse dich
Doch einmal unterweisen.“

In Dobberan finden sich unter andern folgende komische Epitaphien:

Auf den Herzog Magnus.

„In dieser Welt hab ich mein Lüst
Allein mit kalten Schalen gebüßt,
Hilf mir, Herr, in den Freudensaal
Und gieb mir die ewige kalte Schal."

In der Bülowschen Kapelle
(an der Wand).

„Wiek, Düfel, wiek wiet van my,
Ik scheer mir nig en Hafer um dy.
Ik bin en mecklenbörgisch Edelmann,
Wat geit dir Düfel, min Supen (Saufen) an.
Ik sup mit minem Herr Jesu Christ,
Wann du Düfel ewig dörsten müßt,
Und drink met öhm en söre Kolleschal,
Wann du sitzt in der Hölle Qual;
Drum rahd ik, wiek, loop, renn und gah,
Eft (sonst) by dem Düfel ik to slah" (schlag' ich zu).

Einer großen Anzahl naiv komischer Grabschriften begegnen wir in Tirol und den benachbarten Alpenländern. Ich theile aus einer Sammlung solcher*) die folgenden mit:

An der Kitzbichler Ache.

Hier leit die ehrengeachtete und tugendsame Jungfrau
Genoveva Voggenhuberin
betrauert — von ihrem einzigen Sohne.

Bei Saltaus.

Durch eines Ochsen Stoß
Kam ich in Himmelsschoß,
Mußt ich auch gleich erblassen,

*) Vergl. Enzian, 2. Folge. Leipzig 1876, A. G. Liebeskind.

Weib und Kind verlassen,
Kam doch zur ewigen Ruh
Durch dich Rindvieh du!

Am Berg Isel.

Hier liegt Elias Gfahr,
Gestorben im sechzigsten Jahr
Kaum hat er das Licht der Welt erblickt,
So hat ihn ein Wagenrad erdrückt.

Pians bei Landeck.

Hier liegen begraben
Vom Dunder derschlagen
Drei Schaf, a Kalb und a Bua,
Herr, gieb ihnen die ewige Ruah!

Bregenzer Wald.

Gestorben ist sie im siebzehnten Jahr,
Just als sie zu gebrauchen war.

Bei Hall.

Hier liegt begrabt mein Weib, Gott sei Dank,
Sie hat ewig mit mir gezankt;
Drum, lieber Erlöser, geh von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mit dir.

Im Salzburgischen.

Hier liegt der Förster Rupert Huß,
Er starb an einem Büchsenschuß,
Der auf der Jagd von Ohngefähr
Ihn hat getroffen folgenschwer.
Zum Glück konnt man ihn noch versehn:
Gott laß ihn fröhlich auferstehn.
Ich nannt' ihn oben Rupert Huß,

Um hinzuweisen auf den Schuß;
Doch hieß er in der That Franz Leim,
Das aber paßte nicht zum Reim.
Was hätt' ich mit dem Leim gemacht?
Wie hätt' den Schuß ich angebracht?
An dem er doch verschieden ist
Als Jägersmann und guter Christ.

In Sanct Gilgen.

Hier ruht in Gott
Der verstorbne Sanct Gilgner Both.
Sei ihm gnädig, o Herr,
So wie Ers auch wär,
Wenn er wär Gott
Und du der Sanct Gilgner Both.

In Schongau.

Sebastian Burker, Kanonier im 4. Artillerie-Regiment, geb. 17. Mai 1848, † 23. März 1871.

Ein braver Soldat ist er gewesen,
Bei siebthalb Schuach hat er gemessen,
Er zog für König und Vaterland
Hinein mit in's Franzosenland.
Da haben die feindlichen Granaten
Zerrissen ihm Schienbein und Waden,
Einen Fuß den mußt er in Frankreich lassen
Und hier dann ganz zu Tod erblassen.
O heiligste Dreifaltigkeit,
Mach ihm dem Himmelsweg nicht weit,
Mit einem Fuß an seiner Krücken
Kann er die Straße nur langsam hinken,
Und heißt es einmal auferstehen
Schenk ihm den andern Fuß zum Gehen,
Damit er bei der Parade droben
Dich recht kann mit zwei Füßen loben.

Das Beste vielleicht von diesen komischen Grabschriften ist der sogenannte „Wechsel" an der Johanniskirche zu Leipzig. Außen an der südlichen Seite dieser Kirche ist eine höchst wunderliche Steintafel eingemauert, die sich früher an einem Grabhügel des jetzt verschwundenen Friedhofes befand und in alterthümlicher Kaufmannssprache die Ueberzeugung des darunter liegenden Kaufmanns Blechschmidt, daß er die Seligkeit erworben, auf doppelte Weise ausspricht.

Links über der eigentlichen Grabschrift steht:

„Gewinn- und Verlustconto, des Christus unschätzbares Lösegeld und Ranzion 100,000. An glückseligem Sterbe-Gewinn wohlgestorben ist der beste Gewinn 100,000."

Auf der andern Seite hat man einen förmlichen Wechselbrief vor sich, der folgendermaßen abgefaßt ist:

„Auf F. A. Blechschmidt bestimmten Sterbetag, Anno 1700 den 21. October, gelobe ich, Jesus Christus, Bürge, zu bezahlen diesen meinen Solawechsel an denselben, dem Werth nach ich selbsten verdient, bin mit seinem Conto und Leben vergnügt, schenke ihm dahero die ewige Seligkeit. Jesus Christus."

VIII.

Dinge, Zustände und Thätigkeiten des Lebens in der Sprache des Volkshumors.

Der Humor des Volkes hat sein eignes Wörterbuch mit einer Menge wunderlicher und lächerlicher Bezeichnungen und Benennungen von Gegenständen des alltäglichen Lebens, von Zuständen, die einen komischen Charakter haben, von Thätigkeiten, die dem Witz oder der Ironie verfallen.

Gewisse Oertlichkeiten haben vom Volke komische Namen erhalten. Die Diebe hatten für die Galgen, die in der alten guten Zeit ihnen von hundert und aber hundert Hügeln ihr Memento zu riefen, die spöttische Bezeichnung „Sauerbrunnen." Ein Wirthshaus bei Altona nannte sich keinenfalls selbst Dummerjan. Ein unsauberes Sackgäßchen in Hannover heißt der goldne Winkel, eins in Dresden führte den Namen Todte-Hühner-Gasse, eine Straße in Hildesheim wurde die krumme Rothwurst getauft.

Sodann haben gewisse Kleidungsstücke vom Volkshumor Spitznamen bekommen. Ich erinnere nur an den dreieckigen Hut, der in Mittel- und Norddeutschland Dreimaster, in Schwaben Wolkenstecher, in Ostfriesland Pust de Lamp ut

heißt, an den Cylinderhut, den wir allgemein Ofenrohr nennen, während die Seeleute dafür den Ausdruck Spint (ein Maß) haben, an den Frack, den wir respectlos Schwalbenschwanz schimpfen, wogegen er bei den Matrosen „Knieptang," d. i. Kneipzange heißt, an die aufrechtstehenden Halskragen mit steifer Spitze, welche wir als Vatermörder bezeichnen, während sie dem seemännischen Witze als Bramleesegel oder Bartspitzen Vergnügen machen.

Ferner haben gewisse Berufsarten für die Dinge, mit denen sie umgehen, ihre Werkzeuge, ihre Waffen u. d. humoristische Bezeichnungen. Der Soldat nennt die Flinte den Kuhfuß, das Seitengewehr das Käsemesser, der Degen ist ihm ein Krötenstecher, der Tornister ein Affe, die Trommel ein Kalbfell, der Marketender der Knapphans, das Arrestlokal der Kasten. Zwei Kanonen im berliner Zeughause, die eine 1570, die andere 1573 gegossen, führen die Namen „Scharfe Metze," eine Anzahl ebendaselbst befindlicher Zweipfünder aus dem Jahre 1566 nannte man „Rephühner." Im dresdner Zeughause stand früher eine alte sehr große Karthaune, welche die „Faule Magd" hieß, und wenn der Hornist auf der nahen Wache den Zapfenstreich blies, bedeutete das:

„Putzt mir nicht mit Hammerschlag,
Putzt mir nicht mit Sand,
Sonst kommt er, sonst kommt er,
Sonst kommt der Herr Serjant."

Das oberste Segel der Masten von Voll- und Barkschiffen wird scherzhaft der Mondkieker oder Mondtrecker, auch der Wolkenschieber genannt, die Klüver werden, gleichsam als Vorspannpferde, mit dem Spitznamen der Schimmel bezeichnet, der Octant heißt der „Schafschinken." Der bettelnde Handwerksbursch „geht fechten," der Matrose steigt, wenn er „na bawen," d. h.

die Strickleitern hinauf nach den Raaen, geht, „in 'n Ploomboom," in den Pflaumenbaum, der fleißige Student „ochst" oder „büffelt."

Viele Speisen und Getränke ferner haben vom Volkswitze ihre Namen erhalten. In Dresden bäckt man „Arme Ritter" — „in Elendsfett" setzt man hinzu, wenn man den Ausdruck figürlich auf Vornehme anwendet, welche ärmlich leben müssen, in Leipzig „Wetzsteine" und „Strumpfsohlen," in Freiberg „Bauerhasen," in Holstein ein Gebäck, welches — von der Nonne seinen unaussprechlichen Namen herleitet. In Oesterreich giebt's „Pfaffenschnitzel" und „Bubenschenkel." Grobe Graupen sind bei den Soldaten „Gamaschenknöpfe." Der Hering heißt unter den Matrosen der „Schusterochse," in Sachsen der „Schneiderkarpfen," Brot mit Salz ein polnisch Butterbrot, Butterbrot mit Käse „Strohbraten" oder „Truthahn," der echte und unfigürliche Truthahn dagegen wohl allenthalben der Consistorialvogel.

Das Wasser ist „Gänsewein," es ist „gut für die Gänse," man „gießt sich's nicht einmal gern in die Stiefeln." Vom Wassertrinken bekommt man Läuse in den Magen.

Das Bier erhielt in den verschiedenen Städten verschiedene Namen, unter denen sich recht komische befanden. Ich nenne von diesen nach Frischbiers „Preußischen Sprichwörtern" einige, die um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, in der Zeit des Hochmeisters Conrad von Erlingshausen, in der heutigen Provinz Preußen eine Rolle spielten. Zwei Ordensbrüder, „lose Buben," zogen damals im Lande umher und gaben einem jeden Biere seine besondere Bezeichnung. Das danziger, von dem noch vor einigen Jahrzehnten das Sprichwort galt: „Danziger Bier ist stärker als der Ochsen vier," hieß: Wehre dich, das königsberger Sauremagd, das marienburger Kälberzagel, das graudenzer Krankheinrich, das meweſche Ojammer, das Stargarder Spülekanne; das von Neuteich taufte man, vermuthlich weil es

dünn und wässerig war, nach einem dort vorbeifließenden Bache Schwente. In Gerdauen brauten sie Mammon oder Mumme, in Heiligenbeil gesalznen Märten, in Braunsberg Stürzenkerl (Stürz den Kerl), in Mülhausen Krebsjauche, in Frauenburg Singewohl, in Friedland Wohlgemuth, in Schippenbeil Nasewisch, in Wehlau Füllewurst, in Neidenburg Klawmich (Packe mich), in Wartenburg Lachmund. Allenstein sah sein Bier Borgenicht, Guttstedt das seine Lieber Herr Lorenz, Heilsberg das seine Schreckengast (Schrecke den Gast) genannt. Das Helaer Bier hieß O Stockfisch, das schöneckesche O Zeter, das stolzesche Schmiernicht, das von Osterroda Dünnebacke, das löbauer Spülwasser, das fischhausener Schleppenkittel oder Salzesbaß, das riesenburger Speienicht, das von Stum Reckenzagel, das vom Königsberger Schloß Reckenzagels Mutter. In Morungen zechten die „Bierenten“ der Schenkstuben Ohnedank, in Reden Sausewind, in Poessenheim Schlickerei, Dickebrei oder Flickebier, in Kreuzburg Mengeswohl. In Liebstadt gebrautes Bier nannte sich Woisdas (Wie ist das?) und der Name des eylauer Gerstensaftes fragte: Wo ist der Magd Bett?

Von schlechtem Bier sagt man in Ostpreußen „es hat Polizeiaugen,“ womit die großen Schaumblasen gemeint sind, die es im Gegensatz zu dem guten starken mit seinem feinen, rahmartigen Schaume zeigt. Dünnes Bier ist „über eine Brücke gefahren.“ Wer sich ein Glas Bier bestellen will, sagt scherzhaft: „Ich werde mir ein braunes Halstuch mit einem weißen Rande kaufen.“

Komische Bezeichnungen des Branntweins sind Rachenputzer, Raschwalzer, Reißnieder, Krumbholz und Wuppdich. Reiner Kornschnaps heißt „Cornelius Nepos“ oder „reines Gotteswort,“ Korn mit Bitterem „Kornus mit Gewehr über,“ Wachholderbeerbranntwein mit Zucker „Machandel mit dem

Knüppel," andere süße Schnäpse werden „sanfter Heinrich" oder „Lerchentriller," Warmbier mit Branntwein wird in Ostpreußen „Kurischer Kaffee," Maraschino endlich mit einem Eidotter wird „Knickebein" genannt. Wer einen Schnaps haben will, verlangt einen „Bindfaden," trinkt er ihn, so gießt er einen auf die Lampe oder hinter die Binde, so riskirt er einen Lungenhieb, so setzt er einen Funken auf die Pfanne, so nimmt er einen Kleinen, so schmeißt er Einen herunter u. d.

Schlechter Wein heißt Kutscher, Wendewein, Strumpfwein, Fahnenwein und Dreimännerwein; denn, wer ihn trinkt, der muß sich dann im Bett stets umwenden, sonst frißt ihm die Säure ein Loch in den Magen; er zieht ferner durch letztere die Eingeweide wie die Fahne das Regiment und ebenso Löcher in Strümpfen zusammen; wenn ein Mann ihn genießt, müssen Zwei ihn dabei halten.

England hat einige achtzig Ausdrücke für den Zustand des Betrunkenseins, unser Deutschland, besitzt, wie man sich aus Lichtenberg, Körte und Frischbier nicht ohne Stolz überzeugen wird, solcher Bezeichnungen beinahe dreimal so viele. Da ein Räuschchen dem Humor verwandt, wenigstens dienlich ist, so ist ein großer Theil derselben auch von komischem Klange, und so werde ich diese hier anführen müssen. Zuvor aber sei wieder ein Excurs erlaubt, der die Zeit beschreibt, in welcher die Mehrzahl dieser humoristischen Ausdrücke für die Wirkung starken Poculirens vermuthlich entstanden ist.

Zu allen Zeiten hat es mächtige Trinker gegeben, Leute, die schwer oder gar nicht zu berauschen waren und mit ihrer Fähigkeit im Vertilgen geistiger Getränke die auf diesem Gebiete weniger begabte Mitwelt in Staunen setzten. Wir lesen von Sokrates, daß er eine ganze Nacht hindurch Wein trinken und am Morgen mit derselben Klarheit fortdisputiren konnte, mit

der er am Abend begonnen. Cäsar war als Zecher fast so groß wie als Feldherr und Staatsmann. Tiberius beförderte einen sonst nicht hervorragenden Mann zum Quästor, weil er auf sein Zutrinken in wenigen Stunden eine Amphora, d. h. ungefähr 24 unsrer Weinflaschen geleert hatte. Auch unsere Tage lassen zuweilen noch Menschen von sehr ausgebildeter Genuß- und Tragfähigkeit vor dem Becher erstehen. Der Weihbischof, dessen Goethe in seiner Beschreibung des Rochusfestes zu Bingen gedenkt, konnte sich in seiner Fastenpredigt rühmen, daß ihm „der grundgütige Gott der besondern Gnade gewürdigt, acht Maß trinken zu dürfen, ohne sich nachsagen lassen zu müssen, daß er darüber in ungerechtem Zorne auf irgend jemanden losgefahren, Hausgenossen und Anverwandte mißkannt oder wohl gar die ihm obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt." Anderen geistlichen Herren damaliger Zeit war es gleichfalls verliehen, das genannte Quantum Wein, welches etwa 16 unsrer Bouteillen gleichkommt, auf ein Niedersitzen zu bewältigen, und selbst Kurfürsten war dieß geglückt — ob ohne unerfreuliche Folgen für Verstand und Gemüth wie bei dem redlichen Weihbischof, berichtet uns Goethe nicht. Ein gewaltiger Zecher vor dem Herrn endlich lebte noch vor Kurzem in einem während der dreißiger und vierziger Jahre vielgenannten, jetzt halbvergessenen Schriftsteller in Leipzig. Der alte Tröbs in der „Rolle" zu Krottendorf erzählte mir, daß dieser kleine corpulente Herr — beiläufig ein Sohn des Böhmerlandes — bei ihm einmal von einem Nachmittage an bis zum nächsten Vormittage 19 Flaschen weißen Wein und 13 Seidel Lagerbier und in den nächstfolgenden vierundzwanzig Stunden 37 Seidel Bier und 11 Flaschen Wein zu sich genommen habe. Ich fand das unglaublich, aber ein damals ebenfalls vielgenannter Buchhändler hegte daran keinen Zweifel; denn jener hatte einst bei ihm im

Laufe eines Nachmittags 24 Flaschen Bordeaux geleert und sich dann in einer Wirthschaft der Klostergasse noch neun Glas steifen Grog genehmigt. In allen diesen Fällen aber war der Schreckliche zwar wohl nicht ganz nüchtern, aber, wie glaubwürdigst bezeugt ist, festen Ganges und ohne Beschwerden nach Hause gewandelt.

Zu allen Zeiten also lebten Trinker von wunderbarem Tonnengehalt, Genies von hoher Capacität im Vertragen von Spirituosen, Zecher von fast übermenschlicher Standhaftigkeit. Vielleicht niemals aber wird es deren so viele gegeben haben als in der Periode der „guten alten Zeit," aus der ich das Folgende mittheilen will, und nie und nirgend wohl waren die bacchischen Anlagen und Neigungen der Menschenkinder so zur Kunst ausgebildet und in so reiches und sinnvolles Ceremoniel gefaßt.

Was ich im Auge habe, ist die Zeit, in welcher erst neben, dann noch lange nach dem „Hosenteufel" des frankfurter Professors Musculus, der „Saufteufel" die deutschen Fürsten und Völker regierte, die Zeit, welche den Ritter v. Schweinichen seine Riesentränke thun sah, die Johann Friedrich den Großmüthigen die Schlacht bei Mühlberg und mit ihr den Kurhut verlieren ließ, weil er — seien wir artig gegen das Unglück — vor dem Anrücken des kaiserlichen Heeres zu lange und zu tief in den Humpen gesehen hatte, und die den Kurfürsten Christian II. von Sachsen den „Merseburger Bierkönig" nannte: kurz, die Zeit des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Vermuthlich weil der Humor nicht gern trocken sitzt — bedeutet das Wort doch ursprünglich Feuchtigkeit — hatte die deutsche Welt schon früher viel Durst gehabt und nicht gern Durst gelitten. Jetzt aber trank sie, wie von einer brennenden Seuche ergriffen, allenthalben, namentlich aber im Norden und

Osten, Wein und Bier in Strömen. „Es ist leider ganz Deutschland mit Saufen geplagt,“ schreibt Luther in seiner Streitschrift „Wider Hans Worst,“ die 1541 erschien. „Wir predigen und schreien darüber, es hilft aber leider nicht viel. Es ist ein böses altes Herkommen im deutschen Lande, wie der Römer Cornelius schreibt, hat zugenommen und nimmt noch zu.“ Und um dieselbe Zeit ungefähr sagt der Reformator in seiner Auslegung des 101. Psalms resignirt: „Es muß ein jeglich Land seinen eignen Teufel haben — unser deutscher Teufel wird ein guter Weinschlauch sein und muß Sauf heißen.“

Das war durchaus keine Uebertreibung. Vornehm und Gering zechte, daß sich die Balken bogen, Weltlich und Geistlich diente dem bösen Geiste im Fasse mit Saus und Braus, Jung und Alt half den Keller leeren, so weit der Beutel reichte und der Wirth borgte. Und was schlimmer war, man rühmte sich seines maßlosen Trinkens, und selbst in den höchsten Kreisen war es eine Ehre, möglichst viel Getränk in sich hineinschütten zu können, und Pflicht und Erforderniß, sein Licht in dieser Beziehung bei jeder Gelegenheit leuchten zu lassen.

An den norddeutschen Höfen, am braunschweigischen, am pommerschen, vorzüglich aber am wittenberger und später am dresdener war der Unfug am Aergsten. Hier verschlang der fast nie schwindende Rausch und Katzenjammer während des dreißigjährigen Krieges eine Menge höchst nothwendiger Thatkraft und zeitweise allen Verstand. Der Sohn des erwähnten Johann Friedrich, wie der Vater getauft, artete auch nach diesem. Seine Schwiegermutter seufzt in einem Briefe an ihn, „möge doch Gott geben, daß er von dem Zutrinken einmal ablasse,“ und später bittet sie ihn, er „wolle doch nicht stets zutrinken, damit er dadurch nicht den Herrgott und seinen heiligen Geist von sich treibe.“ Als Kurfürst Friedrich von der Pfalz seinen

Sohn Ludwig nach Neuburg zu einer Kindtaufe gehen läßt, spricht er die Befürchtung aus: „Wenn mein Sohn nur vor Herzog Albrecht zu Baiern und Herzog Christoph zu Würtemberg, beiden meinen Vettern und Brüdern, des Trunks halb kann gesund bleiben; denn diese beiden Fürsten sollen auch da sein.“ Für den andern Bruder Hans Casimir aber fürchtet die Mutter, als er sich zu Ansbach aufhält: „Habe nur Sorge, der Markgraf werd' mir ihn krank saufen.“

Der Adel eiferte seinen Fürsten, so viel er konnte und mit bestem Erfolge, nach. Ein guter Theil der gelehrten Welt mit Einschluß mehrerer der berühmtesten Humanisten, z. B. Eoban Hesse's, des Dichterkönigs und Freundes Ulrichs v. Hutten, that nach Kräften desgleichen. Die Geistlichkeit machte hiervon keine Ausnahme, selbst die protestantische scheint in vielen ihrer Glieder dem Saufteufel gehuldigt zu haben, und es kam vor, daß Pfarrherrn ihre Amtswohnungen in Bierschenken verwandelten. Dem Hofprediger und Generalsuperintendenten der Mark Brandenburg, Johann Agricola, warf Luther sein übermäßiges Biertrinken vor. 1561 legte der Schloßprediger Stigel zu Gotha in einem Briefe an den Herzog zu Sachsen das Bekenntniß ab, der leidige Satan habe, nachdem er vierzehn Jahre im Pfarramte gewesen, sein Teufelsspiel mit ihm getrieben und ihn „zum Vollsaufen“ gebracht, besonders aber in den letzten sechs Jahren, seit er auf dem Grimmenstein gewesen, ihm dermaßen zugesetzt, daß er nun entschlossen sei, Amt und Weib zu verlassen und nie wieder nach Thüringen zurückzukehren. Er kam indeß, nachdem er nicht weit gewandert war, wieder und gelobte, in den nächsten zwei Jahren außer dem Abendmahl keinen Tropfen Wein zu trinken. Darauf wurde er wieder zu Gnaden angenommen und hat hoffentlich Wort gehalten. Noch von D. Selnecker, der 1592 starb, hören wir über seine Amtsbrüder

sehr Unerbauliches. „Sie gehen," sagt er, „dahin wie die blinde Kuh, wo sie ihres Herzens Lust hintreibt, zur Völlerei und gutem Schlampamp" — „in den Sünden, die sie am Meisten strafen sollten, Ehebruch und Sauferei, stecken sie bis an die Ohren." Beispiele endlich, wo lutherische Geistliche es nicht für einen Raub hielten, den Schenkwirth zu machen, werden 1549 in einem Erlaß des Kurfürsten Moritz an den Superintendenten Buchner zu Oschatz, unter welchem der Betreffende die Pfarre zu Grödel inne hatte, und in demselben Jahre durch eine Mahnung an das Consistorium zu Meißen, unter welchem der Pastor zu Riesa in der gedachten ärgerlichen Weise das Decorum verletzt hatte, gerügt und als unzulässig bezeichnet.

Ueberall war der Dämon des Zechens ein willkommner Gast und anerkannter Vorsitzender. Bei den Commersen der Studenten hörte man ihn singen:

„Codre, caput tibi fumat,
Ne quis ignis te consumat
Stingue mero citius."

Kodrus, sieh den Kopf dir rauchen,
Laß kein Feuer dich verschmauchen,
Lösch mit Weine flugs die Gluth.

In die Rathskeller und Trinkstuben der Bürger rief er mit rothem Gesicht und heiserer Stimme hinein: „Ein Märtenstrunk! Ein pommerscher Trunk!" Den Bauern gab er Bierkrüge mit in die Kirche, aus denen sie einander während der Predigt zutranken, und die sie dem Pfarrer in's Wort fallen ließen. Ja an hohen Festtagen schrotete er ihnen ganze Fässer voll Wein und Bier in das Haus des Herrn — eine Unsitte, gegen die noch 1624 in Sachsen ein Synodaldecret erging.

Wie die besseren Geistlichen und Behörden gegen dieses wilde Treiben eiferten, ohne ihm steuern zu können, so wurde auch auf den Reichstagen bisweilen die Stimme der Vernunft laut, und ergingen großmächtig aussehende Beschlüsse, nach welchen die Obrigkeiten „das übermäßige Trinken und Zutrinken abstellen und die Ueberfahrer ernstlich strafen" sollten. Noch 1548 wurde ein derartiger Anlauf gemacht, aber wie die vorigen ohne den mindesten Erfolg. Es sah auch gar zu sehr nach der verkehrten Welt aus, wenn Trunkenbolde wie die sächsischen und die braunschweigischen, die pommerschen und schlesischen Fürsten oder wie die baierischen Herzöge und die ansbacher Markgrafen, die zwischen den Verhandlungen mit ihren Räthen und Hofleuten selbst auf das Unsinnigste schwelgten, Gesetzgeber der Nation in Sachen der Mäßigkeit sein wollten.

Wie es trotz jener Beschlüsse in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in den „alten und großen Trinkländern" des deutschen Nordens und wohl wenig besser im Süden des Reiches in dieser Beziehung aussah, mag uns die 1552 zu Leipzig erschienene Schrift: „Wider den Saufteufel" erzählen, wo es unter Anderm heißt: „Es üben solche Laster jetzund nicht blos die Mannspersonen, sondern auch die Weiber, nicht allein die Alten, sondern auch die jungen Kinder, die können allbereits ein Halbes zutrinken. Die Eltern lehren's auch wohl ihre Kinder." „Na, laß sehen, spricht der Vater zum Söhnlein, was du kannst; bringe ihm ein Halbes oder Ganzes. Und über das Alles hat man solches Lasters der Trunkenheit kein Hehl, sondern man kitzelt sich damit, als hätte man gar wohl gehandelt. Ja rühmen's auch herrlich, und sagt Einer zum Andern: Lieber, ich wollte, daß du nächten bei uns gewesen wärest; wir waren recht fröhlich, da ließen wir das Rädlein herummer gehen, es durfte keiner nüchtern davon kommen.

Ich soff sie endlich Alle darnieder; der fiel auf die Bank, jener fiel ganz hinunter. Da solltest du Wunder gesehen haben."

Die kräftigsten Bannsprüche der Kanzeln, die strengsten Verbote der Obrigkeiten und des Reichstags, die Warnungen und Mahnungen wohlmeinender Schriftsteller, desgleichen eine Anzahl Innungsartikel — nichts verfing gegen den halb greuelvollen, halb lächerlichen Spuk, bei dem die große Masse immer tiefer in Krug und Faß versank.. Er kehrte sich nicht an die Moralprediger, er lachte der angedrohten Strafe und lebte nach Paragraph Elf weiter. Er stiftete einen förmlichen „Sauforden," pries in tollen Dichtungen wie Kochs „Ars Bibendi" das Zechen geradezu als Kunst und die Trunkenheit als empfehlenswerthen Zustand, ließ eine Reihe der vergnügtesten deutschen und lateinischen Trinklieder entstehen und erfand für die Trunksucht eine Menge von Bräuchen, Satzungen und Ceremonien, aus denen sich zuletzt ein vollständiges Zecherrecht entwickelte.

„Darnach fangen sie an," sagt bereits Geiler von Kaisersberg von den damaligen Studenten, „saufen einander zu, und wer am Besten saufen mag, der wird Magister oder Doctor." Ferner waren schon früher Zechturniere im Schwange, bei denen man sich auf ein bestimmtes, oft sehr großes Quantum Wein oder Bier herausforderte, und bei denen es nichts Ungewöhnliches gewesen sein wird, wenn einmal, wie uns Hans Sachs nach eigner Anschauung erzählt, zwölf Bierhelden, nachdem sie sechs Stunden mit Stutzen und Kannen zusammengeritten, eine Tonne Bier ausgetrunken hatten. Erst gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts indeß scheinen sich unter Bürgern und Studirenden Regeln des Trinkens ausgebildet zu haben, die bei Strafe zu beobachten waren, und erst 1616 erschienen dieselben gesammelt und geordnet im Drucke.

Diese selten gewordene Schrift betitelt sich: „Jus potandi oder Zech-Recht," und ihr Verfasser, der sich Blasius Multibibus, utriusque V. et. C. (d. h. Vini et Cerevisiae) candidatus nennt, scheint aus dem Meißnischen gewesen zu sein. Er erklärt in der Einleitung, sein Buch geschrieben zu haben, „weil unter uns nichts Gemeineres ist und nichts fast täglich und so solemniter begangen wird als des dickschwülstigen Saufgottes Bacchi seine Fraß- und Quasfeste, da man mit großen Lauren und langen aufgethürmten Bierhumpen gar ritterlich einander zusetzet, und weil leider zu besorgen, es möchte auch uns unter die Nase gestoßen werden, was der Römer Mutius zum Servius sagte: Es sei einem Deutschen ein großer Uebelstand und Schande, des Gast- oder Saufrechtes, damit er täglich umgehet, unkundig, unwissend und unerfahren zu sein."

Hierauf giebt die Schrift eine kurz gefaßte Geschichte des Trinkens, in der wir belehrt werden, daß dasselbe „ein uralter Gebrauch aller Völker, daß es aber die gutherzigen Deutschen durch ihren besonderen Fleiß dahin gebracht haben, daß ihnen von allen Nationen, wiewohl derselben gar viel ihre Schnäbel auch meisterlich mit Bier zu begießen wissen, der Vorzug dargeboten und übergeben worden .ist"

In einem ferneren Abschnitte lesen wir, daß das Zechen „als ein tapferes ritterliches Scharmützel" aufzufassen ist, „welches mit Kannen, Gläsern und dergleichen Gefäßen, damit man frisch auf einander zusegelt, vor die Hand genommen und verrichtet wird."

Wieder ein anderer Paragraph findet es „spanisch und lächerlich," wenn Leute Wasser, Milch oder Molken dem Weine vorziehen, worauf der Verfasser, ein humoristischer Schalk, bekennt, daß ihm „das rostocker, hamburger, danziger Doppel-Bier, Preußing, braunschweiger Mumme, Knisenack, hannoverscher

Bräuhan, englisch Bier, Zerbster oder calvinisch und torgauisch Bier viertausendmal besser schmeckt als etwa der wittenbergische Kukuck, Büffel oder das leipziger gekräuterte bauchzerreißende Rastrum."

Von den Gaben des Rebstockes aber achtet Blasius für die edelsten und werthesten den Klingenberger, Muscateller, Rebs, Malvasier, Hembacher, Peter Siemens, Alecanten, Rießfelder, Nothalter und Bacharacher" — Weine, die damals vermuthlich für die feinsten und vornehmsten gehalten wurden.

Von Paragraph Neun unserer Schrift an folgt dann das eigentliche Zecherrecht mit einer Anzahl derbhumoristischer Glossen und Excurse — ein ziemlich gründlich auf die Sache eingehendes Elaborat. Wir ersehen daraus zunächst, daß es zweierlei Trünke giebt: „totale" und „partiale." Jene sind solche, wo man „zu ganzen Gläsern, Bechern oder Kannen trinkt," und „das geschieht entweder continue oder discontinue"; „continue, wenn man es auf einen Zug austrinkt, und dieß wiederum wird entweder floricos oder hausticos verrichtet." „Floricos trinken heißt, wenn man die ganze Labeschke (d. h. die Lippen) oder Waffe oben um des Glases Mundloch herumzerrt und den Trunk in die Gurgel geußt, durch welches ungeberdige Beginnen das Glas mit weißen Gischtblasen, die man flores (Blumen) nennt, gefüllt wird; hausticos, wenn der ganze Pokal auf einen Athem evacuiret wird." Wer nicht floricos trinken kann, der muß gleich, wenn er dazu aufgefordert wird, sein Unvermögen anzeigen und sich gegen die Zumuthung verwahren. Unterläßt er das, so „gebührt ihm, es in alle Wege wiederum anzufangen, sintemal er sich nicht desjenigen, was er zu leisten ungeschickt, hätte unterfangen sollen." Wie aber, wenn Einer nicht einmal hausticos Bescheid thun könnte? „Ei, das wäre eine große Schande, dasjenige, was Alle könnten, nicht zu können!" ant-

worfet unser Gesetzkundiger, „und wird nicht unbillig einem hinterlistigen Betruge compariret. Derowegen wird der Herr auch dieses Mal nicht können entschuldigt werden, sondern mag vielmehr ansetzen und mit einem starken Zuge so lange anhalten, bis ihm die Augen glitzen und das klare Wasser von dannen tröpfelt."

Mit sittlicher Entrüstung, die sich mit der Ungeschlachtheit der damaligen Zeit vernehmen läßt, gedenkt unser Multibibus derer, welche haustiсos „aus Speiseschüsseln oder aus des Hausknechts lausigem Filzhut oder aber aus alten schlimmgetretenen Schuhen mit greulig aufgesperrtem Rachen und starkem Schlucken trinken, oder Unschlittlichte in die eingeschenkten Gläser werfen oder es gar wie jener Unflath Simon Großooge machen, welcher sechs ganzer Simons-Fische oder gesalzener Bauernkarpfen (Heringe) in die Kanne that und mit dem Biere gar meisterlich wußte einzuschlucken." Dagegen wird über andere in dieser Zeit gebräuchliche Methoden des Zechens mit Gelassenheit und einem gewissen Behagen berichtet. „Etliche, wenn sie trinken, fassen und heben das Glas mit dem Munde auf, etliche fassen die eine Lippe, damit sie also mit zur Erde gestürztem Kopfe trinken können; Andere nehmen zwei Gläser zusammen und trinken sie mit einander zugleich aus. Wieder Andere fassen das Glas nicht mit der Hand, sondern unter den Arm, noch Andere stürzen's an die Stirn, damit also das liebe Getränk allgemach an der Nase wie in einer Rinne zum Munde herabfließe."

Andere anmuthige Trinkerstücklein waren „das Poculum latinum, dazu gar sonderbare Worte gehörten," „Das Rößlein verkaufen," „Ohne Duck, ohne Schmuck, ohne Bartwisch" und „Kurl-Murl-Puff," wo „der Bart bald da, bald dort gewischet, bald da, bald dort, jetzt mit den Fingern, jetzt mit den Armen, jetzt mit den Füßen getappt, bald mit den Fingern geschnippt, bald eins gepfiffen und sonsten viel seltsame Possen gebraucht" wurden.

Partiale Trünke nannte man solche, wo zwei oder Mehrere nach einander aus demselben Gefäße zechten. „Als da ist die ungeheure Humpe, welche man das Römische Reich nennet, deren Kraft und Gewalt so groß und mächtig ist, daß sie auch wohl den allerstärksten Herculem oder Sauf-Ritter dürfte ein Bein stellen und wider Gottes Boden niederwerfen. Und auf solche Manier pflegen sonderlich in Niedersachsen auch wohl ihrer vier aus einer Kanne zu trinken, die dann wieder mit Bier oder Wein gefüllt ist, auf folgende Weise, daß die ersten Drei jeder einen Trunk thun, der Vierte aber muß das Andere alles, was noch hinterstellig, exsicciren oder austrocknen. Diese liebliche Kurzweil nennen sie: den Fuchsschleppen." Hübscher ist die gleich nach dieser Sitte erwähnte Art des Partialtrunkes, bei welcher die Gesellschaft bunte Reihe macht, „ein jeder junge Gesell der neben ihm sitzenden Jungfrau seinen Goldfinger an den ihren häkelt und beide mit der andern Hand unten einen Becher fassen, die Mäulchen ganz zart und fest zusammenstrecken wie die Tauben, wenn sie sich schnäbeln und so beide zu gleicher Zeit aus dem Geschirr trinken."

Als Zweck des Trinkens giebt unser Freund Blasius „einen guten Rausch" an, den er dann schildert. Wenn die Gäste bei einem Gelage sich zu diesem Zustande verholfen haben, so „fangen sie allererst tolle Händel und wunderliche Possen an, schwärmen, jauchzen mit allen Stimmen;" sie lassen sich ferner mit allerlei artigen Liedern, z. B. „Ich fuhr wohl über'n Rhein", „Ein Hirsch sprung aus dem Brunnen," „He sett den Berkenmaier wohl an synen Mund," „Der tolle Hund," oder „Hänselein, mein Brüderlein" vernehmen, „welches dann so lieblich zu hören, daß Einem davon die Ohren weh thun, das Gesicht vergehen und das Leder zerbersten möchte." Sie beginnen über Subtilitäten zu streiten, sie zerbrechen endlich, wenn sie

wohlbezecht sind, Gläser und Fenster, Tische und Bänke, ja bisweilen scheint man sogar den Ofen gestürmt und seine zerschlagnen Kacheln auf die Gasse hinausgestürzt zu haben.

Auf alle Fälle ging es bei solchen Gelegenheiten mitunter toll zu. Moscherosch schildert ein Studentengelage seiner Zeit wie folgt: „Etliche soffen einander zu auf Stühlen und Bänken und am Boden, durch den Arm, durch ein Bein, auf den Knien, den Kopf über sich, unter sich, hinter sich und vor sich. Andere lagen auf der Erde und ließen sich's durch einen Trichter einschütten. Einer brachte dem Andern eins zu, aus einer Schüssel, aus einem Schuh. So Einer nicht Bescheid thun wollte, stellte sich der Andere wie ein Unsinniger oder wie ein Teufel, sprung vor Zorn in die Höhe und raufte vor Begier, den Schimpf zu rächen, sich selbst die Haare aus. Sie stießen einander die Gläser ins Gesicht, mit den Degen heraus und auf die Haut, bis hier und da Einer niederfiel und liegen bliebe," u. s. w.

Hinzuzufügen, daß dieses dunkle Bild aus der „guten alten Zeit" zwar viele, aber keineswegs alle Deutsche jener Periode zeigt, ist wohl nicht nöthig. Ohne Zweifel gab es Ausnahmen von der Regel, und wenn deren nicht viele erwähnt werden, so wird dieß damit zu erklären sein, daß die Nüchternheit nicht lärmt und nicht auffällt. Hätte der Saufteufel die ganze damalige deutsche Welt regiert, so wäre kaum zu begreifen, daß diese Welt eine gute Anzahl bedeutender Männer geboren, und noch weniger, daß sie die Folgen des schrecklichen Krieges, der sie in dieser Zeit heimsuchte, zu überdauern vermocht hat. Ja, wenn wir Hutten glauben dürfen, so hätte jener böse Geist selbst vielen von denen, die ihm mit besonderem Eifer opferten, den Verstand durchaus nicht gestört und getrübt. In den „Inspicientes" sagt der Vater Sol zu seinem Sohne

Phaeton, nachdem dieser erklärt, die Deutschen wären ganz nette Leute, wenn sie nur ihr Saufen lassen wollten, auch ihm gefalle dieß nicht, und besonders ärgere ihn, daß die Fürsten darin mit üblem Beispiele vorangingen. Die hartnäckigsten Trinker seien jedenfalls die Sachsen. Die säßen beständig hinter den Bechern und vertilgten unbillige Massen Bier; denn tränken sie Wein, so würde der Ertrag ganz Deutschlands für ihr Bedürfniß nicht ausreichen. Dem Ueberflusse machten sie auf die unfläthigste Weise Luft. Phaeton glaubt, wie er sie schmausen und zechen sieht, einem Gastmahle der Centauren und Lapithen zuzusehen. Er meint, die Leute müßten gar keine Vernunft haben. Aber weit gefehlt: der Vater belehrt ihn, daß diese tollen und vollen Sachsen (die Niedersachsen sind gemeint) so klug seien wie Andere, ja klüger; denn nirgends sei das Gemeinwesen so wohl regiert, nirgends mehr Sicherheit; von Körper seien sie gesunder und stärker als alle andern Deutschen und im Kriege tapfer ohne Gleichen.

Ich lasse jetzt die humoristisch gefärbten Bezeichnungen des Trinkens bis zum höchsten Grade der Betrunkenheit nach Körte's Vorgang in absteigender Ordnung vom Erlaubten zum Schlimmen und von diesem zum Aergsten hinab und theils aus dessen Sammlung, theils aus anderen schöpfend, folgen.

Denken wir uns eine Zechergesellschaft zu einem Gelage versammelt. Der Braten ist bereits auf die andern Gerichte gefolgt, der Wein hat begonnen, die Herzen zu erschließen und die Zungen zu lösen. Schwächere Festgenossen fühlen ihn schon ein wenig im Kopfe. Da heißt es unter den Anderen, die „ein gut Gefälle,“ „eine durstige Leber“ oder „einen Frosch unter der Zunge haben,“ von ihnen: „Er hat einen Spitz,“ oder: „Er hat ein Schwibschen,“ oder: „Er ist angeheitert,“ „Er ist angesäuselt,“ „Er ist ein bischen lila,“ „Er hat etwas im Ober-

stübchen," „Er hat einen Jesuiten" oder „Er hat ein Jesuitenspitzel"*). Andere meinen, er habe ein Gläschen über den Durst getrunken, er habe zu tief ins Glas geschaut, er habe einen Hieb, einen Stich, einen Schuß, er habe sich illuminirt, sich einen Bart gemacht, er schwebe oder er habe sich einen angekrümelt.

Der Betreffende merkt nicht, daß er von Rechtswegen zu viel hat, er läßt sich den Wein weiter schmecken und geräth dadurch in einen Zustand, wo er auffallend gesprächig wird, während die Zunge doch nicht recht mehr fort will und das Gedächtniß zu versagen beginnt. Die Freunde meinen jetzt lächelnd, er trinke sich einen Affen an oder, er trinke sich einen Pelz, daß ihm der Narr nicht erfriere, er rede in fremden Zungen, er habe einen Heiligenschein, er brenne mit drei Grapen, er sehe zwei Sonnen oder er sehe die Buchstaben doppelt.

Nach der Ansicht Anderer ist er blau oder benebelt, hat er sich was zu Gemüthe geführt, sieht er den Himmel schon für eine Baßgeige an, glüht er wie eine Päonie. Er geht ein paar Schritt über die Stube, und man bemerkt, er habe schief geladen oder die Tramontane verloren. Er trinkt weiter, und man flüstert sich zu, er sei mit einem Hering durch den Hals geschossen, er saufe sich ein Kopfkissen. Er plaudert redselig mit seinem Nachbar, und dieser äußert nach der andern Seite hin: „Er hat Mosis Zunge." „Ja, er hat geschwollne Haare," wird ihm zur Antwort, oder: „Er hat gut eingefeuert," oder: „Er hat das Mückengreifen" (vermag das Glas, wenn er darnach greift, nicht recht mehr zu finden) oder: „Die Leber schwimmt ihm."

*) Die Ethik der Jesuiten sagte: Wenn man sich noch entsinnen kann, daß man gestern nach Hause getragen worden ist, so hat man nur einen Spitz gehabt.

Er merkt jetzt erst recht nicht, wie es mit ihm steht, und da er infolge dessen der Flasche weiter zuspricht, so erreicht er endlich das letzte Stadium des Zustandes, der mit dem „Spitz" begann. Er kann auf keinem Beine mehr stehen, er hört die Sphären singen, er hat Glasaugen, er hat sich die Nase begossen und den Mund verfehlt, er ruft Sanct Ulrichen, er hat Stafetten nach Speier geschickt, er ist kanonenvoll, sternhagelvoll, fertig, hin, geliefert.

Er will nun nach Hause, er macht sich auf den Weg, aber die Füße wollen nicht, wie er will. Er lavirt, geht den S S-Strich, geht wie die Donau bei Dillingen oder als ob alle Häuser ihm gehörten, er kann um keine Ecke kommen. Die Leute sagen: „Der hat seine Ladung" oder: „Er hat in den Thran getreten" oder: „Er segelt mit vollen Segeln." „Er sieht die Thurmspitze für 'nen Zahnstocher an," äußert einer von den ihn geleitenden Freunden. „Und 'nen kalenberger Bauer für 'ne Erdbeere"*) sagt ein Andrer, der aus Hannover ist. „Und 'nen Spitz für 'nen Müllergesellen," spottet ein Ostpreuße. Ein Schwabe meint, er halte eine schwarze Kuh für einen Kaplan, wieder Andere sind der Ansicht, er sehe Schleifkannen am Himmel oder er meine, der Kirchthurm wolle ein Menuet mit ihm tanzen, oder seine Brille sei fett, und die Straße gehe mit ihm herum. Der Schluß der Komödie ist, daß man ihn ins Haus und zu Bett bringt, daß er früh Katzenjammer oder Kater hat und daß „ihm die Haare wehthun."

In Ostpreußen sagt man von einem gewaltig Zechenden: „Er gießt wie in eine Stiefelschechte" (Stiefelschaft). Andere hierher gehörende Ausdrücke sind: Trinken, daß die Heide wackelt — Trinken wie die Bürstenbinder**) — Doppelsterne

*) Die Bauern im Kalenbergschen trugen früher rothe Röcke.

**) Der Ausdruck kommt von dem alten Worte „bürsten" = zechen her.

sehen oder grüne Husaren sehen für Betrunkensein — Die Kuren (Fischer vom Kurischen Haff) haben ihn in der Mache gehabt — Er hat Krakehlwasser getrunken — Er sieht aus wie eine Gans beim Wetterleuchten — Hei hätt de Planken to leef — Er hat mit Maßen (d. h. maßweise) getrunken — Die Worte brechen ihm zusammen — So reden die Sauen, wenn sie einander ihre Noth klagen.

Selbst die Bezeichnungen für Schläge und Prügel endlich haben in der Sprache des Volkes einen komischen Anstrich. Es drischt, wichst, wammst, walkt, wackelt seinen Beleidiger durch, nachdem es ihn „beim Schlaffittchen gekriegt“ hat. Es giebt keine Backenstreiche, sondern Ohrfeigen, Maulschellen, Fünffingerkraut, Flinzen, Pflaumen, Dachteln, Horbeln, Backpfeifen, Watschen u. d. Es läuft vor dem Stärkeren nicht davon, sondern reißt aus „wie Schafleder,“ es giebt Fersengeld, es ergreift das Hasenpanier. „Nu geht der Fiddeltanz los,“ sagt man in der Provinz Preußen, wenn eine Schlägerei beginnen soll. Statt Stockschläge zu geben, „reibt“ das Volk seinen Gegner „mit ungebrannter Asche ein“ oder „streut“ ihm „eine Handvoll ungebrannte Asche auf den Buckel.“ Die Seeleute sagen für Durchhauen „mit Hämpöl schmieren.“ Andere komische Ausdrücke für dieselbe Operation, zum Theil nur in der Provinz Preußen, zum Theil allgemein im Gebrauch, sind folgende: Einem trocknen Aal geben — Einem ein Andreaskreuz auf den Rücken machen — Einem etwas aus der Armenkasse geben — Einem die Birnen schütteln — Einem aufs Genick steigen — Einem die neunte Haut suchen — Einem die Jacke oder die Hosen versohlen — Einem die Kolbe lausen — Einem Jackenfett geben — Einem das Hutmachergeschenk geben — Einem den Pelz auswaschen — Einem den Rücken messen — Einen Stockfisch essen lassen — Einem Strauch zu riechen geben.

Daß ein gewisser Zustand bei unverheiratheten Frauenzimmern dem Volkswitze verfallen ist, muß als selbstverständlich betrachtet werden. Ich gebe davon nur die nicht anstößigen Redensarten. Es heißt von solchen Mädchen: „Sie hat auf die Angel gebissen" — „Sie ist zu Fall gekommen" — „Sie geht (oder tanzt) nicht mit sich allein" — Sie füttert zwei — „Sie hat ein Quellkorn verschluckt" — „Sie hat Hoffmannsche Tropfen getrunken" — „Sie ist in's Sommerfeld gesprungen."

Sehr zahlreich sind endlich die komischen Ausdrücke, mit denen der Volksmund das Sterben zu bezeichnen pflegt. Der dem Tode Nahe pfeift auf dem letzten Loche — er geht zur großen Armee — er beißt ins Gras — er legt den Löffel weg — — eine Sterbende verheirathet sich mit Erdmann, ein Sterbender mit Erdmuthe.

Andere Redensarten des Volkshumors stelle ich im nächsten Abschnitte mit den Sprichwörtern zusammen, welche jenen zum Vater haben.

IX.

Komische Redensarten und Sprichwörter, Appositionen und Priameln.

Ich lasse hier zunächst noch eine Anzahl Ausdrücke und Redensarten humoristischen Inhalts folgen, von denen die größere Hälfte aus der Frischbierschen Sammlung stammt. Wenn ein Paar am Tische sich erzürnt den Rücken kehrt, so macht es den russischen Adler. Wenn jemand beide Ellbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hände stemmt, so sagt man, er ist das mecklenburgische Wappen. Wer nicht alt werden will, muß sich jung hängen lassen. Sie sehen sich sehr ähnlich, beide haben die Nase in die Länge und den Mund der Quere. Sich amusiren wie der Mops im Tischkasten. Es geschah im Jahre eins (Anno dazumal) wo die Elbe brannte und die Bauern mit Strohwischen löschen kamen. Einen ansehen wie die Kuh das neue Thor oder wie die Krähe das kranke Ferkel. Es zieht an wie Hechtsuppe (die stark gepfeffert ist). Wenn jemand seine Beinkleider nicht ausfüllt, so sagt man in der Provinz Preußen: Er hat den A. auf die Kammer gegeben. Wenn die Bedienung im Wirthshause nicht gleich zu sehen oder nicht rasch bei der Hand ist, ruft man: Ist denn keine Aufwartung hier, wenn

man borgen will? Von Pockennarbigen heißt es: Der Teufel hat Erbsen auf ihm gedroschen oder: Er hat mit dem Gesichte auf einem Rohrstuhle gesessen. Ein Verblüffter sieht aus, als wäre ihm die Butter vom Brote gefallen. Von einem starken Esser sagt man: Er ist hohl bis an die Fersen, von bleichen, verschwelgten, übernächtigen Gesichtern: Er sieht aus wie Braunbier und Spucke oder auch: wie ein ausgewaschner Glacéhandschuh. Von verdrießlichen Leuten wird bemerkt: Er macht ein Gesicht wie neun Meilen böser Weg oder: Er sieht aus, wie Einer, der Elf gefressen hat und den Zwölften nicht hinunterkriegt. Von einem Verlegnen sagt man: Er macht ein Gesicht wie die Sau auf dem Pflaumenbaum oder: wie der Esel, der vom Teig gefressen hat, von einem Eiligen: Er thut, als hätte er Mäuse zu schwänzen. Auf die Frage: Wo bist hergekommen? antwortet der Gefragte, wenn er zu Fuße gekommen ist, in der Provinz Preußen: Möt de Gebröder Beenekes, sonst überall anderswo: Auf Schusters Rappen. Wenn Kinder gähnen, ruft man ihnen zu: Behol din Schlaapke, behalt dein Schläfchen (laß es dir nicht durch den aufgesperrten Mund entschlüpfen). Dem Betrunknen legt der liebe Gott ein Kopfkissen unter (wenn er fällt und sich nicht Schaden thut).

Wenn Kinder recht toll herumspringen, sagt man in Sachsen: Die Schöpse bieseln, 's wird ander Wetter. Die Redensart: Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen, vertritt humoristisch die Wahrheit: Wer sich nicht geltend zu machen versteht, der bringt es zu nichts. Verwandten Sinnes ist das Sprichwort: Wer blöd ist, bekommt auch in der Kirche Prügel. Will jemand Unmögliches unternehmen, so heißt es in Preußen von ihm: Er will über die Wehlausche Brücke springen, sonst, wie bekannt: Er will mit dem Kopfe durch die Wand rennen. Von unnatürlichen oder widersinnigen Dingen sagt man: Das ist,

als ob der Bulle in der Bibel läse oder: als ob der Bulle in die Kirche gukte. Ein Kassendefect wird scherzhaft als Kassenconfect bezeichnet. Von dauerhaften (auch von langweiligen) Dingen rühmt (oder klagt) man: Das hält (oder dauert) ein halb Jahr länger als die Ewigkeit. Wenn ein Mädchen ohne zum Tanzen gekommen zu sein, vom Tanzsaale heimkehrt, sagt man im Samland: Sie hat die Tranktonne scheuern müssen. Die letztere ist ein Gefäß in der Küche, in welchem alte Speisereste und Abfälle gesammelt und für die Schweine aufbewahrt werden. Von schlechtem Tabak sagt man in Dresden: Dreimal um die Kirche herum für 'nen Groschen, und noch ein Ende zu. Eine holsteinische Redensart von einem mundfertigen, stets zur Widerlegung von Einwürfen gerüsteten Menschen ist: He hett good snacken, he hett den Mund dichte by sik. Der Wunsch: Bleib gesund, heißt in die Sprache des Volkshumors übersetzt: Halt die Ohren steif. Von einem ungewöhnlich Einfältigen sagt man im Sächsischen: Er ist so dumm wie der Dreck auf der Gasse, in Pommern: Er ist so dumm wie ein Pomuchelskopf*).

Er ist eigensinnig wie Marquard, der bäckt nicht, wenn er kein Mehl hat. Wer's glaubt, der wird selig, wer bäckt, der wird mehlig. Er hat Einfälle wie ein altes Haus. Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei. Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen, manche Menschen nähren sich davon. Es kommt bisweilen vor, daß auch ein alter Mensch Michel heißt. Wenn jemand den Wunsch äußert, einmal zu fahren, so wird ihm bisweilen scherzhaft gerathen: Fahr mit der Hand über den Hintersten. Ich gehe und wenn es Betteljungen regnet, sagt der zu einem Gange fest Entschlossene. Von einem, der in Geldverlegenheit ist, heißt es: Ihm fehlen dreißig Silbergroschen am Thaler.

---

*) Pomuchel ist der Dorsch.

Glocken und Narren läuten gern. Wo die Glocke von Leder ist und der Klöppel ein Fuchsschwanz, da hört man das Läuten nicht weit. Wer's Glück hat, dem kalbt ein Ochse oder: dem fliegen die Enten gebraten ins Maul. Wem's Glück die Hand bietet, dem schlägt's gern ein Bein unter. Wem das Glück zu wohl will, den machts zum Narren. Wenn jemand einem Andern das Licht vertritt oder sich zwischen ihn und ein Schaufenster, ein Bild, eine Bühne drängt, wird er verdrießlich gefragt, ob sein Vater ein Glaser gewesen sei. Ein Grobian fährt die Leute an wie die Sau den Bettelsack. Vom Habgierigen heißt es: Er ist auf's Geld versessen wie der Teufel auf eine Judenseele. Er ist geputzt wie ein Pfingstochse oder: An ihrem Kopfputz kann eine Kuh sich satt fressen, meint der Volkswitz von Leuten, die sich maßlos oder recht bunt herausgeputzt haben. Wer sein Geld will fliegen sehen, sagt doppelsinnig ein preußisches Sprichwort, der muß sich Tauben halten.

Der muß einen Ladestock gefrühstückt haben, heißt es von jemand, der ungewöhnlich steif und gerade geht. Der liegt noch mit den Gänsen im Streit, sagt man von jungen Leuten, denen der erste Bartflaum keimt, und denen, bei welchen er ausbleibt, wird das Recept: Außen Honig, inwendig Taubendreck empfohlen. Der ißt mit der fünfzinkigen Gabel, heißt es von dem, welcher sich beim Essen von nassen Speisen der Finger bedient. Nimm die Beine unter den Arm, bedeutet in gewöhnliches Deutsch übersetzt: Lauf schnell, beeile dich. Es ist leichter, einen Sack Flöhe hüten als ein Frauenzimmer, lehrt ein oft und allenthalben gebrauchtes Sprichwort. Sehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat (von jemand, der sich flink davon macht), Weißbier schenken, (von Kindern, denen hinten das Hemd aus den Höschen hängt) sind ebenfalls häufig gehörte Redensarten. Der Fleischer gukt durch dem Leineweber

sein Fenster (von jemand, der einen Riß in Kleid und Hemde hat, durch welchen man das bloße Fleisch sieht. In der Gegend von Insterburg sagt man in Fällen, wo man über eine Sache noch nicht klar ist: Wenn dat nich e Fleeg (eine Fliege) öß, denn weet ök schon, wat et öß, denn öß et keen ander Mensch wie e Lus. Von Leuten, die Andere gern freihalten und es können, rühmt eine preußische Redensart: Er hat Gott im Herzen und Friedrich Wilhelm (auf den Thalern) in der Tasche.

Von schlecht gewaschner Wäsche sagt man: Mit Wurstbrühe oder: Im Rinnstein gewaschen und im Schornstein getrocknet, von Leuten, die schon viele Erwerbszweige ergriffen, aber bei keinem ausgehalten haben: Er hat schon Alles versucht, nur das Hängen noch nicht, von einem sehr magern Menschen: Man kann ihm das Vaterunser durch die Backen blasen, von einem, der in Allem bewandert und geschickt ist: Er ist auf allen Vieren beschlagen und hat noch ein Hufeisen in der Tasche.

Das ist meinem Vater schon recht, sagt der frierende Knabe, warum kauft er mir keine Handschuhe. Ich kenne die Gründe der Regierung zwar nicht, aber ich mißbillige sie, ist in Sachsen zum Sprichwort geworden, welches zunächst die fortschrittliche Opposition quand même, diese alberne Nachäffung der französischen Kammern unter Ludwig Philipp, dann jedes einsichts- und kenntnißlose Mißbilligen verspottet*).

Kleine Kröten haben auch Gift, will sagen: Schwächliche oder unansehnliche Leute vermögen auch etwas. Von Leuten, die schwer begreifen, sagen die bremer Seeleute: He löpt wie

*) Der, welcher den unsterblich schönen (auch von den Fortschrittlern im Reichstag noch im Stillen heilig gehaltnen und gelegentlich in Anwendung gebrachten) Ausspruch zuerst that, war der Abgeordnete Kell im sächsischen Landtag. Ehre dem Weisen!

'ne Lus up de gedehrte Presenning, er läuft wie die Laus auf der (frisch) getheerten Leinwandbekleidung der Luken. Ein Hungernder sagt in Preußen: Der Magen bildet sich ein, die Gurgel habe sich aufgehängt. Von jemand, der schlecht singt, heißt es ebendaselbst: Er singt wie die Nachtigall, die dem Bauern die Schafe auffrißt (der Wolf). Von hoch hinaus Wollenden gilt das Sprichwort: Unser Herrgott läßt die Bäume nicht in den Himmel wachsen, von ohnmächtig Grollenden heißt es: Unser Herrgott läßt der Ziege den Schwanz nicht zu lang wachsen, sie schlägt sich sonst damit die Augen aus. Lang und schlank, Edelmannsgang, kurz und dicke, Bauerngeschicke, lautet ein sächsisches Sprichwort. „Schmeckt's?" fragte der Bürgermeister von Wurzen den Holzhacker Maudrich, der auf der Rathhaustreppe Pflaumenkuchen und Blutwurst aß. „Ei ja, Herr Bürgermeister," lautete die Antwort, „wer arm ist, frißt Alles." Anderswo wird auf die Frage „Schmeckt's?" erwidert: „Hunger treibt's nein, und wenn's Bratwürste sein." In Danzig giebt es ein ähnliches ironisches Sprichwort: Hunger lehrt Eierkoken eten. Die Liebe ist blind: manchmal fällt sie auf ein Lilienblatt und manchmal auf einen Kuhfladen. In Westpreußen sagt man: Wo 't Mod' öß, rött de Predger op'm Bolle ön de Körch — wo es Mode ist, reitet der Prediger auf dem Bullen in die Kirche. Ebendaselbst rufen grobe Leute solchen, welche beim Eintritt in eine Stube die Thür zuzumachen unterlassen, zu: Hefft de Pracher ook e Bedeenter? Hat der Bettler auch einen Bedienten?

Andere Redensarten und Sprichwörter komischer Art, meist ebenfalls der Frischbier'schen Sammlung aus der Provinz Preußen entnommen, sind folgende: Er steht da wie der Hundsfott vorm Herrgott — Ein Steckenpferd kostet oft mehr, als ein Reitpferd — Er beißt den Heiligen die Zehen ab (beim Küssen ihrer

Füße, d. h. er thut sehr fromm) — Das Herz schlägt ihm wie ein Lämmerschwänzchen — Oek war mi dat Hart utriete on et fer de Höhner krömle (Ich werde mir das Herz ausreißen und es den Hühnern hinkrümeln — zur Verspottung des eignen Kummers) — Wenn der Himmel einfällt, sind alle Sperlinge todt — Ach lat de Höhner kackle (gackern), wenn ök man de Eier hebb — Laßt den Hund los, hängt die Wäsche ab, die Komödianten kommen — Wenn der Hund Geld hätte, ginge er an keiner Schenke vorbei — Er paßt wie der Esel zum Lautenschlagen oder: wie der Igel zum A.wisch — Die Katze hat den Kalender verschleppt (wenn eine Frau sich in der Zeit ihrer Niederkunft geirrt hat) — Von hundert Ackern ein Kloß, von hundert Wassersuppen ein Gukauge (zur Bezeichnung sehr entfernter Verwandtschaft) — Er mengt sich in Alles wie Mäusedreck in den Pfeffer — Er rührt Alles durcheinander wie Torf und Buttermilch — Er ist vom Stamme Nimm (d. h. in der Provinz Preußen: ein Geistlicher, anderwärts: ein Jude) — Die Ochsen gehen nicht auf Bratwürsten (Entgegnung der Fleischer in Königsberg, wenn Käufer sich über zu viel Knochen im Fleische beschweren) — Er stand bei der Infanterie, die die Knöpfe unterm Bauch trägt (den Schweinen) — er stand bei den reitenden Maikäfern — Er zieht ab wie die Katze vom Taubenschlage — Er ist eine gute Seele — was er abbeißt, schluckt er auch hinter oder: Er taucht keine Fensterladen in den Kaffee — Wer Kinder hat, hat Dreck, wer Schweine hat, hat Speck — Er ist klüger wie neun Dumme — Er ist ein kluger Mensch, er kann sogar Harkenzinken machen — Er hat einen anschlägigen Kopf, wenn er die Treppe herunterfällt, verfehlt er damit keine Stufe — Mann und Weib sind Ein Leib; aber wenn sie sich prügeln, sind's ihrer zwei — Laß mich los, oder ich schreie, sagte die Maus zur Katze — Der liebe Gott

hat Menschen gemacht und läßt Menschen leben; sie sind aber auch darnach — Der liebe Gott verläßt keinen treuen Bier- und Branntweintrinker.

Mit diesem Sprichwort, einer Parodie auf „Gott verläßt keinen Deutschen," wozu bisweilen in Sachsen der Zusatz tritt: „und schickt ihn in's Wendische betteln," sowie mit einen Theil der unmittelbar vorher angeführten sind wir bei einer Gattung der komischen Sprichwörter angelangt, die sich von den früheren wesentlich unterscheiden, obwohl beide Klassen aller Wahrscheinlichkeit nach Kinder oder Enkel und Urenkel der Narrethei sind, welche die im ersten Abschnitte dieser Schrift geschilderte aristophanische Zeit am Ausgange des Mittelalters mit ihrer Lustigkeit, ihrer Ironie, ihrer Lust an Zerrbildern und Schnurrpfeifereien erfüllte. Was ich meine, sind die sogenannten Apologien, Sprichwörter, wo der Volkshumor einen ernsten Spruch, eine Erfahrungsregel oder sonst eine weise Lehre durch Anhängung eines Beispiels in eine Lächerlichkeit verwandelt oder sonst durch Verbindung von zwei nicht zu einanderpassenden Sätzen und Täuschung der Erwartung, die der vordere erweckt, durch den hinteren eine komische Wirkung hervorbringt und so wie Eulenspiegel der Narrheit über die Vernunft, dem Spaße über den Ernst zum Siege verhilft.

Eine große Anzahl von Sprichwörtern dieser Gattung, die vorzüglich unter den Niederdeutschen gediehen ist und auch in England vorkommt, tritt uns schon in Schriften entgegen, die um die Zeit Luthers, also kurz nach dem Schlusse des Mittelalters, erschienen. Schon vor 1528 waren Redensarten im Umlauf wie: Da liegt es, sagte die Magd, da entfiel ihr das Kind beim Tanze. Schon bei Sebastian Frank begegnen wir den scherzhaften Verdrehungen von Lebensregeln: Besser etwas als nichts, sagte der Wolf, da verschlang er eine Mücke —

Hier stehen wir Helden, sagte der Frosch zum Schwaben — Gleich und gleich gesellt sich gern, sagte der Teufel zum Köhler — Wer's kann, dem kommt's, sagte der Schneider, da kriegt er am Osterabend ein paar Hosen zu flicken — und: Da schwimmen wir Aepfel, sagte der Roßdreck zum Apfel, da schwammen sie beide den Bach hinab. Nicht viel jünger, vermuthlich ebenso alt werden die Späße sein: Zu spät, sagte die Frau, da ging sie der Knecht beim Leichenzug ihres Mannes um die Heirath an — und: Viel Geschrei und wenig Wolle, sagte der Teufel, da beschor er eine Sau.

Die nachfolgende Zeit hat den Schatz dieser echten Eulenspiegeleien bedeutend vermehrt, und im Nachstehenden gebe ich auch davon aus Höfers „Wie das Volk spricht" und den Koerteschen und Frischbierschen Sammlungen sowie nach eignem Gehör eine Anzahl ergötzlicher Proben.

Gewohn's, so kommt dich's nicht hart an, sagt ein altes Wort, und der Volkshumor erzählt: Gewohn's, Mieze, gewohn's, sagte der Bäcker und fegte mit der Katze den Backofen aus. Es kommt nur auf die Gewohnheit an, sagte die Köchin zum Aale, da zog sie ihm die Haut ab. — Einfach, aber niedlich, seggt de Düwel un streek sich den Steert (Schwanz) arftengrön (erbsengrün) an. — Der Sohn dem Vater gehorsam war und — ging mit ihm zu Biere. — Man muß Alles zu Rathe halten, sagte die Magd, fand einen Regenwurm und band sich den Strumpf damit fest. — Aller Anfang ist schwer, nur das Bettelngehen nicht. — Aller Anfang öß schwer, seggt Jenner on stellt (stiehlt) einen Ambos. — Abwechselung muß sein, sagte der Teufel und fraß die Buttermilch mit der Mistgabel. — Det Oeller geit vär, (das Alter geht vor) säd de Diewel on schmeet sine Großmutter de Trepp runder. — Schlechte Wörthschaft dabennen (drinnen) säd de Bandwurm, als he afgedrewen ward.

— Ok got! sagte der Bauer, als er auf der Lausejagd einen Floh kriegte. — Wohl dem, der unter Dach und Fach ist, sagte der Fuchs beim Gewitter und setzte sich unter einen Strohhalm. —

Wer raucht, der stinkt wie ein Schwein, wer schnupft, der sieht aus wie ein Schwein, wer kaut, der frißt wie ein Schwein, und wer nicht raucht, nicht schnupft und nicht kaut, der lebt wie ein Schwein. — Wer auf Reisen ist, muß vorwärts, sagte der Ziegeldecker, da rutschte er das Dach hinunter. — Strafe muß sein, sagte Pietsch und prügelte die Katze mit einem Strohhalm. — Ja ja, ehre Twei op Eenen! säd de Diewel, als hei söck möt dem Knecht rang. (Der Knecht hatte Gott um Hülfe angerufen). — Das ist nur ein Uebergang, sagte der Fuchs, als sie ihm das Fell über die Ohren zogen. — Der ist was Besonderes, er kann sich mit der Zunge die Nase abwischen. — Ich weiß, was ich weiß, kalte Suppe ist nicht heiß. — Schlechte Zeiten, sagte der Schinder, es fällt nichts. — Der sieht durch ein eichnes Bret, wenn ein Astloch drin ist. — Es ist nur eine Sage, meinte der Fuchs, daß man mich zum Gänsehirten machen will. — Das giebt sich Alles nach dem Wuchse, sagte der Schneider, als er den Rockärmel an's Knopfloch genäht hatte. — Er hat's faustdick hinter den Ohren, wie die polnischen Schweine die Läuse. — Er gehört zum geistlichen Stande; denn sein Vater hat beim Küster Erbsen gedroschen. — Alle Menschen müssen sterben, und alle Ochsen fressen Heu. — Da liegt der Dreck, sagte der Pfarrer, als er das Kind fallen ließ. — Gliek bi Gliek, seggt die Diewel tom Schornsteenfeger, ök sie schwart on du nicht witt. — Lewen on lewen laten, säd de Bettelmann on schmet sin Wamms voller Lües hinnern Tun. — So wat lewt nich, segge de Posmahler*), on riede opp ene dodge Su

*) Bauer aus Posmahlen bei Kreuzburg.

(und ritt auf einer todten Sau). — Der liebe Gott solls Euch bezahlen, und die Großmutter solls abspinnen.

Vortheil gehört zum Handwerk, sagte der Schinder und zog dem Pferde die Haut mit den Zähnen ab. — Eilen thut nicht gut, sagte die Küchenmagd, die sechs Stunden zu einer Wassersuppe brauchte. — Mein Vater war ein Drahtzieher — er zog den Klingeldraht an den Hausthüren und nährte sich rechtschaffen mit Betteln. — Den Mai muß man nehmen, wie er kommt, und wenn er zu Weihnachten käme. — Ich koche so gut wie ich kann, frißts nicht mein Hund, so frißt es doch mein Mann. — Wer gut lebt, der stirbt auch gut — und wird auch gut begraben. — Wohl dem, der seine Kindlein nimmt — und wirft sie an einen Stein. — Besser als nichts, sagte Quant, da schoß er nach 'nem Hasen und traf eine Katze. — Endlich kommt man doch empor, sagte der Gründling, als er am Angelhaken hing. — Gottes Wort kommt in Schwung, seggt de Diewel on schmeet siner Großmutter die Bibel an e Kopp.

Hieran schließen sich allerlei neckische Rathschläge, komische Erwiderungen und wunderliche Abweisungen besonders von fragenden Kindern. Wer Zahnschmerzen hat, dem giebt der Volkshumor den Rath, sich auf einem Dreifuß über ein Feuer zusetzen und so lange zu warten, bis ihm das Wasser im Munde kocht. In der Provinz Preußen hilft auch die Vorschrift: er lasse sich mit einem Kuhfuß so lange gegen die Backe schlagen, bis die Hornschuhe abfliegen.

Kindern, die einem Vogel nachstellen, ertheilt man den Rath, ihm Salz auf den Schwanz zu streuen. Bei Elbing schickt man Kinder, wenn geschlachtet wird, um sie zu hänseln, zum Nachbar und läßt um das „Roggelmoggel“ bitten. Der Nachbar packt ihnen dann eine Lischke voll Steine oder Erde, sodaß die Genarrten schwer zu tragen haben. Wenn Kinder

bei Tische um Fleisch bitten und keins bekommen sollen, sagt man ihnen: „Nimm die Nase in die Hand, da hast du welches." Die Antwort lautet in der Provinz Preußen: „De Näs' hebb ök all oft ön de Hand gehat, aber dat ös mi e to kleener Happe." Kinder, die gern wüßten, was Mittags auf den Tisch kommen soll, erwidert die Mutter im Sächsischen: „Kapern mit langen Schwänzen," wohl auch: „Eingemachte Kellerstufen" oder: „Junge Hunde mit Schwanzperücken." In Ostpreußen giebts dann zu Mittag entweder: „Bunte Nuscht (Nichtschen) met geele Feetkens (gelben Füßchen), oder „Fricassée von junge Hund mit Plum" (Pflaumen), oder „gestofte (gedämpfte) Nachtwächter mit gehackten Fensterladen," vielleicht auch „Nuscht met ne on Salat darto — on Hojahn zur Läpelkost," (und ein Gähnen zur Löffelkost (Suppe?). Auf die Frage der Kinder, ob die Mutter ihnen etwas vom Markte mitgebracht habe, erfolgt in Leipzig die Antwort: „Ein silbernes Nichtschen und ein goldenes Warteinweilchen." Wenn in Preußen das Kind klagt: „Mich hungert," so wird es mit der Erwiderung beschwichtigt: „Lecke Salz, dann dürstet dich." Erkundigen sie sich, wo dieß oder das sich befinde, und man kann oder will sie darüber nicht belehren, so sagt man: „In Trippstrille, wo die Pfütze über die Weide hängt" oder: „In der Pelzmühle, wo die alten Weiber jung gemacht werden," in plattdeutsch redenden Gegenden auch: „Im Himphamp" oder: „Im Obskroog." Auf die Frage: Wie geht es? erwidern lustig gestimmte Leute: Immer sachte fort auf zwei Beinen wie ein Gänserich. Oft wird Leuten auf die Frage: Was ist die Uhr? geantwortet: Was sie gestern war. Andere erwidern wohl auch: Drei Viertel auf Hosenknopf oder: Drei Viertel auf graue Erbsen. So gehts in der Welt: der Eine hat den Beutel, der Andere das Geld, ist eine allenthalben gebrauchte Redensart. In der Provinz Preußen knüpft sich aber zuweilen daran die Frage: Nun, womit

hältst du's denn? In der Regel antwortet der Gefragte dann: Natürlich mit dem Gelde. Und dann erwidert der Andere: Ich halte es lieber mit der Hand. Wie oben die preußischen Kinder nach dem Roggelmoggel, so werden auf den Seeschiffen, die von Bremen fahren, die neuen Schiffsjungen von den Matrosen zum Steuermann geschickt, um sich von ihm eine Plattingscheere oder die Butterquäste (zum Aufstreichen flüssig gewordener Butter auf das Brot) oder den Kombüse-Neerholer (den Küchen-Niederholer) geben zu lassen, lauter Dinge, die es nicht giebt. Für einen Groschen Schandfleck fordern Spaßvögel von den Marktweibern in Königsberg.

Eine sehr beliebte Redensart bei Scherzfragen und Witzspielen endlich ist die: „Es ist ein Aber dabei." Ich führe einige hiervon aus Frischbiers Sammlung an. Jemand behauptet: 1. Ehe du hinausgehst, dich umkehrst und wieder hereinkommst, habe ich ein ganzes Bäckfel Brot aufgegessen. 2. Du kannst nicht halb längs der Stube gehen. 3. Ich kann in zwei Minuten ein Bund Stroh auffressen. 4. Häst ok all gesehen de Su op em Rigg renne? 5. Wenn du hinausgehst, so kannst du nicht anders als zwischen elf und zwölf wieder hereinkommen. 6. Kannst du acht von sieben abziehen, daß noch sieben übrig bleibt? Bei allen diesen Fragen und Aufgaben, die gewöhnlich in plattdeutscher Sprache gestellt werden, antwortet der Neuling, stets auf hochdeutsch: „Da ist ein Aber dabei." Und das ist ganz richtig, das Aber liegt in den Worten, welche in unsern sechs Proben gesperrt gedruckt sind. 1. Umkehren hat hier die Bedeutung, sein Inneres nach außen kehren wie einen Handschuh oder Strumpf, sich „umkrempeln". 2. Das „halb" wird auf die Person, nicht auf die Stube bezogen. 3. Der Betreffende kann in zwei Minuten das Strohseil durchbeißen, welches das Bund zusammenhält. 4. Rigg kann Rücken,

aber auch Beet heißen. 5. Auf die eine Pfoste der Thür, durch welche der Angeredete wieder hereinkommen soll, wird eine 11, auf die andere eine 12 geschrieben. 6. Man schreibt auf den Thürpfosten eine 7, auf die Thür selbst eine 8 und zieht darauf durch Oeffnen der Thür letztere von ersterer ab.

Hiermit sind wir schon mitten in die komischen Räthsel hinein gelangt, die der Volkshumor erfunden hat, und die ich in einem eignen Kapitel in einer Anzahl von Beispielen betrachten will.

Vorher aber erinnere ich noch mit einigen Proben an die neben die Appositionen gehörigen Priameln, eine Form der Volksweisheit, die im vierzehnten Jahrhundert aufkam und bis in das sechzehnte hinein sehr beliebt war. Sie bestehen aus einer Reihe von Vordersätzen, denen ein unerwarteter kurzer Schlußsatz folgt. Das komische Motiv liegt bei ihnen oft nur darin, daß durch Aneinanderreihung theils von ganz gleichen Dingen in je zwei parallelen Ausdrücken, theils von völlig ungewöhnlichen in der Aufeinanderfolge der gleichen Paare der Leser neugierig gemacht wird, zu wissen, was schließlich von allen diesen Dingen zusammen gesagt werden wird. Und das Gemeinsame, was nun von ihnen gesagt wird, täuscht die Erwartung in neckischer Weise, indem es eine Aeußerung ist, die nicht erschöpft. Der Leser wird stillschweigend verspottet, wie wenn der Dichter fragte: Konntest du denn wirklich glauben, daß hier ein innerlich treffendes Certium kommen könnte? 54 Proben solcher Priameln hat Keller vor Kurzem veröffentlicht*). Ich entnehme seiner Sammlung die folgenden Stücke:

1.

Wer einen Bock zum Gärtner setzt
Und Schaf' und Gäns' an den Wolf hetzt

*) Alte gute Schwänke, herausgegeben von Adelbert von Keller. Heilbronn 1876. Die drei mitgetheilten Proben sind hier in der Sprache modernisirt wiedergegeben.

Und seine Zähne stochert mit einem Scheit
Und Hunden Bratwürst zu behüten geit (giebt)
Und gute Kost salzt mit Aschen
Und sein Geld legt in löcherige Taschen
Und in eine Reuße gießet Wein,
Der dünkt mich nicht recht klug zu sein.

2.

Wer solche Dinge will ausstudir'n
Und darum schwächen sein Gehirn,
Ob besser Beten sei als Schwören
Und ob sich ein Wolf einer Gans mög' erwehren,
Und ob Zucker süßer sei als Gallen,
Und ob Tanzen nutzer sei denn Wallen
Und ob Feuer heißer sei denn Schnee
Und ob einem kranken Menschen sei weh
Und ob Weinen trauriger sei denn Lachen
Der bekümmert sich um unnützliche Sachen.

3.

Kommt Kunst gegangen vor ein Haus,
So sagt man ihr, der Wirth sei aus;
Kommt Weisheit auch gezogen dafür,
So find't sie zugeschlossen die Thür;
Kommt Zucht und Ehr derselben Maß,
So müssen sie gehn dieselbe Straß';
Kommt Lieb' und Treu', die wär gern ein,
So will niemand ihr Thorwart sein;
Kommt Wahrheit und klopfet an,
So muß sie lang vor der Thüre stahn;
Kommt Gerechtigkeit auch vor das Thor,
So find't sie Ketten und Riegel vor;
Kommt aber der Pfennig geloffen,
So find't er Thür und Thor offen.

4.

Wer baden will einen Rappen weiß
Und daran legt seinen ganzen Fleiß
Und an der Sonne Schnee will dörren
Und Wind will in eine Kiste sperren
Und Unglück will tragen feil
Und alle Wasser will binden an ein Seil
Und einen Kahlen will bescheer'n,
Der thut, das da unnütz ist gern.

X.

Aus dem Räthselschatze des Volkshumors.

Mit der Täuschung der Erwartung, mit der überraschenden Lächerlichkeit in der zweiten Hälfte der Appositionen ist auch das neckende Räthsel verwandt, welches, jetzt nur vom niedern Volke und der Kinderwelt geehrt und gepflegt, in der deutschen Urzeit schon lebte und damals wie bei unsern Vettern, den Angelsachsen, auch bei uns an Fürstenhöfen Zutritt hatte, und welches bei dem großen Aufschwung der Narrethei ebenfalls eine Rolle gespielt hat und in dieser und der nächstfolgenden Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach zu der Reichlichkeit gediehen ist, in der es uns gegenwärtig entgegentritt. Was ich damit meine, haben die Neckereien angedeutet, welche der vorige Abschnitt kurz von dem Schlusse brachte.

In allen Räthselaufgaben und deren Lösung haben wir gleichsam einen schalkhaften Zweikampf vor uns. Der die Aufgabe stellende Witz fordert den Witz des Rathenden heraus, jene zu lösen oder sich durch Unbeholfenheit des Verstandes gelind lächerlich zu machen. Der das Räthsel Errathende überwindet den Witz des Andern, und der Sieg über die Schwie-

rigkeit stimmt heiter, das Unerwartete, welches er aus seiner Vermummung herausschält, wirkt durch Ueberraschung komisch. „Also das war des Pudels Kern!" Der Zweck der Gattung von Räthseln aber, von der hier die Rede ist, geht nicht so sehr auf eine Prüfung der Verstandesschärfe des Gefragten, als darauf, denselben irre zu führen, zu veriren, zu bestricken und zum Besten zu haben, und wird das betreffende Räthsel behend errathen, so ergötzt das Finden des rechten Weges, das Zurückgeben der Fopperei, die Befreiung aus der Bestrickung.

Das Volksräthsel ist ein Kind der Kurzweil und des Muthwillens, es hat einen schelmischen Zug, der an die Späße Eulenspiegels und des Pfaffen Amis erinnert. Vom gelehrten Verstande nicht selten schwer zu errathen, hat es fast stets einen sehr einfachen Kern. Es neckt den, welchem es vorgelegt wird, auf verschiedene Weise. Bald geschieht dieß, indem die Aufgabe so gestellt wird, daß man glaubt, das zu Errathende sei schon im Räthsel selbst gesagt, während doch ein ganz anderes Wort, ein ganz verschiedenes Verhältniß, Thun oder Leiden gemeint ist, bald wird die Auflösung allerdings im Räthsel selbst gegeben, aber in der Weise, daß der Andere darüber verblendet wird, bald wieder lenkt das Räthsel absichtlich auf etwas völlig Anderes als das zu Errathende hin, bald endlich erscheint die Aufgabe selbst als ein Unsinn, kann aber durch einen Witz gelöst werden; mangelt es daran, so bleibt die Neckerei an dem Gefragten sitzen. In den meisten Fällen ist diese Thätigkeit des Volkshumors ein Spiel schalkhaften Versteckens und Entdeckens. Zuweilen aber behält der Witz des Fragenden auch in dem Falle, wo der Rathende das verborgne Gesicht herausfindet, die Oberhand; denn sein Räthsel hat eben zwei Gesichter, und wenn das eine enthüllt ist, hat er das andere gemeint.

Um hiervon gleich ein Beispiel zu geben, weise ich auf das sächsische Kinderräthsel hin:

„Kaiser Karolus hatte einen Hund,
Dem gab er den Namen aus seinem Mund.
Wie du hieß der Hund,
Also wie hieß Kaiser Karolus sein Hund?"

Sagt hier der Gefragte seinen eignen Namen, so erwidert man ihm lachend: Nein, Wiedu hieß er. Antwortet er aber: Wiedu, so entgegnet ihm der Fragende: Falsch, er hieß Hinz oder Kunz oder wie der Gefragte sonst getauft ist.

Räthsel mit mehr oder minder neckischem Anfluge begegnen uns schon in der germanischen Urzeit. Alkuin hat für die Prinzen des karolingischen Hofes solche Räthsel aufgeschrieben, Karl der Große sammelte deren für seinen Freund Paulus Diaconus, der Angelsachse Anselm, Abt von Malmesbury, der 709 starb, hinterließ gleichfalls eine Anzahl von ihm gesammelter Räthsel. Nach der Hervararsaga hatte der Götakönig Heidhrekr einst auf den Juleber den Schwur abgelegt, nie jemand, der gegen ihn gefrevelt, anders als durch das Zwölfmänner-Gericht aburtheilen zu lassen und jedem zu verzeihen, der ihm unlösbare Räthsel vorlegen könne. Der König war aber so weise, daß er sie alle löste. Als nun einst Gestr, ein reicher und mächtiger Mann, der sich vielfach gegen Heidhrekr vergangen, vor das Gericht gefordert wurde und sein Verderben fürchtete, opferte er Odhin und bat ihn um seinen Beistand. Da erhörte ihn der Gott und begab sich in Gestr's Gestalt zum Könige, erinnerte ihn an seinen Eid und legte ihm dreißig Räthsel vor, von denen ich einige sammt der Lösung mittheile. Gestr, oder vielmehr Odhin, fragt:

„Ich möchte nur haben,
Was gestern ich hatte,
Weißt du, was es ist?
Es löset die Zunge,
Es lähmt die Sprache
Und bringt zum Schweigen.“

Der König antwortet:

„Reichet dar ihm
Den guten Trank.
Er löset die Zunge,
Aber im Uebermaß
Lähmt er die Sprache
Und bringt zum Schweigen.“

Gestr fragt wieder:

„Was war das Wunder,
Das ich draußen gewahrte?
Es hatte sein Antlitz
Tief unter der Erde,
Wogegen die Sonne
Die Füße beschien.“

Heidhrekr erwidert:

„Da sahest du wachsen
Am Boden die Zwiebel,
Das Haupt in der Erde
Die Blätter nach oben.“

Gestr:

„Vier gehen,
Vier hängen,
Den Weg zwei weisen
Und den Hunden wehren,
Einer hängt hinten.“

Heidhrekr: „Eine Kuh war es,
Die du dort sahest
Vierbeinig einher gehen:
Vier Euter hängen,
Der Hörner zwei
Den Hunden wehren,
Der Schwanz hängt hinten.“

Gestr: „Was war das Wunder
Das ich draußen gewahrte?
Mit zehn der Zungen,
Mit zwanzig Augen,
Mit vierzig Füßen
Schritt es langsam einher.“

Heidhrekr: „Wenn du bist Gestr,
Wie ich vermuthet,
So bist du noch weiser,
Als ich dich glaubte.
Und eine Sau ist's,
Von der du redest,
Du sahest sie draußen
Im Hofe dort“ *).

Gestr: „Wer sind die Beiden?
Zur Versammlung sie ziehen,
Haben mit einander
Der Augen drei,
Der Füße zehn
Und einen Schweif
So ziehen sie
Ueber Land hinweg.“

---

*) Die Sau wird geschlachtet, und es ergiebt sich, daß sie mit neun Ferkeln trächtig gewesen ist.

Heidhrekr: „Odhin*) ist es,
Auf Sleipnir er reitet,
Dem guten Pferde
Mit zweimal vier Beinen.“

Jetzt ist der Gott in Verlegenheit, da er sieht, daß der König alle seine Fragen beantworten kann, und er giebt ihm nun die letzte auf: was Odhin seinem todten Sohne Balder ins Ohr gesagt habe, als er zum Scheiterhaufen getragen worden? Darauf kann Heidhrekr natürlich nicht Bescheid geben, aber er erkennt hieran, mit wem er es eigentlich zu thun hat. Er ruft aus: „Diese Frage weißt nur du, verwünschter Zaubergeist,“ zieht sein Schwert und haut damit nach dem Gotte. Der aber verwandelt sich in einen Falken und fliegt zum Fenster hinaus.

In der Edda kommen ebenfalls Räthsel vor, sie haben aber keinen neckischen Zug, sondern Odhin und Thor prüfen mit ihnen nur die Riesen und Zwerge, um zu erfahren, ob sie wirklich so weise sind, als von ihnen ausgesagt wird. Eine ähnliche Tendenz zeigt das aus dem vierzehnten Jahrhunderte stammende Tragemundslied, wo ein fahrender Mann mit Räthseln versucht wird, ob er der von ihm beanspruchten Gastfreundschaft würdig ist.

Schalkhafter Natur wieder ist die Stelle im mittelhochdeutschen Gedichte vom Pfaffen Amis, wo dieser von seinem Bischofe ins Examen genommen wird. Derselbe fragt ihn: 1. Wie viel Wasser ist im Meere? Amis antwortet: Ein Fuder, und wenn ihr alles Wasser, das ins Meer fließt, still stehen heißt, so will ich's euch beweisen. 2. Wie viel Tage sind seit Adam? Amis sagt: Sieben, und wenn die zu Ende sind, fangen sie wieder von vorne an. 3. Wo ist die Mitte der Welt?

*) Odhin ist einäugig, sein Roß hat acht Beine.

Antwort: In meiner Kirche. Lasset dort mit einem Seile nachmessen, so wird es nicht halmsbreit an einem Ende vorreichen. 4. Wie weit ist's von der Erde bis zum Himmel? Antwort: So weit man schreien kann; steigt nur hinauf und horcht, wenn ich unten rufe. 5. Wie breit ist der Himmel? Tausend Klafter und tausend Ellen. Meßt nur nach, aber ihr müßt dabei Sonne, Mond und Sterne vom Flecke nehmen und den Himmel dort hübsch wieder zusammenrücken. Diese Räthselscherze sind uralt, und ihre Verwandtschaft ist weit verbreitet. Bekannt ist Bürgers Gedicht vom Abt von Sanct Gallen und Hans Bendix, seinem klugen Schäfer, weniger bekannt vermuthlich, daß Aehnliches schon in Pauli's „Schimpf und Ernst" und im „Esopus" des Burcard Waldis steht. Im letztgenannten Buche giebt ein Fürst einem Abte folgende Fragen auf:

„Erstlich sag mir ohn arge List,
Wie weit hinauf zum Himmel ist.
Zum andern sag mir auch gut rund,
Wie tief da sei des Meeres Grund,
Auch wie viel Kufen mußt machen lassen,
Das große Meer darin zu fassen.
Und dieß soll sein das vierte Stück,
Wie weit vom Unglück sei das Glück."

Wenn der Abt diese Fragen beantworten könne, wolle er ihm für jede tausend Gulden an der Steuer erlassen, die er von ihm fordert. Der Abt weiß sich nicht selbst zu helfen, seine Brüder wissen ebenso wenig Rath, endlich hilft ihm ein Sauhirt, den er auf dem Felde antrifft, aus der Noth, indem er, in die Kleider des Abtes gesteckt, diesen vor dem Fürsten vertritt und die Fragen in folgender Weise beantwortet:

„Der Himmel ist nit, wie man meint,
So hoch, wie er da für uns scheint;
Eine kleine Tagreis', auch nit mehr;
Mit g'meinem Spruch ich das bewähr'.
Da Christus seinen Jüngern schwur,
Darnach hinauf zum Vater fuhr,
Geschah's vor Mittag am heil'gen Ort,
Denselben Abend war er dort.
Das Meer, dadurch laufen die Sch'iff,
Ist auch nit, wie man meint, so tief,
Daß man sich drum bekümmern darf:
Ist nit mehr als ein ebner Steinwurf.
Und wie viel Kufen oder Töpfen
Man dörft, das Meer darin zu schöpfen,
Wo man ein' hätt, die groß gnug wär,
So dörft' man sonst kein' machen mehr.
Das vierte Stück merkt auch dabei,
Wie weit Glück von dem Unglück sei,
Das ist, wie ich mich hab bedacht,
Nit weiter als ein Tag und Nacht.
Nächt mußt ich hintern Säuen traben,
Jetzt bin ich zu ein'm Abt erhaben,
Und der Abt ist aus seinem Orden
Kommen und zu ein'm Sauhirt worden
So kurz sich das Glückrad umwend't."

Der Schluß ist, daß der Fürst den Sauhirten Abt und den Abt Sauhirt bleiben läßt.

In denselben Zusammenhang gehört das folgende von Müllenhoff mitgetheilte Geschichtchen aus dem Volksmunde.

Der König kam einst durch Ditmarschen und bei eines Müllers Haus vorbei, an dessen Thüre stand geschrieben: Ich lebe ohne Sorgen. Der König ließ den Müller sogleich zu sich kommen und fragte ihn, wie er sich's einfallen lassen könnte,

das über seine Thüre zu schreiben, da er, der König, selber das nicht einmal von sich sagen könnte. Der Müller antwortete, das wäre nun einmal so, und es ließe sich dabei nichts machen. „Nun," sagte der König, „so komm Er morgen früh einmal zu mir, dann will ich an Ihn drei Fragen thun, und kann er die beantworten, so will ich's Ihm glauben." Am andern Morgen kam der Müller. „Guten Morgen, guter Freund," sprach der König, „was meint er wohl, was ich in diesem Augenblicke denke?" „Ihr meint, der Müller kommt," antwortete der Müller. „Allerdings denke ich das," sagte der König, „aber wie schwer ist wohl der Mond?" „Höchstens vier Viertel," erwiderte der Müller, „und wenn Ihr es nicht glauben wollt, so müßt Ihr selber nachwägen." „Aber wie tief ist das Wasser?" fragte der König nun, und der Müller entgegnete: „Einen Steinwurf." Da lächelte der König und sagte: „Höre Er, Müller, Er ist ein Schalk, aber wenn Er mit Allem so rasch fertig werden kann, so ist's kein Wunder, daß Er keine Sorgen hat." Der König beschenkte den Müller reichlich, und sie sind ihr Lebtage gute Freunde geblieben.

Aehnliche Histörchen giebt es auch anderwärts, und überall haben sie etwas von dem schalkhaften Zuge, der, wie im ersten Abschnitte gezeigt, zu Ende des Mittelalters am deutschen Volkscharakter besonders lebhaft hervortrat. Allenthalben liegt ihnen der Gedanke zu Grunde, daß ein Naturkind oft mehr Grütze im Kopfe habe als ein Gelehrter, und daß unter eines armen Mannes Strohhut häufig mehr Weisheit sitze als unter der Hermelinmütze eines vornehmen Fürsten oder Prälaten.

An Feiertagen pflegten die jungen Leute der städtischen Geschlechter sich auf den Zunftlauben oder vor dem Thore unter den Linden des Brühls zu versammeln, um sich mit Tanz und Spiel zu vergnügen. Dabei suchte man sich mit Kettenreimen,

Räthselsprüchen und Liedern gegenseitig zu überbieten; denn wer es am Besten machte, bekam einen Kranz. Bei solchen Gelegenheiten standen Vexirfragen in erster Reihe. Schon in den Tagen der Minnesänger war dieß der Fall, und noch Paul Fleming gedenkt dieser Sitte als einer zu seiner Zeit in norddeutschen Gegenden noch lebendigen.

„Der giebet Räthsel auf, worein wohl Alles geht.
Was lieget, wenn wir stehn, und, wenn wir liegen, steht?
Warum man Käse schabt? was eine bunte Ziege
Wohl habe für ein Fell? vor was die Elster fliege?
Was doch wohl dieses sei, das nicht hat Haut und Haar,
Und wenn es kommt zur Welt, so brummt es wie ein Bar?
Warum der Fuchs nicht fleugt? Was zwischen Beinen wächset?
Und was der Schnacken mehr.“

Im Folgenden theile ich aus Simrocks „Deutschem Räthselbuch“ eine Probe dieser Kranzlieder mit:

Erster Sänger.

Ich komm aus fremden Landen her
Und bring' Euch viel der neuen Mär,
Der neuen Mär bring' ich so viel,
Mehr denn ich hier Euch sagen will.
Die fremden Lande sind so weit,
Darin ist gute Sommerzeit,
Drin wachsen Blümlein roth und weiß,
Die brechen Jungfern mit ganzem Fleiß
Und machen draus den Rosenkranz,
Den tragen sie beim Abendtanz
Und lassen die Gesellen um ihn singen,
Bis einer das Kränzlein mag gewinnen.
Mit Lust tret' ich an diesen Ring,
Gott grüß mir alle Bürgerskind,
Gott grüße sie mir all' zu gleich,
Ob sie arm oder reich.

Gott grüß mir all die Frauen,
Die Großen wie die Kleinen.
Grüßt' ich die Eine, nicht die Andre,
So sagten sie zum Sänger: wandre!
Ist kein Sänger in diesem Kreis,
Der mich fragt, was ich nicht weiß?
Derselbe soll sich nicht besinnen,
Will er mir das Kränzlein abgewinnen.

Zweiter Sänger.

Sänger, wohlan und merk' mich eben!
Ich will Dir eine Frage aufgeben:
Was ist höher wohl als Gott?
Was ist größer als der Spott?
Und was ist grüner als der Klee?
Was ist weißer als der Schnee?
Kannst Du das singen oder sagen,
Das Kränzlein sollst Du gewonnen haben;
Drum will ich jetzt stille stah'n,
Den fremden Sänger zu mir lah'n.

Erster Sänger.

Sänger, Du hast mir eine Frag' aufgegeben,
Die gefällt mir wohl und ist mir eben:
Die Kron' ist höher noch als Gott,
Die Schand' ist größer als der Spott,*)
Der Tag ist weißer als der Schnee,
Das Märzenlaub grüner als der Klee.
Sänger, die Frage konnt' ich Dir sagen,
Das Kränzlein mußt Du verloren haben.
Mit Lust trat ich an diese Stadt,
Gott grüß mir einen weisen Rath;
Einen weisen Rath nicht alleine,

*) Eine ironische Volksredensart in Sachsen sagt: Ach was Ehre! Schande währt länger.

Dazu auch die ganze Gemeine!
Gott grüß mir auch die Jungfrau zart,
Die mir das Kränzlein gemachet hat!
Jungfrau, ich komm vor Euch getreten
Und hab' Euch nie zuvor erbeten
Und bitt' Euch, zart Jungfräulein,
Zum ersten Mal um Euer Kränzelein.
Ihr wolt mir's geben und nicht versagen,
So will ichs von Euretwegen tragen.

Jungfrau, wohlan und merkt mich eben,
Ich will Euch eine Frag' aufgeben.
Könnt Ihr mir's singen oder sagen,
Euer Kränzlein sollt Ihr länger tragen.
Jungfrau, sagt mir zu dieser Frist,
Welches die mittelste Blum' im Kränzlein ist?
Denn der Blümlein seh' ich viel,
Die im Kränzlein stehen bei diesem Spiel.

Ich hör' ein großes Schweigen,
Das Kränzlein will mir bleiben.
So merkt mich, liebe Jungfrau mein,
Ihr mögt die mittelste Blum' im Kränzlein sein.
So komm' ich her vor Euch getreten
Und hab' Euch zweimal schon erbeten
Und bitt' Euch, zart Jungfräulein,
Zum dritten Mal um Euer Kränzelein.
Jungfrau, hebt auf die schneeweiße Hand
Und gebt dem Kränzlein einen Schwank
Und setzt mir's auf mein gelbes Haar,
Das wie ein Igel sieht fürwahr.

Schau, guter Gesell, nun schaue,
Das gab mir eine schöne Jungfraue.
Die Jungfrau, die mir's geben wollte,

Sprach, daß ich's wohl bewahren sollet.
Jungfrau, habt Ihr kein Nädelein,
Mir aufzuheften das Kränzelein,
Daß ich es nicht verliere,
Wohin ich auch spaziere;
Daß ich es nicht verzette,
Eh' ich komm zu meinem Bette.
Darnach so leg' ich's in die Truhe,
Daß es die ganze Woche ruhe.

Jungfrau, ich soll Euch grüßen,
Von der Scheitel bis zu den Füßen.
So grüß' ich Euch so manches Mal,
Als Sterne stehn am Himmelssaal,
Als manche Blume wachsen mag
Von Ostern bis Sanct Michelstag.
Jungfrau, ich soll Euch was schenken,
Ich will mich nicht lange bedenken:
So schenk' ich Euch einen goldnen Wagen,
Darin Ihr sollt gen Himmel fahren,
Und eine goldne Krone fein,
Darinne stehn drei Edelstein',
Der erste Stein, der ist so gut:
Gott behüt' Euch vor der Hölle Gluth!
Der andre ist so tugendreich:
Gott gebe Euch sein Himmelreich!
Der dritte Stein ist so tugendhaft:
Gott behüt' Euch Eure Jungfrauschaft.
Hiermit so will ich's bleiben lah'n
Und will aus diesen Reihen gahn;
So steh' ich auf einem Lilienblatt:
Gott geb' Euch allen eine gute Nacht.

Eine etwas andere Art der schalkhaften Räthsellieder unsrer Vorzeit ist die, wo der Jüngling das Mädchen, dem er seine

Fragen vorlegt, für den Fall, daß sie dieselben richtig beantwortet, zu heirathen verspricht. Ich gebe hiervon zwei Beispiele, von denen das erste in Wolfs Zeitschrift für Deutsche Mythologie, Band I, Seite 251 steht, während das andere wiederum aus Simrocks Räthselbuch entnommen ist.

I.

Merk' auf, fein Jüngferlein,
Ich geb' ein Räthsel Dir;
Du sollst mein Ehe sein,
Wenn Du es löseſt mir.
So sag' mir, welcher König ist ohne Land?
Und sag' mir, welches Wasser ist ohne Sand?
  Ach, schöner junger Herr,
  Gern thät' ich Euch kund,
  Wenn nicht zu schwierig wär'
  Des Räthsels wahrer Grund:
  Der König in der Kart' ist ohne Land,
  Das Wasser in dem Aug' ist ohne Sand.

Merk' auf, fein Jüngferlein,
Ich geb' ein Räthsel Dir.
Du sollst mein Ehe sein,
Wenn Du es lösest mir.
So sag' mir, welcher Wald ist ohne Laub?
Und sag' mir, welcher Weg ist ohne Staub?
  Ach schönster junger Herr, u. s. w.
  Der Tannenwald ist ohne Laub,
  Der Weg zum Himmel ohne Staub.

Merk' auf, fein Jüngferlein u. s. w.
So sag' mir, welcher Bettelmann ist ohne Laus?
Und sag' mir, welches Haus ist ohne Maus?
  Ach schönster junger Herr u. s. w.
  Ein abgemalter Bettelmann ist ohne Laus,
  Ein Schneckenhaus ist ohne Maus.

Merk' auf, fein Jüngferlein u. s. w.
So sag' mir, welches Feuer ist ohne Hitz?
Und sag' mir, welcher Degen ist ohne Spitz?
  Ach schönster junger Herr, u. s. w.
  Ein ausgelöschtes Feuer ist ohne Hitz,
  Ein abgebrochner Degen ist ohne Spitz.

Merk' auf, fein Jüngferlein u. s. w.
So sag' mir, welcher Thurm ist ohne Spitz?
Und sag' mir, welche Jungfrau ist ohne Witz?
  Ach schönster junger Herr, u. s. w.
  Der babylonische Thurm ist ohne Spitz,
  Die Jungfrau in der Wiege ist ohne Witz.

II.

Jungfer, ich will Ihr was aufzurathen geben,
Und wenn Sie es erräth, so heirath' ich Sie.
Was für eine Jungfrau ist ohne Zopf?
Was für ein Thurm ist ohne Knopf?
  Die Jungfrau in der Wiege ist ohne Zopf,
  Der babylonische Thurm ist ohne Knopf.

Was für eine Straße ist ohne Staub?
Welcher grüne Baum ist ohne Laub?
  Die Straße auf der Donau ist ohne Staub,
  Der grüne Tannenbaum der hat kein Laub.

Was für ein König hat keinen Thron?
Was für ein Knecht hat keinen Lohn?
  Der König in der Karte hat keinen Thron
  Der Stiefelknecht hat keinen Lohn.

Was für ein König ist ohne Land?
Was für ein Wasser ist ohne Sand?
  Der König auf dem (Wirthshaus-)Schilde ist ohne Land,
  Das Wasser in den Augen ist ohne Sand.

Wo ist eine Scheere, die man nicht schleift?
Wo ist eine Amsel, die niemals pfeift?
Der Krebs hat Scheeren, die man nicht schleift,
Eine ausgestopfte Amsel niemals pfeift.

Welches schöne Haus hat weder Holz noch Stein?
Welcher grüne Strauß hat keine Blümelein?
Das kleine Schneckenhaus hat weder Holz noch Stein,
Der Strauß am Wirthshaus hat keine Blümelein.

Welcher Schütz zielt stets und trifft doch nie?
Was lernt ein Mädchen gar ohne Müh?
Der Schütz' am Himmel zielt stets und trifft doch nie,
Lieben lernt ein Mädchen gar ohne Müh.

Was geht tiefer wohl als ein Bolz,
Und welches ist das trefflichste Holz?
Liebe geht tiefer wohl als ein Bolz,
Die Rebe ist das trefflichste Holz.

Welches Feuer ist ohne Hitz?
Und was für ein Messer hat keine Spitz?
Das gemalte Feuer ist ohne Hitz,
Ein abgebrochnes Messer hat keine Spitz.

Was für ein Herz thut keinen Schlag?
Und was für ein Tag hat keine Nacht?
Das Herz an der Schnalle thut keinen Schlag,
Der jüngste Tag hat keine Nacht.

Jungfer, ich kann Ihr nichts aufzurathen geben,
Und ist es Ihr wie mir, so heirathen wir.
Ich bin keine Schnalle, mein Herz thut manchen Schlag,
Und eine schöne Nacht hat der Hochzeitstag.

In einer Räthselsammlung aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, aus der Wackernagel im 3. Bd. von Haupts

Zeitschr. f. Deutsch. Alterthum Proben mitgetheilt hat, begegnen wir folgenden Fragen:

Welches sind die edelsten und achtbarsten Heiligen? — Sanct Martin und Sanct Jörg, die reiten, während die andern zu Fuß gehen müssen.

Welcher ist der geringste Heilige? — Sanct Quinten; denn davon (den Quentchen) gehn vier auf ein Loth.

Ein Vogel in der Luft schwebt, Seinesgleichen auf der Erde nicht lebt, seine Flügel sind in der Hitze gewachsen, wenn ihn hungert, frißt er sieben Ochsen. — Es ist der Hahn auf der Kirche, Seinesgleichen hat kein Leben, seine Flügel sind im Feuer gemacht, er hat niemals Hunger.

Ob der Hund am Schwanz hänge oder der Schwanz am Hunde? — Hebst du den Hund am Schwanze über sich, so hängt der Hund am Schwanze, hebst du aber den Hund am Kopfe auf, so hängt der Schwanz am Hunde.

Es schickte ein Ritter über'm Rhein seiner liebsten Frauen Wein ohne Glas und anderes Trinkgefäß; rathe, worin der Wein war. — Er schickte ihr Trauben, in denen der Wein war.

Welches ist das getreueste Thier? — Eine Laus, die läßt sich mit einem henken und bleibt bei ihm bis in den Tod.

Welches Handwerk ist für die Frauen das nützlichste und beste? — Das der Waffenschmiede, die machen Aexte und Beile, mit denen man das Holz hauet, welches sonst vielleicht die Männer auf den Weibern entzwei schlügen.

Welches Handwerk stiehlt am meisten? — Die Löffel- und Pfannenschmiede machen die meisten Stiele. (Man sieht, schon vor vierhundert Jahren gab es Kalauer.)

Warum nisten die Storchen nicht auf der Mühle? — Weil sie fürchten, der Müller werde ihnen ihre Eier stehlen.

Wie fern ist von einem Ort der Welt der andere? — Eine Tagereise, wie die Sonne mit ihrem Aufgang des Morgens und ihrem Niedergang des Abends bezeugt.

Welcher Mensch hat ein ganzes Viertel der Welt (Menschheit) umgebracht? — Kain, als er seinen Bruder Abel erschlug; denn damals lebten nur diese zwei und ihre Eltern Adam und Eva.

Wer hat so laut geschrien, daß es die ganze Welt hörte? — Der Esel in der Arche Noahs.

Drei Frauen wurden in drei Blumen auf dem Felde verwandelt, die einander ganz gleich waren. Die eine aber durfte des Nachts in ihrem Hause sein. Da sprach sie einmal, als der Tag sich wiederum nahte, wo sie zu ihren Gespielinnen auf das Feld zurückkehren und wieder eine Blume werden mußte, zu ihrem Manne: Wenn du heute Mittag kommst und mich abbrichst, werde ich erlöst und kann fernerhin bei dir bleiben. Dieß geschah denn auch. Nun ist aber die Frage, wie ihr Mann sie erkannt habe, da zwischen den Blumen an sich kein Unterschied war. Antwort: weil sie die Nacht hindurch in ihrem Hause und nicht auf dem Felde zubrachte, fiel der Thau nicht auf sie, wie auf die beiden andern, und daran erkannte sie ihr Mann.

Gäbe es so viel Frauen als Tropfen im Rhein und wäre dir zur Buße aufgegeben, sie trocknen Fußes hinüber zu führen ohne Brücke, Schiff, Steg, Karren oder Wagen, so wollte ich dich loben, wenn du wüßtest, wie das anzufangen sei. — Antwort: Thue jeder von ihnen einen Tropfen auf die Zunge, so bleibt kein Wasser mehr zurück.

In dem „Studiosus jovialis," der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erschien, finden sich eine Anzahl Volksräthsel, von denen ich die in unsern Zusammenhang gehörigen folgen lasse:

Warum sind die Weiber nicht so gescheidt und klug als die Männer? — Weil das erste Weib, die Eva, aus der Rippe und nicht aus dem Kopfe des Mannes erschaffen wurde.

Wer hat auf seiner Mutter Holz gehackt? — Adam, denn die Erde war seine Mutter, aus der er gemacht worden war.

Mann und Weib, wer von Beiden ist am gescheidtesten? — Das Weib; denn Ein Weib kann viel Männer zu Narren machen.

Welches sind die kleinsten Fische? — Die, welche den Schwanz dem Kopfe am nächsten haben.

Was für ein Thier trinkt das schätzbarste Getränk? — Der Floh; denn dieser trinkt Menschenblut.

Wie kannst du machen, daß die Mäuse dein Korn nicht fressen? — Schenke es ihnen, dann fressen sie ihr, nicht dein Korn.

Warum vergiebt man häufig große Aemter an Unwürdige? — Weil billig ist, daß man die schweren Lasten Eseln, nicht verständigen Leuten auflegt.

Was für eine Krankheit macht gute Tage? — Das Fieber; denn wenn dieses einen Tag ausbleibt, pflegt man zu sagen: Heut habe ich einen guten-Tag.

Wie kann man Isaak mit einem Buchstaben schreiben? — Man nimmt einen Sack her und schreibt ein J darauf.

Was ist das: es ist nicht viel größer als eine Maus, und doch ziehen's vier Pferde keinen Berg hinauf? — Der Zwirn-knäuel; denn der wickelt sich unterwegs auf.

Wofür sorgen die Bauern am meisten? — Für die Pferde denn wenn die ausstürben, würden die Edelleute auf den Bauern reiten.

Wie kann man in einem Tage fünfzig Paar Schuhe machen? — Man nimmt fünfzig Paar Stiefeln her, schneidet oben die Schäfte ab und hat dann fünfzig Paar Schuhe.

Was für ein Unterschied ist zwischen einem Metzger und einem Schinder? — Der Metzger fragt: Wo steht's? Der Schinder: Wo liegt's — nämlich das Stück Vieh.

Eine andere reichhaltige Sammlung von Räthseln ist das 1856 zu Frankfurt a. M. in zweiter Auflage erschienene „Neckräthselbuch von D. Franklin von Ensfurt (Enslin) für das reifende und begreifende Jugendalter von zehn bis tausend Jahren." Der Verfasser giebt hier über anderthalbtausend Räthsel, die zu einem großen Theile Räthselfragen von der Art sind, mit welcher wir uns hier beschäftigen. Ich theile auch hiervon eine Auswahl der besten mit:

Was ist groß beim Riesen und klein beim Zwerge? — Der Buchstabe R.

Welches ist das geschäftigste Auge? — Das Hühnerauge; denn das ist beständig auf den Füßen.

Was sehen alle Blinden und hören alle Tauben? — Nichts.

Wie viel Kehlen hat der Mensch? — Drei, zwei Kniekehlen und eine hinter der Zunge.

Welches Gewicht muß ein Mensch haben, wenn er nicht umfallen soll? — Das Gleichgewicht.

Wann muß man sich in Acht nehmen, daß man sich selbst nicht ins Herz beißt? — Wenn man das Herz auf der Zunge hat.

Wer könnte den Wunsch hegen, einäugig zu sein? — Der Blinde, da er gar kein Auge hat.

Wie kann man Pillen in Wasser nehmen, ohne sich den Mund naß zu machen? — Indem man sich in ein Bad setzt und die Pillen trocken einnimmt.

Welcher Fall thut nicht weh? — Der Beifall.

Womit fängt der Tod an? — Mit dem Buchstaben T.

Nach welchen Zeiten sehnt man sich, wenn man Hunger hat? — Nach Mahlzeiten.

Wo fliegen den Leuten die Tauben gebraten ins Maul? — Nirgends.

Ein Knabe aß, und je mehr er aß, desto mehr wurde es, und als er satt war, warf er den ganzen Haufen hinweg. Was hat er gegessen? — Nüsse. Das immer mehr Werdende und zuletzt Weggeworfene sind die Schalen.

Welche Augen und welche Ellen werden gegessen? — Die Neunaugen und die Forellen.

Wem fallen vom Wassertrinken die Augen zu? — Dem Ertrinkenden.

Wie kann man im Sommer das Hammelfleisch immer frisch erhalten? — Dadurch, daß man die Schafe ungeschlachtet läßt.

Welche Tracht ist die beste? — Die Eintracht.

Wie viele Hosenträger gehören zu einer Hose? — Drei, der Mensch und die beiden andern Träger derselben.

Welche Mode ist eine hölzerne Mode? — Die Commode.

Welche Schuhe benutzt man, ohne sie an die Füße zu ziehen? — Die Hemmschuhe.

In welches Gemach begiebt sich Niemand gerne? — In das Ungemach.

An welchen Leitern steigt niemand hinauf und nur Einer herab, obwohl sie immer am Hause stehen? — An den Blitzableitern.

Wer springt ohne Füße? — Der Springbrunnen.

Zu welchem Handwerk gehört der, welcher an einem verschlossenen Hause klingelt? — Zu den Drahtziehern.

In einer Stube befinden sich ein Großvater, zwei Väter, zwei Söhne und ein Enkel, und doch sind nur drei Personen darin. Wie geht das zu? — Es ist Großvater, Vater und Sohn. Der Enkel ist zugleich ein Sohn, sein Vater ist ebenfalls

zugleich ein Sohn, und der Großvater ist der Vater des Vaters des Enkels.

Wer ist meiner Eltern Sohn und doch nicht mein Bruder? — Ich selbst.

Welcher Mensch kommt der Quer in die Kirche? — Das Kind, welches zur Taufe hineingetragen wird.

Welcher Mann kann auch ein Kind sein? — Der, welcher Hermann heißt.

Wer läßt sich für das, was er verschenkt, bezahlen? — Der Schenkwirth.

Wer kann aus Holz Steine machen? — Der Drechsler, weil er die Steine zum Bretspiel macht.

Welche Leute machen ihre Arbeit stets verkehrt und doch richtig? — Die Kupferstecher.

Wer kann alle Sprachen reden? — Das Echo.

In welcher Zeit hat der größte Narr gelebt? — In der Zeit zwischen seinem Geburts- und seinem Sterbetage.

Wie kann man mit schwarzer Dinte roth schreiben? — Wenn man damit das Wörtchen „roth" hinschreibt.

Wie können sich zwei Menschen zwischen ihre Nasen stellen? — Wenn sie einander den Rücken zukehren.

Was hat keine Füße, braucht aber vier Füße, um zwei Füße fortzuschaffen? — Die Sänfte.

Mit welcher Angel kann man keine Fische fangen? — Mit der Thürangel.

„Sagt, liebe Leut',
Was das bedeut't:
Hat viele Häut,
Beißt in die Augen alle Leut." — Die Zwiebel.

Wohin gehören die Friseure? — Nach Harburg?

Wohin gehören die Besenbinder? — Nach Birkenfeld.

Wohin gehören die Buchdrucker? — Nach Preßburg.

Korn wird in ihnen rein gemacht, und Eines giebt mit ihnen acht? — Sieben.

Welcher Sack ist ein Mensch? — Der Kosack.

Volksräthsel aus der Umgegend von Gießen hat Weigand in Wolfs Zeitschr. f. Deutsche Mythologie mitgetheilt. Ich gebe davon nur das interessanteste. Es lautet in der Sprache der dortigen Dörfer: E Vilche von Elfeban verziert den Meller den Melstan, den Bauer ds Roß, den Ellmann ds Schloß, den Schneirer di El nann di Schir. D. h. Ein Vögelchen von Elfenbein verzehrt dem Müller den Mühlstein, dem Bauer das Roß, dem Edelmann das Schloß, dem Schneider die Elle und die Scheere. Die Auflösung des Räthsels ist der Würfel, der alle die Genannten beim Spiele zu Grunde richten kann.

In derselben Zeitschrift hat Rochholz vor etwa zwanzig Jahren eine starke Anzahl von Volksräthseln aus dem Aargau abdrucken lassen, von denen ich einige der besten folgen lasse:

Es seit de groß Alexander,
Es laufit vieri mit enander,
's erst lauft und wird nit matt,
Der zweüt frißt und wird nit satt,
Der dritt suft und wird nit voll,
Der viert blost und's tönt nit wol.
Wasser, Feuer, Erde, Luft.

Es schreit öppis (etwas) im Holz und isch doch deheim, es leit (liegt) öppis im Holz und schreit doch deheim? — Das Kind in der Wiege.

Je meh me devo nimmt, deste größer wird's, je meh me dezue thuet, deste chliner wird's? — Das Loch.

Der Himmel hets und d' Erd nit, d' Maidli händs und d' Wibere nit, der Tüfel hets und Gott nit? — Der Buchstabe L.

I bin von Fleisch und Bluet geborn,
Han aber weder Nasen noch Ohr'n
Und het me mi i's Chöpfli gschnitte
Und i die rechte Schwemmi gritte
Und lot mi denn spaziere goh
Denn kann i vor Heren und Fraun b'stoh.
Die Schreibfeder.

Ich schließe dieses Kapitel mit einer Auswahl von Räthseln, Räthselfragen und Räthselgeschichten aus drei anderen neueren Sammlungen, und zwar zunächst aus der, die sich in Zingerle's „Sitten, Bräuche und Meinungen des tiroler Volkes" befindet. Wir begegnen hier u. A. den neckischen Fragen:

Wann ist's am gefährlichsten auszugehen? — Wenn die Bäume ausschlagen und der Salat schießt.

Welcher Buchstabe ist der mittelste im Abc? — Das B.

Es brennt etwas hinterm Hause, brennt Tag und Nacht und zündet doch das Haus nicht an? Was ist das? — Die Brennnessel.

Wie kommt der Floh zum Menschen? — Braun.

Wohin ging Jesus, als er zwölf Jahre alt war? — In's dreizehnte.

Was machen die zwölf Apostel im Himmel? — Ein Dutzend.

Weißt du, wie oft man von einem ganzen Brote abbeißt? — Einmal.

Welche Namen sind die besten? — Die Einnahmen.

Wie schreibt man gefrornes Wasser mit drei Buchstaben? — Eis.

Wie heißt der Gott der Musikanten? — Fagott.

Es ist eine Speise, die niemand ißt,
Es ist getauft und doch kein Christ,
Es hat nie an das Stehlen denkt,
Und dennoch hat man's aufgehenkt. — Die Glocke.

Warum macht der Hahn die Augen zu, wenn er kräht? — Weil er's auswendig kann.

Wie viele Stiche bedarf es zu einem gut angenähten Knopfe? — Keinen.

Wohin hat Adam den ersten Nagel geschlagen? — Auf den Kopf.

Warum kann ein Pferd kein Schneider werden? — Weil es das Futter frißt.

Warum scheert man die Schafe? — Weil sie keine Federn haben, wo man sie rupfen würde.

Wer kommt des Morgens zuerst in die Kirche? — Der Schlüsselbart.

Wer geht auf dem Kopfe in die Kirche? — Der Schuhnagel.

Wenn neun Spatzen auf einem Dache sitzen, und man schießt drei herunter, wie viele bleiben auf dem Dache? — Keiner; denn die übrigen fliegen auf und davon.

Wo hat Adam den ersten Löffel genommen? — Beim Stiele.

Was ist an der Uhr das Beste? — Daß sie nur schlägt und nicht auch wirft.

Was ist zwischen Himmel und Erde? — Und.

Welches ist das theuerste Wasser? — Das der Wirth in den Wein und der Advocat in die Dinte schüttet.

Wann kannst du Wasser in einem Siebe tragen? — Wenn es gefroren ist.

Die folgenden Räthselschwänke stammen aus Müllenhoffs „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg."

Ein Prediger ging aus und wollte drei Arbeiter dingen; zwei sollten dreschen und einer Häckerling schneiden. Als er nun

wieder nach Hause kam, sagte er vergnügt zu seiner Frau: „Morgen kan't Döschen un't Hackelsnyden losgaen.“ — „Hest du denn Lüt funden?“ fragte die Frau. — „Ja,“ antwortete er, „ik un du schölt döschen, und Nüms schall Hackel snyden.“

Frage: Wie ist das zu verstehen, da der Prediger im vollen Ernst redete? Antwort: Die beiden Drescher heißen Ik und Du und der dritte Arbeiter Nüms (Niemand).

Ein Mann war zum Tode verurtheilt. Da ging seine Frau hin und bat den Richter um sein Leben. Da sagten die Richter: „Wenn du uns ein Räthsel aufgiebst, das wir nicht errathen können, so sollst du deinen Mann wieder haben.“ Da sprach die Frau:

„As ik hingüng, as ik wedder kam,
Den Lewendigen ik uet den Doden nahm.
Söß de gingen de Säwten quitt.
Raet to gy Herren, nu is Tyt.“

Da konnten die Richter es nicht errathen und mußten den Mann freigeben. Frage: Kannst du das Räthsel errathen? — Antwort: Als die Frau hinging, fand sie am Wege ein Pferdegerippe und in dem Pferdegerippe ein Vogelnest und in dem Vogelneste sechs Junge. Die sechs Jungen nahm sie mit, und so gingen sechs den Siebenten quitt, und aus dem Todten nahm sie die Lebendigen.

Man vergleiche hiermit das nachstehende Histörchen, welches Simrocks „Deutschem Räthselbuche“ entnommen ist. Ein armer Sünder wird zum Galgen geführt, und als man ihn hinaufgezogen, erhält er die Vergünstigung, noch ein paar Worte sprechen zu dürfen. Er legt seinen unten stehenden Richtern folgende Fragen vor:

„Hoch hing ich, sieben Lebendige fing ich,
Einen Todten sah ich dabei.

Ihr Herren rathet, was das sei.
Und könnt Ihr es nicht erdenken,
So wollet mir das Leben schenken."

Die Richter wußten die Aufgabe nicht zu lösen, und so beschlossen sie, seine Bitte solle gewährt sein, wenn er sein Räthsel selbst zu ihrer Befriedigung erkläre. Da sprach er: Als ich hinaufgezogen wurde, sah ich auf dem Galgen ein Nest mit sieben jungen Raben, welche von den Alten mit dem Fleische desjenigen armen Sünders gefüttert wurden, der vor mir hingeführt worden ist. Das sind die sieben Lebendigen, die ich fing, und der Todte dabei ist der arme Sünder. Also schenkt mir mein Leben.

So erzählt man auch: Einer Frau war ihr Hund, der Jlo hieß, gestorben, und sie hatte sich aus seinem Felle ein paar Schuhe machen lassen. Als nun ihrem Manne das Leben abgesprochen wurde, rettete sie ihn, in dem sie den Richtern das folgende Räthsel aufgab, das sie nicht lösen konnten:

„Op Jlo ga ik,
Op Jlo sta ik,
Op Jlo kumm ik hergerannt,
Op Jlo kehr un wend' ik my,
Op Jlo heff ik Freud und Leid —
Rathet, ihr Herren, nun ist es Zeit."

Komische Räthselgeschichtchen der Müllenhoffschen Sammlung sind folgende:

Dar leep en lütjen Mann in roden Rock. He sä: „Moder, waert juw Höner doch! Faer juwe Hund bin ik gaer nich bange." — Der Regenwurm ist gemeint.

Tweebeen seet op Dreebeen, do neem Veerbeen Tweebeen Eenbeen, do neem Tweebeen Dreebeen un smeet Veerbeen, dat

Veerbeen Eenbeen fallen leet, d. h. Zweibein saß auf Dreibein, da nahm Vierbein dem Zweibein das Einbein, da nahm Zweibein das Dreibein und schmiß damit das Vierbein, daß das Vierbein das Einbein fallen ließ. — Das Einbein ist ein Knochen, das Zweibein ein Mensch, das Dreibein ein Schemel, das Vierbein ein Hund.

De Küster un syn Süster, de Preester un syn Fro, die gingen dörch de Heier un fünnen en Vogelnest mit veer Eier un jeder neem en uet, bleef doch noch een in. — Die Sache erklärt sich dadurch, daß die Schwester des Küsters die Frau des Predigers war.

Da was mael en Hund, un de was bunt. Den Hündgen syn Naem was mi ne vergäten. Heff dreemael seggt, schaft likes ne wäten: wat förn Naem harr de Hund? — Die Auflösung ist das Wörtchen Was.

Rochholz theilt in seiner Schrift „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz" u. A. die folgenden Räthselfragen mit.

Was macht der Sigrist, wenn er läutet? — Krumme Finger.

Was ist das größte Wunder bei der Himmelfahrt des Elias? — Daß er sich dabei seine Hosen nicht verbrannt hat.

Was ist in der Mitte von Basel? — Das S.

Was ist schwärzer als der Rabe? — Seine Federn.

Welcher Heilige hat schon im Mutterleib die Hosen angehabt? — Jonas im Walfisch.

Was bedeuten die Buchstaben J. N. R. J.? — Junge Narren regieren jetzt.

Welche Zeit kommt der Dachdecker von Winterthur? — Alle Winter. Es ist der Schnee, der dann die Dächer deckt.

Was wäre besser, wenn alle Weiber oder alle Katzen stürben? — Alle Weiber, weil sich alle Mädchen wieder zu Weibern machen lassen.

Was ist der lebendige Mensch, wenn Leib und Seele von ihm gefahren sind? — Eine Kindbetterin.

Warum läuft der Fuchs oben über den Berg? — Weil er unten nicht durch kann.

Wozu macht der Maurer den Ofen in der Stube? — Damit er Geld verdient.

Wer kommt zum Ersten in die Kirche? — Der Zweite.

Wie viel Eier konnte der Riese Goliath nüchtern vertragen? — Eins; denn beim zweiten war er nicht mehr nüchtern.

Wie hieß Moses, als er noch ein Kind war? — Der kleine Moses.

Wo kommen alle Mehlsäcke zusammen? — An der Naht.

Warum hört man den Kukuk nie Vormittags schreien? — Weil er stets „Kukuk“ und nie „Vormittags“ schreit.

Wann kann man eine Kuh um einen Batzen kaufen? — Wenn fünfundzwanzig Kühe eine alte berner Krone kosten (die 25 Batzen werth war).

XI.

Lügenlieder und Lügengeschichten.

Vorzüglich gern verkehrt der Volkshumor auf dem Gebiete der Uebertreibung, Verdrehung und Verkehrung. Spaß muß sein. Die Wahrheit macht nicht viel Spaß, also muß mit ihr Spaß gemacht werden, und die Erzeugnisse der Neigung, die so schließt, gipfeln in allerlei komischen Lügen. Die Welt steht auf dem Kopfe, der Ernst schlägt Purzelbäume, die Ungereimtheit reimt sich. Halb und halb noch ins vorige Kapitel gehört das Lügenräthsel aus dem Aargau:

„Es fahrt e Müllistei de Rhi abe,
Es rite druf drei gspäßige Chnabe:
Der eine ist blind,
Der ander blutt, der dritte g'nappt.
Der Blinde schießt en Gulagg,
Der G'nappet het ne weg g'schnappt,
Der Blutt stoßt ne i si Sack."

D. h. Es fährt ein Mühlstein den Rhein hinab, es reiten drauf drei wunderliche Knaben: der eine ist blind, der andere nackt, der dritte lahm. Der Blinde schießt einen Kolkraben, der Lahme hat ihn weggeschnappt, der Nackte steckt ihn in die

Tasche. Man hat sich dazu die Frage zu denken: Was ist das? Und die Antwort lautet: Eine Lüge.

Gleichfalls noch zu den Räthseln gehört ein Geschichtchen in Meiers Schwäbischen Märchen, wo es auf die Frage, was ein ehrlich Fräulein alle Morgen zu frühstücken pflege, heißt: am ersten ein Hanfkörnchen, am zweiten zwei Hänflinge, am dritten schon drei Täubchen, am vierten dann vier Hennen sammt dem Hahne, am fünften fünf Hasen sammt dem Hasenpfeffer und am sechsten sechs Paar Ochsen und alles Vorhergenannte obendrein.

Hieran schließen sich die Lieder von möglich gewordenen Unmöglichkeiten, z. B. die von Müllenhoff mitgetheilten, die theilweise auch hochdeutsch vorhanden sind.

I.

Ik will ju singen, ik will nich legen (lügen),
Ik sach dre braden Höhner flegen,
Se flogen gar sehr und schnelle,
De Büke (Bäuche) hadden se na dem Hemmel gekehrt,
Den Rüggen na der Helle.

Ein Ambolt (Amboß) und ein Möhlenstein,
De schwimmeden beide aver den Rhein,
Se schwamden all so lise.
It frat ein Pogge (Frosch) ein gloiend Plogschart (eine glühende Pflugschaar)
To Pingsten up dem Ise.

It wolden dre Kerls einen Hasen fangen,
Se quemen (kamen) up Kröken und Stölten (Stelzen) gangen,
De eine de konnt nich hören,
De ander was blind, de drüdde stumm,
De veerde konnte nich en Foot röhren.

Nu will ik ju singen, wo (wie) it geschach:
De Blinde allerst den Hasen sach
All aver dat Feld hendraven,
De Stumme sprak den Lahmen to,
De kreeg en bi den Kragen.

It segelden Etliche up ein Land (ein Land hinauf);
Ehr Segel hadden se in den Wind (gegen den Wind) gespannt,
Se segelden bi groten Hupen (Haufen),
Se segelden up einen hogen Berg,
Da mosten se all versupen (ersaufen).

De Krevet (Krebs) de dede den Hasen entlopen,
De Wahrheit kummt bi groten Hupen
Und blift (bleibt) doch nicht verschwegen.
It lag eine Kohut (Kuhhaut) up den Daken,
Se was dar henup gestegen.

Hiermit will ich min Leid beschluten,
Wenn't schon allen Lüden dede vordreten,
Und will uphören to legen.
In min Landart sind so grot de Flegen
As hier to Lande de Zegen.

II.

Ik weet mi eine schone Maget,
De minem Herten wohl behaget,
Ik nehme se gerne to Wive,
Konde se mi van Haverstroh
Spinnen de kleinen Siden (die klare Seide).

Schall ik di van Haverstroh
Spinnen de kleinen Siden,
So schallt du mi van Lindekenlof (Lindenlaub)
Ein nie Paar Kleider schniden.

Schall ik di van Lindekenlof
  Ein nie paar Kleider schniden,
So schallt du mi de Scheere halen
  To middewerts ut dem Rhine.

Schall ik di de Scheere halen
  To middewerts ut dem Rhine,
So schallt du mi eine Brugge schlaen
  Van einem kleinen Riese (Reiße).

Schall ik di eine Brugge schlaen
  Van einem kleinen Riese,
So schallt du mi dat Sövensterne (Siebengestirn)
  To hogen (am hohen) Middag wiesen.

Schall ik di dat Sövensterne
  To hogen Middag wiesen,
So schallt du mi de Glasenborg (den gläsernen Berg)
  Mit einem Perde upriden.

Schall ik di de Glasenborg
  Mit einem Perde upriden,
So schallt du mi de Sporen schlaen
  Wohl van dem gladden Ise.

Schall ik di de Sporen schlaen
  Wohl van dem gladden Ise,
So schallt du se aver dine Föte dragen
  Am heeten Sonnenschine.

Schall ik se aver mine Föte dragen
  Am heeten Sonnenschine,
So schallt du mi eine Schwepe (Peitsche) dreihn
  Van Water und van Wine.

Schall ik di eine Schwepe dreihn
Van Water und van Wine,
So schallt du mi de graven (groben) Stein
To kleinen (klaren) Pepper riwen.

Schall ik di de graven Stein
To kleinen Pepper riwen,
So schallt du mi alle wilde Schwien
In einen Kaven (Koben) driwen.

Schall ik di alle wilde Schwien
In einen Kaven driwen,
So schallt du mi din Modder geven
For Jungfrow to einem Wiwe.

Schall ik di mine Modder geven
For Maget to einem Wiwe,
So schallt du hängen söven Jahr
Und wieder werden to Liwe (lebendig).
De Düwel ut der Hellen Grund
De kann i nich vordriven.

Gleichfalls in diesen Zusammenhang gehört das bei Müllenhoff zu findende Liedchen von Hadermanns Brautfahrt:

Hott, hott, Hadermann,
Treck dyn Vader syn Stäweln an,
Sett dy up dat beste Päert,
Bist du hundert Daler werth.
He reed' bet hier, he reed bet daer,
He reed' wul hen na Franken.

Und as he hen na Franken keem,
Da muß he syn Verwunderung sehn:
Daer seet de Koh (Kuh) byt Füer un spunn,
Dat Kalf leeg in de Weeg (Wiege) und sung,

De Katt de wusch de Schötteln (Schüsseln) uet,
De Hund de knäd (knetet) de Botter uet,
De' Fleddermues
De fäeg (fegt) dat Hues.

De Schwölken mit ehr spitze Schnuet,
De Schwölken drogen den Dreck heruet,
Unn achter (hinter) de grote Schüen
Da döschten (draschen) dre Kapüen (Kapaune),
De döschten af
Goet Hawerkaff (Haferspreu).

Daer bruen se goet Beer daraf.
Dat Beer füng an to susen,
De Bruet leep ut dem Huse,
De Foß mit dem langen Schwanz
De maek de Bruet den Vaerdanz, (tanzte vor ihr),
De Adebaer (Storch) wull up den Baen (Boden),
Dat wer de Bruet ehr Süstersaen (Schwesterssohn).
De Höhner up den Wiemen (Hühnersteigen)
De deeden darvan beswiemen (fielen in Ohnmacht),
De Heister (Elster) up den Tuen (Zaun)
De wurd darvan so duen (betrunken),
De Kukuk in't Nest
Versöep in den Gest (Hefe),
Kalf in den Stall,
Päert in de Eck,
Haen (Hahn) upt Reck —
Kückereküh!

Einem Zug von der Schalkhaftigkeit, die am Verkehrten, Unpassenden und Ungereimten oder auch an pathetisch gefaßten Gemeinplätzen Gefallen findet, begegnen wir in einer Anzahl von gereimten Scherzen, die jetzt fast nur noch unter der Kinderwelt im Umlaufe sind.

Als Beispiel von diesen Erzeugnissen des Volkshumors entnehme ich dem ersten Bande von Scheibles Sammelwerk: „Das Kloster" die theilweise sehr ausgelassene (aber natürlich niemals in einer Kirche gehaltene) „Fastnachtspredigt von Doctor Schwarm von Hummelshahn," die aus dem sechzehnten Jahrhundert stammt und vermuthlich einen jenenser Studenten oder Magister zum Verfasser hat.

„In nomine Domini Amen, strammen: Der Blinde schlug den Lahmen um ein Stück Fleisch; daß ihn der Hund beiß. Assit ad inceptum, alle gute Schlemmer mecum, inter nates mulierum, quod loquor non est verum. Verbo praeposito, capitulo nullo, nigro folio, spatio corrupto.

Ihr Kinder Christi, die Worte, die ich euch zur Lieb in Latein hab' gesprochen, die hab' ich zwischen Schlampampen, Ostern und Pfingsten von einem dürren Zaun gebrochen, und lauten die Worte im schriftlichen Sinn also: Wer nicht Bett hat, lieg' im Stroh; die Gnade des Kellners, die Gütigkeit des Kochs, die Mitwirkung des Bäckers sei mit euch die ganze Wochen, auf daß mir steif werden meine Knochen. Alle die lieben Menschen, die deß begehrend sein, sprechen Pfluamen! daß die jüdische Wucherer all müssen verkrummen und verlahmen. Expliciunt, expliciunt, die Feigen sind den Bauern ungesund. Man soll den Bauern die Feigen geben, die in der Stadt hinter der Mauer kleben. Ex quibus quabus: fiedre dich, Blaufuß; die Gänse gehen barfuß. Intus pertineus: greif auf die linke Hand, so findst Du's.

Weiter auszubreiten diese Wort, so nehm ich vor mich den hochgelehrten schriftweisen Mann mit Namen Denaus, der also spricht: Sum, es, est: bleibt, wer ihr lang seid gewest. Ueber diese Wort schreibt Meister Hippokras, der seinem Vater einen Flegel fraß, und der Lehrer Abakuk, der seine Mutter mit dem

Stiefel schlug, und sagen also: Eine Katz und eine Maus, zween Hähn in einem Haus, ein junger Mann und ein altes Weib, die leben selten ohne Streit. Niles nalles, killes kalles, alter walter palter: das sind gar wilde Wort, die findet man nicht im Psalter, sondern sie sind geschrieben im neunten finstern Gesicht. Wer weiß, was oft im Kuhstall geschicht: Ob er ihr die Metten thät besingen, und ihm die Schellen thäten klingen. Perficulum et perfaculum, quilibet clericus habet magnum taculum. Das ist auf Deutsch soviel geredt, als: Die Gelehrten sein aller Ehren werth. Caudas caudine: eine ströherne Pfeif und eine lederne Posaune und eine wollene Zinken (Clarinette), aus einer Rinder-Flaschen sollt ihr trinken. Tanzt und springt zu dieser Fastnacht, daß euch der Rücken und der Hals kracht. Zerbrecht die Krüg' und die Töpf' und schmeißt sie einander frisch um die Köpf'. Sauft und freßt euch voll, so wird euch im Bauch und Kopf nicht wohl. Speit aus Leber und Lungen, das heißt gesch— über die Zungen. Sauf dich voll und leg dich nieder, steh früh auf und füll dich wieder. Es spricht der große Alexander: also vertreibt eine volle Weise die ander. Ein Jeglicher begreif diese Wort, der sie zuvor nicht hat gehört, bis ihr kommt in den Himmel, da die alten Schuh verschimmeln. Nun fallt bald nieder auf die Knie, sprecht: Gnad mir himmlische Sackpfeif allhie! Und helft mir bitten für das groß Geschlecht, für Huren, Buben und Bäckerknecht. Nun kniet nieder mit Ungeduld und sprecht mir nach die offne Schuld: hast du verspielt, so hab Geduld und laß dir's Leid sein, so will ich Dir vergeben Schuld und Pein.

Wir armen dummen Leute, wir haben das Fieber in dem Beutel; das Sterben ist uns drein gekommen, deß haben wir kein Frommen. Helft mir bitten: Vater unser, der du bist, niemand weiß, wer des Andern Schwager ist. Würden reden

Stühl' und Bänk', ihr würdet erfahren gute Schwänk'. Ach liebe Maria, die Katz ist über dem Quarge, sie hat der Mäuse vergessen und hat den Quarg schier gar ausgefressen. Ich glaub' an ein räudig Schaf und an den von Eckersbach, der den Bauern die Krüge zerbrach, da fing man ihn und hing ihn, und da hängt er noch; geht hin und blast ihm alle in's A—.

Nun hört zu, ihr lieben Frauen und Weiber, es ist auf der Schul' verloren ein Schreiber. Hat ihn irgend eine zu ihr genommen, die laß ihn gehen, er soll bald wiederkommen; denn er soll eilend auf der Schul' sein und soll einer schreiben das Latein.

Nun helft mir bitten für die lieben Seelen, die da verschieden sind aus den Federkielen; auch für eine Sau, das war ein Schwein, und für die liebste Mutter sein; für einen Zimmermann und seine Klammer, für einen Schmied und seinen Hammer, für einen Hermann, das war ein Bock und für des Kalefactors Rock. Auch sollt ihr an die vergessnen Seelen gedenken und dem Prediger eine Kanne Bier schenken.

Hört, ihr jungen Frauen gar eben, man wird heint (heut Abend) auf der Schul' eine Spende geben: Eier und Würst, Wein und Bier genug, wenn euch dürst't. Ihr alten Weiber sollt daheim bleiben, ihr könnt die Treppe nicht 'naufsteigen; denn sie hat der Stufen nicht alle, ihr sollt wohl Arm' und Bein' zerbrechen, wenn ihr beginnt zu fallen. Aber den alten Vetteln wird man halten ein Seelbad in der Mühl' unter dem Kammrad. Die Spend soll ihnen werden auch: Schwefel, Pech und Hüttenrauch, Bilsensamen und Pulverkorn; die alten Huren sind all verlor'n. Auch habe ich noch eine Lehr', die will ich euch geben mehr, als nämlich in vier Sprachen: Griechisch, Böhmisch, Lateinisch und Deutsch: Ossimossi, das ist griechisch,

Ita vere, das ist lateinisch, No omim zesski, das ist böhmisch, Leck mir's A— das ist deutsch.

Ablaß will ich euch geben die Gens; beißen euch die Flöh, so wehrt euch der Läus'. Auch will ich euch fürwahr geben etwas Gut's zum neuen Jahr. Sonderlich den jungen Lappen, die des Nachts auf der Straßen umsappen; denen geb' ich ein altes Schwein, daß man sie damit soll werfen in den Rhein. So geb' ich den Frauen und Jungfrauen einen goldnen Stuhl, daß sie alle Wochen müssen dreimal kommen auf die Schul'; da wollen wir ihnen guten Willen beweisen und sie mit schönen Gerichten speisen.

Also will ich meine Predigt enden. Gelüst't's euch, so lauft mit den Köpfen nach den Wänden."

Von den jetzt noch in den Kreisen der Kinder lebenden Reimereien dieser Art gebe ich nur das Geschichtchen, wie Melcher Reiter werden wollte, und die Kettenreime, die man in Sachsen die „Predigt" nennt. Jenes lautet in der Gegend von Leipzig:

Melcher wollte Reiter werden,
Hatte keinen Helm, da konnt' er keiner werden,
Nahm die Mutter 'n Suppennapp,
Stülpt ihn Melchern auf den Kopp.

Melcher wollte Reiter werden,
Hatte keine Stieweln, da konnt' er keiner werden,
Nahm die Mutter die Wasserkann'n,
Da hatt' er ein Paar Stieweln an.

Melcher wollte Reiter werden,
Hatte keine Spörner, da konnt' er keiner werden,
Nahm die Mutter Besendörner,
Machte Melchern daraus Spörner.

Welcher wollte Reiter werden,
Hatte keinen Sabel, da konnt' er keiner werden,
Nahm die Mutter die Ofengabel,
Gab sie ihm in die Hand als Sabel.

Welcher wollte Reiter werden,
Hatte keine Schabracke, da konnt' er keiner werden,
Nahm die Mutter 'n Erdbirnsack,
Macht ihm draus 'ne Schaberack.

Welcher wollte Reiter werden,
Hatte keine Handschuh, da konnt' er keiner werden,
Steck die Hände in Hirsebrei,
Das werden zwei gute Handschuh sein.

Welcher wollte Reiter werden,
Hatte kein Pferd, da konnt' er keiner werden,
Sagt' die Mutter: der Küchenheerd,
Ist ein schönes Reiterpferd.

Suppennapp auf dem Kopp,
Wasserkann, hat Stieweln an,
Besendörner seine Spörner,
Ofengabel heißt sein Sabel,
Erdbirnsack seine Schaberack,
Hirsebrei, Handschuh zwei,
Küchenheerd das Reiterpferd —
Bettelsack und Armuthei,
Welcher geht zur Reiterei.

Die „Predigt" theile ich so mit, wie wir sie in Dresden als Kinder hörten. Sie lautet dort:

Hört, meine Herrn,
Keine Aeppel sind keine Bern,

Keine Bern sind keine Aeppel,
Die Wurscht hat zwei Zäppel (Zipfel),
Zwei Zäppel hat die Wurscht,
Der Bauer leid't Hunger und Durscht,
Hunger und Durscht leid't der Bauer,
Sein Leben wird ihm sauer,
Sauer wird ihm sein Leben,
Der Weinstock hat viel Reben,
Viel Reben hat der Weinstock,
Kein Kalb ist kein Ziegenbock,
Kein Ziegenbock ist kein Kalb,
Meine Predigt ist halb.

Halb ist meine Predigt,
Der Brotschrank ist ledig,
Ledig ist der Brotschrank,
Kein Tisch ist keine Ofenbank,
Keine Ofenbank ist kein Tisch,
In der See leben viel Fisch;
Viel Fisch leben in der See,
Der Hund hat viel Flöh',
Viel Flöh' hat der Hund,
Kein Viertel ist kein Pfund,
Kein Pfund ist kein Viertel,
Die Bauermädel tragen rothe Gürtel,
Rothe Gürtel tragen die Bauermädel,
Keine Maus ist kein Rothkätel, (Rothkelchen)
Kein Rothkätel ist keine Maus,
Meine Predigt ist aus.

Halb von der Lust an der verkehrten Welt, halb von der Neigung, gewisse Berufsarten ironisch durchzuhecheln, erzeugt, aber ein echtes Kind des Volkshumors ist das Lied vom Doctor

Eisenbart, der die Lahmen sehend und die Blinden gehend macht und unter Anderm auch einem alten Weib zwölf Fuder Steine aus dem Leibe schneidet. Mitten in dem Gebiete der humoristischen Lügen wieder befinden wir uns in den Geschichtchen vom Finkenritter, in den Münchhausiaden und in den zahlreichen Histörchen von den Thaten und Erlebnissen unsrer Jäger.

Im „Finkenritter," der um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verfaßt ist, heißt es in der dritten Tagereise:

„Da kam ich zu einer zwilchen Kirchen (einer Kirche von Zwillich), die Glocken waren von Joppentuch gegossen, die Klöpfel darin von Pelzärmeln, der Altar aus blechernen Kieselsteinen gemacht, darum stund ein haberner Kaplan, der thät eine Gerstenmetten (las eine Messe von Gerste), der Chor war von gebacknen Fladen gemauert, der Kaplan sang Amen. Ich meinte, er spräche: Fanget mir den! Da lief ich vor Schrecken zum obersten Fenster und kroch zur untersten Thürschwelle hinaus. Indem sah ich eine alte, krumme, junge, gerade Frau, die wusch einen alten Sack. Ich sprach: Gott gebe Euch einen guten Tag. Sie sprach: Es gehen sieben Eimer Lampartischer Kornmaß hinein. Ich gedachte: Fürwahr, die Frau spottet mein."

Die Abenteuer des Barons von Münchhausen halte ich für bekannt. Wenn aber der freiherrliche Wahrheitsfreund uns erzählt, wie er mit einem Ladestocke eine ganze Kette Rebhühner auf einen Schuß erlegt, wie er sein Gewehr, als ihm der Stein aus dem Hahn gesprungen, dadurch zum Losgehen bringt, daß er sich durch eine derbe Ohrfeige Funken aus den Augen auf die Pfanne schlägt, wie er ferner einen Fuchs, den er durch einen abgeschossenen Bretnagel mit dem Schwanze an einen Baum

geheftet hat, durch kräftige Hiebe mit der Jagdpeitsche aus seiner Haut zu fahren zwingt, wenn wir sodann sein Windspiel sehen, das den Hasen so eifrig nachsetzt, daß es sich endlich die Beine abgelaufen hat und nur noch als Dachssucher zu brauchen ist, oder wenn wir uns sein Abenteuer mit dem Hirsche betrachten, dem er in Ermangelung von Schrot und Kugeln eine Ladung Kirschkerne zwischen die Geweihe geschossen hat, und der ihm einige Zeit später mit einem reife Kirschen tragenden Bäumchen auf dem Kopfe begegnet, so stehen mehrere von diesen Wundern schon in Kirchhofs „Wendeunmuth" oder in Bebels „Facetiae," waren also bestimmt schon den Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts und vermuthlich schon früheren Geschlechtern bekannt.

Das von Gräße zusammengestellte „Jägerbrevier" berichtet: War einmal Einer im Walde, um Wildpret zu schießen. Da begegnete ihm ein großes Schwein, das, vor Alter blind geworden, sich von einem Frischling in der Weise führen ließ, daß es dessen Schwänzchen im Maule hielt. Der Jäger besann sich nicht lange, er schoß den Frischling nieder, schnitt ihm den Schwanz dicht am Hintern ab und führte daran das Alte gelassen auf den Markt, worauf er umkehrte, um sich auch das Junge zu holen.

Dasselbe Buch erzählt: In Tirol gab es einen Schützen, der so gutes Glück hatte, daß er manchmal schon traf, ehe er geschossen hatte, und der deshalb in der ganzen Gegend nur Treffnazi hieß. Da thut sich einmal, als er auf der Jagd ist, ein Auerhahn vor ihm auf und fällt auf den höchsten Ast eines Zirbelbaumes ein. Der Schütz geht näher hin und legt an. In dem Augenblicke aber gukt der Hahn aus den Zweigen heraus und ruft: „Heda, Ihr da unten — seid Ihr nicht der Treffnazi?" — „Ja wohl," sagt der, „der bin ich.

Was soll's?" — „Na erwiderte darauf der Vogel, „dann ist es schon gut. Ihr braucht nicht zu schießen, ich komme schon von selber hinunter." Auch diese und ähnliche Jagdgeschichten unsrer Witzblätter sehen stark wie modernisirte Ueberlieferungen aus alter Zeit aus — aus der Zeit, wo „die Elbe brannte und die Bauern herbeikamen, um sie mit Strohwischen zu löschen."

XII.

Die Dummheit im Märchen. — Geprellte, Geneckte und Geäffte. — Komische Legenden.

Nur noch mit einem Fuß im Kapitel der humoristischen Lügen stehen gewisse Volkssagen und Volksmärchen, deren Kern eine Mythe ist, indem die Helden derselben ursprünglich Götter, Heroen oder zauberkräftige Riesen oder Zwerge waren, nun aber uns entweder als ergötzliche Beispiele menschlicher Dummheit oder als unnatürlich glückliche Tröpfe, bisweilen auch als koboldartige Eulenspiegel entgegentreten. Schon das Christenthum hatte die alten Heidengötter, wo es dieselben nicht in Heilige der Kirche verwandeln konnte, in mehr oder minder possenhafte Gestalten umgeschaffen. Der Humor des Volkes that dabei ein Uebriges, wobei er sich einestheils an Schwänke anlehnte, die schon in der heidnischen Zeit von gewissen Göttern, z. B. von Donar-Thor erzählt wurden, anderntheils der gegen das Ende des Mittelalters erwachten Neigung folgte, das Schwache über das Starkscheinende, die Einfalt über den Verstand zu stellen, das Niedrige als das Höhere auftreten zu lassen, und die Dummpfiffigkeit zu loben und als Siegerin im Kampfe mit der Welt zu zeigen.

Ich meine hiermit zunächst die Sagen und Märchen der Kinder- und Spinnstuben von den verschiedenen dummen Jungen, von dem z. B., der von seiner Mutter mit verschiedenen landwirthschaftlichen Erzeugnissen nach einander, mit Butter, Quark, Schinken u. d. zu Markte geschickt wird, den Auftrag, den er bei jeder Sendung bekommt, stets falsch versteht oder verkehrt anwendet, die Butter auf den heißen Weg streicht, um ihn für seine nackten Füße zu kühlen, die quakenden Frösche mit dem Quark füttert, den Schinken seinem Pferde unter den Schwanz bindet u. s. w.

Eine andere bekannte Geschichte ist die von dem Schlaukopf, der gern tauscht und bei jedem Handel etwas Geringeres, für einen Goldklumpen ein Pferd, für das Pferd ein Kalb, für das Kalb eine Gans bekommt, bis er zuletzt einen Schleifstein erwirbt, der ihm beim Trinken in einen Brunnen fällt; er hat nun nichts mehr, freut sich aber darüber, weil er den Stein nicht mehr zu tragen braucht.

Wieder andere Märchen erzählen von dummen Weibern, die von fahrenden Leuten geprellt werden, noch andere endlich berichten von Solchen, die entweder durch Einfalt oder obwohl sie für einfältig gelten, ihr Glück machen. Es giebt deren eine außerordentlich große Menge, alle aber zeigen mehr oder minder etwas von der Physiognomie der Zeit, welche ich im ersten Kapitel charakterisirt habe, und einige mögen in dieser Periode erst entstanden sein wie ein Theil der Schwänke von den Schild- oder Lalenbürgern.

Ich lasse nur einige der besten davon folgen, und zwar zunächst solche, die uns unglaubliche Einfalt, dann solche, die uns die Dummheit als erfolgreich, und zuletzt solche, die uns märchen- oder sagenhafte Persönlichkeiten mit einer Eulenspiegelphysiognomie vorführen. Bemerkt sei noch, daß die fünf ersten der wiederholt erwähnten Müllenhoffschen Sammlung von Sagen

und Märchen, die folgenden aber der Kuhnschen entnommen sind, deren ebenfalls schon gedacht worden ist.

1.

Die dümmste Frau.

Es war einmal ein Schlachter, der machte Bankerott. Da sagte er zu seiner Frau: „Nun will ich graben und auf Tagelohn arbeiten.“ Als er aber ein paar Tage gegraben hatte, da waren ihm seine Hände wund, und er sprach zu seiner Frau: „Ich muß nur wieder schlachten.“ Er ging also aufs Land, um sich ein Kalb zu kaufen, und als er in ein Dorf kam, fragte er, ob sie nicht ein Kalb zu verkaufen hätten. „Nein,“ sagten die Leute, „wir haben nichts; aber hier nahebei wohnt ein Müller, der hat fünf Ochsen.“ Da sagte der Schlachter: „Die kann ich auch brauchen“, und ging nach der Mühle.

Als er nun nach der Mühle kam, war der Müller nicht zu Hause. Der aber hatte, als er ausging, zu seiner Frau gesagt: „Wenn da jemand kommen sollte und wollte auf die Ochsen handeln, so kannst Du sie nur für fünfzig Thaler das Stück losschlagen, für weniger aber sind sie nicht feil.“ Nun kam der Schlachter; er fragte die Frau, ob sie ihm nicht die Ochsen verkaufen wollte. „Ja,“ sagte sie, „für fünfzig Thaler das Stück, für weniger aber nicht.“ Der Fleischer war's zufrieden und wollte so viel geben; „aber,“ sagte er, „ich habe jetzt nicht so viel baar Geld bei mir. Wenn ich alle fünf auf einmal nehme, so können wir's ja so machen, daß ich zwei gleich mitnehme und dafür die drei übrigen Ihr zum Pfande dalasse, bis ich komme und das volle Kaufgeld bringe.“ Die Frau antwortete, daß er es damit halten könnte, wie es ihm gerade paßte, und war froh, einen so schnellen und vortheilhaften Handel abgeschlossen zu haben.

Als nun ihr Mann nach Hause kam, fragte er sie gleich: „Na, hast Du die Ochsen verkauft?" — „Ja wohl," antwortete die Frau, „alle fünf auf einmal an einen Schlachter aus der Stadt, das Stück für fünfzig Thaler und um keinen Schilling weniger." — „Das ist ein guter Handel," dachte der Mann, aß erst ein paar Bissen, und nachdem er damit fertig war, verlangte er das Geld zu sehen. Da erwiderte die Frau: „Das Geld habe ich noch nicht bekommen; der Schlachter wird es aber in vierzehn Tagen bringen, wenn er die drei letzten Ochsen abholt. Die hat er so lange zum Pfande hier gelassen, zwei hat er gleich mitgenommen." — „Nun," sagte der Mann, „da ist doch auf Gottes weiter Welt kein dümmeres Frauenzimmer, als Du bist," und er war sehr ärgerlich und sagte: „Die vierzehn Tage will ich noch warten, kommt aber binnen der Zeit der Schlachter nicht wieder, so reise ich fort von hier und kehre in meinem ganzen Leben nicht zurück, ich müßte denn eine Dümmere finden, als du bist."

Der Müller wartete nun diese vierzehn Tage; aber wer nicht kam, das war der Schlachter, und so reiste der Müller richtig weg.

Er war schon ziemlich lange gereist, und nirgends in der Welt hatte er noch eine dümmere Frau gefunden, als die, welche er zu Hause gelassen hatte. Da kam er endlich bei einem Schlosse an, in dem eine verwittwete Gräfin wohnte, und hier sprang der Müller in einem weg in die Höhe und gaffte nach dem Himmel hinauf. Die Gräfin wurde seiner vom Fenster aus gewahr und schickte sogleich ihre Kammerjungfer hinunter, um ihn zu fragen, was er doch da vor hätte, oder was ihm fehlte.

Der Müller sagte: „Wir haben eben im Himmel einen Tanz gehalten, da bin ich der Luke zu nahe gekommen und heruntergefallen; nun kann ich gar nicht den rechten Sprung

wieder kriegen, um hinaufzukommen. Ich muß nur weiter gehen und suchen, ob ich die rechte Fährte anderswo wiederfinde."

Er that nun, als ob er fortgehen wollte, und dabei sah er immernoch nach dem Himmel hinauf. Aber die Kammerjungfer hatte der Gräfin kaum die Nachricht von dem Müller gebracht, der aus dem Himmel gefallen war, so kam diese ihm selber nachgelaufen und fragte, wenn er aus dem Himmel gefallen wäre, so kennte er vielleicht auch ihren verstorbenen Mann.

„Ja wohl", sagte der Müller, „den kenne ich ganz gut. Eben noch habe ich mit ihm getanzt." — „Wenn das ist, lieber Mann", sagte die Gräfin, „so kann Er mir wohl auch berichten, ob mein seliger Herr noch die großen Stiefeln trägt mit den goldnen Sporen und seinen grünen Rock?"

Da antwortete der Müller: „Gnädige Frau, der arme Herr hat neulich die goldnen Sporen aus Noth verkaufen müssen; die Stiefeln hat er noch, aber sie sind schon ganz entzwei, auch den grünen Rock trägt er noch, aber er ist so abgeschabt, daß ihm die Hemdärmel daraus hervorgucken."

„Gott steh mir bei," rief die Gräfin aus, „das ist ja eine wahre Schande, wie schlecht es ihm da geht! Höre Er 'mal, Er könnte mir einen rechten Gefallen thun, wenn Er für den seligen Herrn etwas Zeug zu einem neuen Rocke mitnehmen wollte. Mein Sohn trägt gerade noch dieses Zeug. Ich will ihm dann auch noch vierhundert Dukaten mitgeben und ein bischen Gutes zu essen und zu trinken."

Der Müller sagte, das wolle er von Herzen gern besorgen, und die Gräfin gab ihm dann Alles mit auf den Weg.

„Das wäre doch einmal eine, wie ich sie suchte," sagte der Müller und ging fort.

Bald darauf kam der Junker nach Hause und fand seine

Mutter ganz traurig und in großer Betrübniß. Er fragte sie nach der Ursache. „Ach," sagte die Gräfin, „da war hier eben ein Mann aus dem Himmelreich, der hat mir so schlechte Nachrichten vom seligen Papa gebracht: der hat aus Noth schon seine goldnen Sporen verkauft, seine Stiefel sind entzwei, und sein Rock ist zerrissen. Ich habe nun dem Manne etwas Zeug, und vierhundert Dukaten mitgegeben; es thut mir wahrhaftig so leid um den seligen Papa." Der Sohn sah gleich, wie die Sache stand, ließ schnell seinen Schimmel satteln und jagte dem Müller nach.

Es dauerte nicht lange, so merkte der Müller, daß Einer hinter ihm drein kam. Verstecken konnte er sich nirgends; aber da begegnete ihm eine alte Frau. Die fragte er, was er ihr geben sollte, wenn sie ruhig eine Zeit lang, ohne ein Wort zu sprechen, unter seinem Mantel auf der Erde sitzen wollte. Die Frau verlangte fünf Thaler, aber der Müller gab ihr zehn, wenn sie nur genau das thun wollte, was er verlangte. Das versprach sie und kroch unter den Mantel. Noch ein Augenblick, so war der Junker auf dem Pferde bei ihnen und fragte den Müller, ob er wohl einen Mann habe eilig vorüberlaufen sehen.

Da sagte der Müller: „Ja wohl vor einer Viertelstunde ging Einer hier rasch vorüber und zuweilen lief er sogar. Er nahm den Weg da quer über's Moor, aber wenn Ihr nur auf meinen Bienenkorb hier sehen und die Bienen mir hüten wolltet, so lange, bis der ausgeflogene Schwarm wieder drin ist, so wollte ich Euch den Mann bald wieder einbringen."

Der Junker versprach ihm noch ein gutes Trinkgeld obendrein, stieg ab und wollte die Bienen hüten. Der Müller aber setzte sich schnell auf und jagte mit dem Schimmel davon. Da sah der Junker bald, daß es kein Bienenkorb, sondern eine alte

Frau war, und nun ging er ohne den Schimmel nach Hause. Und als ihn seine Frau Mutter fragte, ob er denn den Mann gefunden hätte, so sagte er: „Ja, ich habe ihn bald gefunden und habe ihm auch noch den Schimmel mitgegeben, damit er eher hinkommt.“

Der Müller aber reiste wieder zu seiner Frau, und als er bei ihr ankam mit dem Schimmel und mit den vierhundert Dukaten und mit dem Zeug zu einem neuen grünen Rocke und mit all dem guten Essen und Trinken, das er dem seligen Herrn nach dem Himmel hatte mitnehmen sollen, da sagte er zu ihr: „Nun will ich bei Dir bleiben; denn ich habe doch eine Dümmere gefunden, als Du bist, und habe sogar noch mehr verdient, als alle fünf Ochsen werth sind.“ (Die Geschichte steht ähnlich schon in Wickrams Rollwagenbüchlein).

2.

Die Sündfluth.

Es war einmal ein Bauer, der ging zur Kirche. Der Herr Pastor predigte über die Sündfluth und daß Noah sich in einem Kasten gerettet habe, ermahnte auch seine Zuhörer zur Wachsamkeit. Als der Bauer nun nach Hause ging, so dachte er über die Predigt nach. Das Ding ging ihm gewaltig im Kopfe herum. „Wie,“ sagte er zu sich selber, „wenn nun abermals eine Sündfluth käme?“ Dann fuhr er laut fort: „Dat schall my nich beschuppen“ (anführen, überraschen). Er nahm seinen großen Backtrog, befestigte an jedem Ende einen Strick und zog ihn dann mit Hülfe seines Knechtes auf den Boden, wo er die beiden Stricke um zwei Hahnebalken schlang, so daß der Backtrog wie eine Hängematte in freier Luft schwebte.

Darauf trug er Butter, Brot, Wurst, Schinken und Speck hinein, und aus Vorsicht, daß ihn das vielleicht zur Nachtzeit plötzlich anschwellende Wasser nicht im Bette überraschte, schlief er jede Nacht oben in seinem Backtroge.

Der Bauer aber hatte eine hübsche Frau, die es nicht wenig verdroß, jede Nacht allein sein zu müssen. In der Nachbarschaft nun wohnte ein Schmied, der errieth sehr bald ihre Gedanken und hoffte das Spiel zu gewinnen. Er besuchte in der nächsten Nacht die Frau, allein trotz aller Bitten konnte er es nicht weiter bringen, als daß er ihr die Hand küssen durfte. Damit war er schlecht zufrieden. Doch kam er in der nächsten Nacht wieder und auch in der dritten, niemals aber konnte er mehr erlangen als einen Handkuß. Da ging er ganz erbittert weg und dachte sich zu rächen. Am nächsten Abend stellte er sich wieder ein, und als sie ihm abermals blos die Hand zum Kusse reichte, zog er schnell ein glühendes Eisen hervor, das er in der linken Hand hinter dem Rücken gehalten hatte, und verbrannte der armen Frau damit die Finger, indem er sprach: „Betrügst Du mich, betrüg' ich Dich."

Da fing die Frau gar ängstlich an zu schreien: „Wasser! Wasser! Wasser!" Sie meinte, wegen ihrer verbrannten Hand, aber der Mann oben im Backtrog dachte, daß die Sündfluth käme, und daß seine Frau schon ertrinken wollte. Da schnitt er die Stricke durch, damit sein Schiff flott würde, und der Backtrog fiel und fiel durch die Lucke auf die Diele, und der Bauer, der darin war, brach den Hals.

3.

Dummhans und der große Riese.*)

Vor vielen Jahren war in einem großen Walde ein großer Riese, der war so ungeschlacht und hatte ein Herz von Stein. Dem Riesen gehörte das Holz. Wenn nun Wintertags die armen Leute kamen und sich ein bischen Bruchholz sammeln wollten, so kam er gleich und sagte, er würde sie wie einen Stein kurz und klein reiben, wenn sie nicht machten, daß sie fortkämen. Nun wohnte da in der Nähe auch ein Bauer, das war ein starker Mann, und er hatte auch zwei Söhne, die waren noch stärker, darauf verließ er sich. Er hatte aber noch einen dritten Sohn, von dem sprach er sein Lebtag nicht groß; das ging zu Hause immer Dummhans hier und Dummhans da, der war auch zu gar nichts zu gebrauchen. Nun war da einmal ein harter Winter, und die Feuerung war alle. Da ging der Bauer in großer Noth nach dem Riesen seinen Walde und wollte sich Bruchholz holen. Da kam stracks der große Kerl herbei und fragte:

„Was willst Du kleiner Erdenwurm hier?“ — „Ich wollte mir ein bischen Bruchholz suchen,“ sagte der Bauer. Da fuhr ihn der Riese an: „Fassest Du auch nur einen Splitter an, so reib' ich Dich wie einen Stein kurz und klein.“ Da wurde dem Bauer bange, und er lief weg; solch ein Beest hatte er sich in ihm nicht vermuthet.

Als der Vater nun ganz weiß vor Schreck nach Hause kam, da wollte der älteste Sohn doch 'mal versuchen, wie sich mit dem Riesen sprechen ließ. Es ging ihm aber nicht besser als dem Vater, es wurde ihm auch bange, und er lief auch weg.

*) Bei Müllenhoff plattdeutsch mitgetheilt.

Da ging der zweite Sohn hin, der kriegte noch weniger 'was. Sie waren alle bange vor dem Kurz- und Kleinreiben.

Da sagte Dummhans: „Wenn Ihr nicht wollt, so will ich hin." Da sagten seine beiden Brüder: „Wenn Du klug wärst, gingst Du zu Bette bei den Kälbern, wo dein Lager ist." Hans aber wollte hin nach dem Riesen und sagte: „Wo Ihr nicht durchkommt, thue ich das vielleicht." Da wollten die Brüder ihm eins auswischen, aber der Vater sagte: „Laßt ihn nur, das sagt er so in seiner Dummheit."

Hans ging weg, und als er nun am Ende hinkommt, so findet er da am Wege ein Lerchennest, und die Lerche saß auf den Eiern. Hans nahm die Lerche ganz leise weg und steckte sie in die Tasche: „Wer weiß, wozu das gut ist," sagte er. Nun ging er wieder eine ziemliche Strecke, da findet er ein Stück Käse, das in Papier gewickelt ist. Er hebt das auch auf und steckt es in die Tasche. „Wer weiß, wozu das gut ist," sagte er und ging weiter. Da sah er da eine alte Kuhhaut liegen. „Wer weiß, wozu das gut ist," sagte er und band sich die Kuhhaut vor, daß sie ihm bis an die Knie ging. Nun kam er in den Wald. Da begegnete ihm der große Riese, der sagte: „Was willst du kleiner Erdenwurm hier?" — „Hab' ich Dich denn schon gefragt, Du großer Riese?" — „Du bist ein dreister Junge, ich will mir eine Tracht Feuerholz holen," sagte der Riese. — „Das will ich auch," sagte Hans. — „Höre' mal," antwortete ihm da der Riese, „Du Kleiner, nun will ich Dir eine Kunst erzählen, wenn Du mir die nicht nachthun kannst, so werde ich Dich wie einen Stein kurz und klein reiben. Ich reiße den großen Baum bis auf die Erde nieder, sieh zu, ob Du mir das nachthun kannst.

Sogleich faßte der Riese den Baum bei den Zweigen an und bog ihn herunter bis auf die Erde. Da faßte Hans bei den Zweigen an, der Riese läßt los, der Baum schwippt in die

Höhe, und Hans springt über die Zweige hin. Darauf fragte er: „Kannst Du das auch, Du großer Riese und über die Zweige wegspringen?“ Das konnte der nicht.

„Nun wollen wir noch eine Wette anstellen,“ sagte der Riese, „nun wollen wir einmal sehen, wer am höchsten werfen kann.“ Da nahm der Riese einen großen Stein, den warf er so hoch, daß man ihn eben noch sehen konnte, aber hernach fiel der Stein wieder herunter. Nun soll Dummhans werfen. Da nimmt er seine Lerche aus der Tasche und wirft sie in die Luft. Die Lerche steigt so hoch, daß sie gar nicht mehr zu sehen ist. „Siehst Du, Du großer Riese,“ sagte Hans, „ich habe meinen Stein so hoch in die Luft geworfen, daß er gar nicht wieder herunterkommt.“ Da war der große Riese wieder ganz und gar zu kurz gekommen.

„Nun,“ sagte der große Riese, „wollen wir einmal sehen, wer am besten kneipen kann,“ und er nahm einen Stein von der Erde auf und knipp ihn zu lauter Mehl. Da sollte Hans sich auch daran machen. Hans langte in die Tasche und kriegte sein Stück Käse heraus, das knipp er so, daß das Wasser herauslief. Da war er dem Riesen wieder überlegen.

Da sagte der Riese: „Ich kann Dich brauchen, Du sollst bei mir bleiben und kannst mein Knecht werden, nun komm mit nach meinem Quartiere.“ Und damit riß er sich erst noch einen großen Baum zu Feuerholz aus der Erde und fragte Hans, an welchem Ende er anfassen wolle. Hans sagte: „Bei den Zweigen.“ Da nimmt der Riese den Baum auf den Nacken und geht voran, und Hans setzt sich in die Zweige und läßt sich nach Hause tragen.

Als sie nun in die Höhle kommen, wo der Riese wohnte, so ist da eine alte Frau, die hat ein ganzes Pferd am Feuer. Denn die Riesen pflegten in den alten Zeiten nichts zu essen

als Pferdefleisch. Dazumal waren hier zu Lande noch welche von den kleinen wilden Pferden, die griffen sie mit einer Hand und verspeisten sie zum Frühstück. Nun legte der Riese den Baum an's Feuer und gab Hansen eine große Stange in die Hand, das war ein ganzer Eschenbaum, damit sollte er das Feuer schüren, bis das Essen gahr wäre. Hans konnte aber mit der Stange nicht recht hantieren, da wurde der Riese ein bischen verdrießlich.

Als es nun an's Essen ging, sagte der Riese: „Nun wollen wir noch ein Stückchen probiren, nun wollen wir 'mal sehen, wer am meisten essen kann; dann sollst Du das Leben behalten." Da aß Hans sich erst satt, hernach aber füllte er alles, was er essen sollte, hinter seine Kuhhaut. Der große Riese sagte: „Bist Du denn noch nicht bald satt, Du kleiner Erdenwurm? Ich großer Riese weiß es nicht mehr zu lassen." Da nimmt Hans das Messer und sagt: „Ich will nun erst von vorne wieder anfangen, sieh zu, Du großer Riese, was Du thust," und so schnitt er sich die Kuhhaut auf, daß das ganze Essen herauslief, und dann fing er von Frischem wieder an. Da denkt der große Riese, das kannst du auch thun, und so schneidet er sich den Bauch auf und ist todt.

So denkt die alte Riesenmutter: „Was fängst du nun mit dem kleinen Erdenwurm an." Sie weist ihn in eine Bettstelle hinein, da soll er liegen, und wenn er schläft, will sie ihn mit der Axt hauen, damit sie ihn nur los wird. Als Dummhans in der Nacht das nun merkte, legte er da einen schwarzen Topf hin, wo sein Kopf hätte sein sollen, und kroch selber unter's Bette hin. Die Riesenmutter kommt und schlägt mit der Axt auf das Bette, daß es kracht. „Die Brägenpfanne (Hirnschale) ist entzwei, Gott Lob, daß er todt ist!" sagte sie. Nun ging sie auch zu Bette. Da stand Hans wieder auf und suchte alle die

Scherben von dem Topfe aus dem Bette zusammen, hernach legte er sich ganz sachte wieder nieder. Am Morgen steigt er heraus und sagt zu ihr guten Morgen. Die Riesenmutter verwundert sich und meint, daß sie ihn todtgeschlagen hätte, sie fragt ihn, ob er in letzter Nacht auch gut geschlafen hätte. — „Ja," sagt er, ganz gut; nur gestern Abend, als ich eben zu Bette gegangen war, stach mich ein Floh in den Kopf." Da wollte die alte Riesenmutter nichts mehr mit ihm zu thun haben und gab ihm Geld genug, damit er nur wieder wegreisen sollte zu seinen Eltern; sie könnten sich so viel Bruchholz holen, als sie nur wollten.

Nun ging Hans nach Hause und erzählte seinen Leuten, wie es ihm ergangen wäre, und sagte zu seinen Brüdern: „Nun könnt Ihr hingehen und Bruchholz holen, so viel Ihr nur Lust habt." Von der Zeit an war er nicht mehr der Dummhans. (Man vergleiche hiermit Grimms Kindermärchen Nr. 20.)

4.

Vater Strohwisch.

Es war einmal eine alte Frau, die hatte keinen Mann, hätte aber gern einen gehabt. Da sagte sie: „Das erste Bund Stroh, das vom Boden fällt, soll mein Mann sein." Bald fiel ein Bund Stroh vom Boden, da hatte sie einen Mann. Die Frau hatte viel Wolle, und da sagte sie zu ihrem Manne: „Mann, Du sollst mit Wolle zu Markte." Sprach der Mann: „Was soll ich denn dafür nehmen?" — „Was der Markt giebt," antwortete die Frau. Vater Strohwisch ging nun auf den Markt mit der Wolle in seinem Sacke. Da kamen drei Brüder zu ihm und fragten: „Vater, was hat Er da in seinem Sacke?" — „Wolle hab' ich drin." — „Was will Er dafür haben?" — „Was der

Markt giebt." — „Der Markt giebt drei Tracht Prügel." — Vater Strohwisch sagte: „Wenn ich denn nicht mehr für meine Wolle bekommen kann, so muß ich ja zufrieden sein." Da gab ihm jeder der drei Brüder eine Tracht Prügel.

Vater Strohwisch kam nach Hause; sprach seine Frau: „Was hast Du für die Wolle bekommen?" — „Drei Tracht Prügel hab' ich dafür bekommen." — „Mann, da haben sie Dich angeführt!" — „Thut nichts, kann sie wieder anführen."

Vater Strohwisch ging zu Holze, griff sich einen Wolf und ging mit dem Wolfe zu Markte; kamen die drei Brüder wieder und fragten: „Vater, was hat er da?" — „Hab da einen schönen großen Bock; er hat sich nur die Hörner abgestoßen." — „Was will er dafür haben?" — „Für meinen Bock muß ich zehn Thaler haben." Da gaben ihm die drei Brüder zehn Thaler; denn sie fanden es gar nicht unbillig, nur stritten sie sich, wer ihn zuerst zu seinen Schafen setzen sollte. Vater Strohwisch sagte: „Der Aelteste muß ihn zuerst haben." Also nahm ihn zuerst der älteste Bruder und ließ ihn Abends zu seinen Schafen; aber am nächsten Morgen waren die Schafe alle todt. Da setzte ihn der Zweite Abends zu den seinen, und dem ging es ebenso, und mit dem Dritten ging es auch nicht anders.

Da wurden die Brüder schrecklich böse und beschlossen, den Vater Strohwisch todtzuschlagen, weil er sie so betrogen hatte. Vater Strohwisch kriegte aber früh genug Wind davon, was sie im Sinne hatten. Da zog er sein bestes Pferd aus dem Stall, band es auf der Diele an, steckte ihm hinten ein Zwölfschillingsstück hinein und breitete schöne Betttücher darunter aus. Morgens kamen die drei Brüder und sahen das Pferd auf den Betttüchern stehen und Vater Strohwisch im Miste scharren. Da fragten sie: „Vater, was sucht Er da?" — „Ich sammle mir mein Zwölfschillingsstück heraus, jeden Morgen hat mein Pferd eins

hinter sich.“ Da sprachen die Brüder: „Das Pferd steht uns an; wie viel soll es kosten?“ — „Unter hundert Thalern kann ichs nicht lassen,“ sagte Vater Strohwisch. Da kauften die Brüder ihm das Pferd sogleich ab, und der Aelteste nahm es zuerst mit nach Hause und deckte ihm schöne Betttücher unter, und Morgens lief er voller Freude hin, um das Geld zu holen. Aber da fand er nichts als Mist, und sein Bettzeug war verdorben. Er sprach zu seinen Brüdern: „Vater Strohwisch hat uns wieder betrogen,“ aber die Brüder antworteten: „Du hast kein Glück, laß uns es nur versuchen.“ Und so nahmen sie das Pferd, erst der Zweite, dann auch der Dritte, und jeder breitete das Bettzeug unter und dachte, das Pferd sollte ihm Geld bringen. Aber das Pferd brachte kein Geld, sondern beschmutzte nur das Bettzeug.

Da wurden die Brüder noch grimmiger und sagten: „Nun wollen wir ihn ganz gewiß todtschlagen,“ nahmen Dreschflegel und Heugabeln in die Hand und gingen nach dem Hause, wo Vater Strohwisch wohnte. Der hatte aber sein Schwein geschlachtet und war gerade beim Wurststopfen. Als er nun die Brüder kommen sah, hing er seiner Frau eine frische Blutwurst um den Hals und verabredete Alles schnell mit ihr, und als die Brüder eintraten, rief er ihr zu: „Flink, setze Stühle her und bringe Pfeifen herein, meine Kaufleute sind da.“ Das wollte die Frau nicht. Aber Vater Strohwisch sprang mit seinem Messer hinzu und sagte: „Ich schneide Dir den Hals ab, wenn Du nicht gehorsam bist.“ Damit schnitt er die Wurst an ihr entzwei, daß das Blut herausströmte. Da fiel die Frau um, als wenn sie todt wäre. Aber Vater Strohwisch nahm eine kleine Pfeife aus der Tasche und pfiff darauf dreimal ganz stark. Da stand die Frau wieder auf, setzte Stühle hin und holte Pfeifen. Fragten die Brüder: „Vater, wie machst Du das?“ — Vater Strohwisch antwortete: „Ich habe da eine kleine Pfeife. Wenn meine Frau

nicht hören will, reiße ich ihr die Kehle aus; pfeife ich aber auf meiner Flöte, so wird sie wieder lebendig und thut alles, was ich will." — „Die Pfeife mußt du uns verkaufen," sagten die Brüder, „unsere Frauen thun selten, was wir ihnen sagen. Was soll die Pfeife kosten?" — „Hundert Thaler müßt Ihr mir geben." Die Brüder gaben ihm die gern. Als der Aelteste nun nach Hause kam, wollte er es gleich damit versuchen. „Hole mir 'mal den Stiefelknecht," sagte er zu seiner Frau. — „Du hast Dir ihn ja all Dein Lebtag selber geholt, warum soll ich es jetzt thun?" erwiderte die Frau. Da sprang er sogleich auf und riß ihr die Kehle aus, und darauf fing er an auf Vater Strohwischs Flöte zu pfeifen und pfiff die ganze Nacht hindurch. Aber da war kein Leben wieder in die Frau hineinzubringen. Darauf versuchte es auch der Zweite und dann der Dritte. Sie schnitten ihren Weibern die Kehlen durch, aber ins Leben zurückpfeifen konnten sie sie ebenso wenig als der erste Bruder.

Da gingen die Brüder zum dritten Male zu Vater Strohwisch und wollten ihn nun ganz gewiß todtschlagen. Als sie ins Haus kamen, sagten sie zu der Frau: „Wo hast Du Deinen Mann?" — „Der hat sich aufgehängt!" — „Wo denn?" — „Draußen im Garten." Da liefen die Brüder in den Garten hinaus und dachten, Vater Strohwisch wollte sie wieder anführen, aber da sahen sie dort ein Bund Stroh in einem Baume hängen, mit Zeug angethan und schrecklich zappeln. Da erschraken sie und liefen, daß sie fortkamen, und sollen seit der Zeit noch wiederkommen.

5.

Die reichen Bauern.

In einem Dorfe wohnten viele reiche und große Bauern, und es war nur ein einziger armer unter ihnen, der hatte ein ganz kleines kümmerliches Anwesen, und darauf lebte er mit seiner alten Großmutter. Die reichen Bauern trieben gern ihren Spott mit ihm und hatten ihn oft zum Besten. Sie nannten ihn ihren Dummhans im Dorfe, aber er war doch klüger als sie alle zusammen.

Dummhans hatte nun eine schwarze Kuh, die war wild, sprang oft über und lief in seines Nachbarn Korn und trat viel darin nieder. Eines Tages sprach der Nachbar: „Werde ich's noch einmal wieder gewahr, so schieße ich Dir die Kuh todt." Aber die Kuh war nicht zu halten. Am nächsten Tage schon war sie wieder im Korne. Da lief der Bauer hin und schoß sie todt. Dummhans aber mußte sich das gefallen lassen. Er zog ihr die Haut ab und brachte die zu Markte, und als er sie verkauft hatte, ging er in ein Wirthshaus und saß da bis in die Nacht und ließ sich's wohl sein. Der aber, welcher die Haut gekauft hatte, das war ein Dieb; der hing sich die Haut um, so daß ihm die Hörner vor dem Kopfe standen, und ging in der Nacht zu dem Wirthe, der allezeit mit doppelter Kreide anschrieb und seine Gäste betrog und auf diese Art ein reicher Mann geworden war. Der Dieb sprach zu ihm: „Gieb mir gleich Dein Geld, oder ich drehe Dir den Hals um; denn Du siehst wohl, wer ich bin." Der Wirth erschrack vor der fürchterlichen schwarzen Gestalt mit den Hörnern, meinte, es sei der Teufel, und gab alles heraus, was er hatte. Als aber der Dieb fort war, da besann er sich doch, machte Lärm und ließ ihm nachsetzen. Der Dieb lief so schnell, als er konnte, davon, aber das

viele Geld machte ihm das Laufen beschwerlich. Da holte er den Bauern ein, von dem er die Haut gekauft hatte, und der nun nach Hause ging. Er sprach zu ihm: „Wenn Du mir eine Zeit lang mein Geld tragen und mich nicht verrathen willst, so sollst Du die Hälfte abhaben." Da nahm ihm Dummhans das Geld ab, und der Dieb lief weiter. Bald kamen die Leute, die ihm nachsetzten, und fragten Hans, ob er auch einen Dieb gesehen habe? — „Nein," sagte der, „einen Dieb hab' ich nicht gesehen, aber der Teufel sauste eben hier vorbei und sagte, er würde allen den Hals umdrehen, die ihm nachkämen." Da dachten die Leute, es wäre doch besser, wenn sie umkehrten. Dummhans aber ging ruhig mit seinem Gelde nach Hause.

Am andern Morgen kam der Dieb, und sie wollten theilen. Da schickte Dummhans zu seinem Nachbar und ließ ihn um ein Kannenmaß bitten; er wolle nur sein Geld darin aufmessen, ließ er sagen. Der Nachbar fing an zu lachen und sagte: „Dummhans will wohl Kartoffeln ausmessen;" doch schickte er ihm das Kannenmaß. Als Dummhans es aber zurücksandte und der Bauer nun nachsah und in den Fugen noch ein paar Vierschillingsstücke entdeckte, lief er zu den andern Bauern und erzählte ihnen, Dummhans sei mit einem Male so reich geworden, daß er sein Geld mit Kannen messen müsse. Und sie kamen alle zu Dummhans und fragten ihn, wie er zu dem vielen Gelde käme. Dummhans antwortete, so und so, sein Nachbar hätte ihm ja die Kuh todtgeschossen, da hätte er die Haut verkauft und für die hätten sie ihm so viel gegeben. Da wollten alle Bauern auch einen solchen Handel machen, schlugen alle ihre Kühe und Ochsen todt und brachten die Häute zu Markte und forderten für jede Haut wenigstens hundert Thaler. Aber sie konnten nicht mehr als den gewöhnlichen Preis be-

kommen, und die Kaufleute meinten, sie wollten sie zum Narren haben, und gaben ihnen noch Prügel in den Kauf.

Da kamen die Bauern voller Zorn über Dummhans nach Hause und beredeten sich, daß sie ihn in der Nacht umbringen wollten. Dummhans aber merkte, daß sie etwas der Art gegen ihn vor hätten. Darum legte er Abends seine alte Großmutter vorne in's Bett, er selbst aber legte sich hinten hin. Da kamen nun Nachts die Bauern in's Haus mit Aexten und Knitteln und schlugen die alte Großmutter todt, meinten aber, sie hätten Dummhans den Rest gegeben.

Dummhans stand am folgenden Morgen auf und lud Aepfel auf den Wagen, aber seine alte Großmutter nahm er auch mit und setzte sie auf den Stuhl, als ob sie noch lebte. So fuhr er zu Markte und ließ den Wagen mit den Aepfeln auf dem Markte stehen, er selbst aber ging in ein Wirthshaus, legte sich zum Fenster hinaus und paßte auf. Bald kamen ein paar Juden und fragten: „Mutter, was sollen die Aepfel kosten?“ Die alte Großmutter aber saß ganz steif und sagte nichts. Die Juden fragten noch einmal und zum dritten Male. Da wurde der Eine ärgerlich und stieß sie mit seinem Stocke an und rief: „He, Mutter!“ Sie aber fiel vorn über und vom Wagen hinunter. Da kam Dummhans aus dem Wirthshaus gelaufen und schrie, die Juden hätten ihm seine Großmutter todtgeschlagen. Das sollte ihnen nach einer Stunde schlimm ergehen, er werde hingehen und sie verklagen. Da geriethen die Juden so in Angst und Noth, daß sie Dummhans viel Geld boten, wenn er nur schweigen wollte. Damit war dieser zufrieden, und die Juden gaben ihm zweihundert Thaler, und darauf begrub er seine alte Großmutter und fuhr nach Hause.

Als die Bauern nun sahen, daß ihr Dummhans noch lebte, da verwunderten sie sich und fragten ihn: „Haben wir Dich denn

nicht todtgeschlagen?" — Dummhans antwortete: „Was solltet Ihr wohl! Ihr habt meine alte Großmutter todtgeschlagen, und damit habe ich ein gutes Geschäft gemacht. Ich habe sie zu Markte gebracht und habe zweihundert Thaler für sie gekriegt." Da verwunderten sich die Bauern noch mehr und beschlossen, weil es noch viele alte Weiber im Dorfe gäbe, so wollten sie dieselben alle todtschlagen und zu Markte bringen und verkaufen. Als sie aber mit den alten Frauen auf den Markt kamen und die Leute fragten: „Was habt Ihr da zu verkaufen?" und die Bauern antworteten: „Todte Großmütter!" da ging es wie ein Lauffeuer durch den Ort, die Bauern hätten ihre Großmütter todtgeschlagen, und der Vogt bekam es zu wissen und wollte die Bauern festsetzen. Da mußten sie schweres Geld geben, daß sie nur wieder loskamen, und mußten machen, daß sie wieder nach Hause gelangten.

Nun aber waren die Bauern so böse auf Dummhans, daß sie ihn sogleich aus der Welt zu schaffen beschlossen. Sie wollten ihn aber ersäufen. Sobald sie daher nach Hause kamen, ergriffen sie ihn, steckten ihn in eine Tonne und fuhren mit ihm los bis an den Teich. Da setzten sie die Tonne nieder, gingen erst noch einmal ins Wirthshaus und nahmen sich einen. Aber Hans saß immer in der Tonne und rief: „Ich soll die Königstochter haben und will nicht! Ich soll die Königstochter haben und mag sie nicht!" Der Schafhirte trieb da mit seiner Heerde vorüber und hörte Hans rufen. Da sagte er: „Wenn Du nicht willst, so will ich es gern; kann ich nicht die Königstochter kriegen?" — „Ja," sagte Hans, „das kannst Du, aber dann mußt Du mich herauslassen und hier in die Tonne kriechen." Da kriegte der Schafhirte ihn heraus und stieg selber hinein, und als die Bauern kamen, schrie er: „Laßt mich hinaus, ich will ja die Königstochter haben." Aber die Bauern

hörten nicht darauf und warfen ihn mit der Tonne in den Fischteich. „So,“ sagten sie, „nun sind wir ihn los,“ und gingen in's Dorf zurück.

Abends aber trieb Hans seine Heerde herein; da verwunderten sie sich und fragten: „Hans, wo kommst Du her, und wie bist Du zu den Schafen gekommen?“ — Hans antwortete: „Ihr habt mich in den Teich geworfen, da habe ich mir die Schafe herausgeholt; der Teich ist unten ganz voll davon.“ Das wollten die Bauern nicht glauben. Aber am andern Tage gingen sie alle mit Hans an den Teich. Da spiegelten sich die kleinen Wolken darin, die man Lämmlein nennt. Da sagte Hans: „Seht Ihr wohl, daß ich Recht habe?“ Da wollten die Bauern sich auch Schafe holen, jeder eine Heerde. Hansen sein reicher Nachbar aber sagte: „Ich will zuerst in den Teich,“ und sprang hinein. Gleich ging ihm das Wasser über den Kopf, aber er kam noch einmal in die Höhe und rief: „Blubbeleblubb! Blubbeleblubb!“ — „Was sagt er?“ fragten die Bauern. — „Er sagt,“ antwortete Hans, „er habe schon einen schönen Bock beim Kopfe, Ihr sollt ihm helfen.“ Da sprangen alle Bauern in ihrer Hast hinterdrein und ertranken wie die Ratzen. Und so war nun das ganze Dorf ausgestorben, und Hans war der einzige Erbe, und von der Zeit an, war er ein reicher Mann; denn ihm gehörte das ganze Dorf, und er lebte alle seine Tage herrlich und in Freuden, und wenn er noch nicht ausgelebt hat, so lebt er noch heute.

6.

Pumpfut*).

Einst kam Pumpfut in ein Dorf, wo kurz vorher dem Amtmann Haus und Scheune abgebrannt waren. Als nun Pumpfut im Kruge saß und von diesem Unglücksfall erfuhr, sagte er: „Ei das wäre für ein Billiges wiederherzust.llen, und das könnte ich.“ Diese Worte wurden dem Amtmann hinterbracht, und da man glaubte, es wäre ein Baumeister, so ließ ihn der Amtmann zu sich rufen. Pumpfut kam, der Amtmann redete mit ihm wegen seiner Gebäude, und Beide kamen endlich überein, daß Pumpfut Alles für zweihundert Thaler wiederherstellen sollte. Dieser ließ sich darauf hundert Thaler Vorschuß geben, indem er vorgab, Holz dafür kaufen und Arbeiter dingen zu wollen. Als er aber das Geld in der Tasche hatte, ging er hin in's Wirthshaus, ließ sich alles Gute und Theure, was es in der Umgegend gab, auftragen und lud auch mehrere junge Leute ein, mit ihm zu essen und zu trinken. So trieb er es, bis das Geld durchgebracht war. Da ging er hin zum Amtmann und begehrte einen neuen Vorschuß. Doch der Amtmann war ungehalten und sprach: „Ihr habt nun das Geld durchgebracht und wollt mich, der ich doch schon Unglück genug gehabt habe, zum armen Manne machen. Alles, was ich Euch als Vorschuß gab, habt Ihr vergeudet, statt, wie Ihr sagtet, Holz dafür zu kaufen, und nun verlangt Ihr mehr, um es damit ebenso zu machen. Pumpfut aber erwiderte: „Tragt keine Sorge. Ich habe Euch versprochen, Alles wieder aufzubauen für den Preis, über welchen wir uns geinigt haben, und ich werde

---

*) Pumpfut ist ein koboldartiges Wesen in der Mark, welches, wie die folgenden Geschichtchen zeigen werden, Züge von Rübezahl und von Doctor Faust und zugleich Züge von Eulenspiegel hat.

ehrlich mein Wort halten.“ Da er nun nicht abließ, dem Amtmann zuzureden und dieser doch auch sonst die übrigen hundert Thaler hätte hergeben müssen, gab ihm der noch fünfzig, doch mußte Pumpfut jetzt gleich den Tag nennen, an welchem er die Gebäude fertig haben wollte.

Mit diesen fünfzig Thalern ging Pumpfut nun abermals in's Wirthshaus und verpraßte sie gleichfalls. Als aber die Zeit herankam, in welcher er sein Versprechen wahr gemacht haben sollte, da war weder Holz noch Stein da, und kein Arbeiter ließ sich sehen. Der Amtmann schickte deshalb Leute zu ihm, die ihn an die Erfüllung seines Versprechens mahnen sollten, er werde ihn sonst belangen. Aber Pumpfut ließ sich in seiner Vergnügtheit nicht stören und schwelgte ruhig weiter.

Endlich, als er des Dinges müde war, machte er sich auf, ging zum Amtmann und sagte: „Morgen ist Alles fertig, darum haltet hübsch den Richtschmaus bereit.“ Der Amtmann schlug halb ärgerlich, halb höhnisch eine laute Lache auf und schloß sich in seine Stube ein, um darüber nachzudenken, wie er den Betrüger zur Rechenschaft ziehen und wieder zu seinem Gelde kommen könnte. In der Nacht aber wurde er von einem Geräusche munter, er ging an's Fenster und sah, wie die Bauplätze von Arbeitern wimmelten. Hier legten Maurer den Grund, dort fügten Zimmerleute die Balken ein, und Pumpfut war überall dabei und mitten drin. Von Zeit zu Zeit flogen noch mehr Arbeiter aus der Luft herbei und brachten Balken und Steine und Mörtel gleich mit. Als der Amtmann das sah, weckte er rasch seine Frau, damit sie den Richtschmaus für den nächsten Tag zurecht mache; denn bis jetzt war noch gar nichts vorbereitet, weil der Amtmann nicht geglaubt hatte, Pumpfut werde seine Zusage halten. Als nun der Morgen kam, waren die Bauleute allesammt verschwunden, aber Haus, Stall und

Scheune waren fertig bis auf den Dachdecker. Nicht lange, so trat auch Pumpfut beim Amtmann herein, fragte, ob er nun sein Versprechen gehalten habe, und verlangte den Richtschmaus. Da ließ der Amtmann eine große Tafel aufschlagen, und als es Mittag wurde, kam Pumpfut wieder und setzte sich oben an. Arbeiter aber erschienen zu dem Schmause keine. Das wunderte den Amtmann, und er merkte nun, daß dieser Baumeister nicht auf natürliche Art gebaut hatte. Obschon aber außer Pumpfut niemand am Tische saß, wurden die Teller und Schüsseln doch leer, und die Dienstleute des Amtmanns hatten Mühe, immer rasch herbeizuschaffen, was fehlte, und obschon sie Keinen sahen, hörten sie doch die Löffel und Teller klingen und die Messer und Gabeln klirren. Endlich stand Pumpfut auf, ließ sich von dem Amtmann die noch übrigen fünfzig Thaler auszahlen, wofür ihm in der folgenden Nacht die Gebäude gedeckt werden sollten, und ging wieder in's Wirthshaus. Hier vertrank er alles, was er erhalten hatte und zog dann weiter. Die Gebäude bekamen aber richtig in der nächsten Nacht jedes sein Dach.

Ein ander Mal kam Pumpfut in eine Wassermühle, die in einem Gehölze lag. Hier kehrte er als reisender Müllergeselle ein und erbat sich nach dem Brauche ein Mittagsbrot. Der Meister der Mühle war über Land gegangen, der Bescheider war bei der Arbeit, und so befand sich im Hause nur die Frau. Die aber nahm ihn sehr kühl auf und setzte ihm zum Essen blos Kartoffeln mit Butter auf, obwohl sie im Ofen einen Gänsebraten stehen hatte. Pumpfut, dem der Duft des Bratens in die Nase stieg, fragte die Frau, ob sie außer den Kartoffeln nicht noch etwas Anderes habe, sie wären nicht gerade sein Leibessen; aber die Müllerin erwiderte, sie hätte für ihn nichts Besseres. Das ärgerte ihn, und als er ein Weniges genossen hatte, schlich er sich still fort und gedachte sich zu rächen. Aus dem Hause ging

er in die Mühle, unterhielt sich hier eine Weile mit dem Bescheider über den Bau derselben, schalt nebenbei über den Geiz der Frau und zog dann weiter. Kaum war er fort, so bemerkte der Bescheider, daß der obere Stein des Läufers aus dem Rade fort war. Er konnte sich das nicht erklären; denn war der Stein gesprungen, so mußten doch die Stücke daliegen; aber bald besann er sich, und es fiel ihm ein, daß der Feierbursch, der soeben auf die Meisterin geschimpft hatte, am Ende Pumpfut gewesen wäre, von dessen bösen Streichen er schon Allerlei gehört hatte. Darum ging er schnell in's Haus und erzählte der Müllerin, was vorgegangen war, indem er zugleich fragte, wie sie wohl den Feierburschen, der soeben weggegangen, bewirthet habe. Da erzählte ihm die Frau, wie sie den Burschen abgespeist, und was er ihr gesagt habe, und sogleich wußte er Bescheid: der Feierbursche war kein Andrer als Pumpfut gewesen. Wie sie aber noch mit einander sprachen, hörten sie über dem Heerde ein gewaltiges Rasseln und Schnurren, und als sie hinauf sahen, da hing der Läufer auf dem Schornstein und drehte sich ganz munter herum, als ob der Läufer der Bodenstein und das Haus der Mehlkasten wäre. Nun fing die Frau an zu klagen und zu verzagen und bat den Bescheider, doch ja dem Feierburschen flink nachzulaufen und ihn zu bitten, daß er wiederkomme und den Schaden wieder gut mache, sie wolle inzwischen auftragen, was sie habe, und er solle so gut bewirthet werden, als es ihr nur möglich sei. Der Bescheider ging denn auch fort, und nach einer Weile fand er den Feierburschen im Gebüsche liegend. „Bruder," rief er ihm zu, „komm geschwind wieder mit zurück; die Meisterin wird Dich jetzt besser bewirthen, aber mache auch den Schaden wieder gut." Pumpfut ließ sich erst ein Weilchen nöthigen, endlich aber stand er auf und ging mit dem Bescheider nach der Mühle

zurück. Hier aß und trank er erst, bis er nicht mehr konnte. Dann schickte er den Bescheider nach der Mühle und hieß ihn anschützen, und siehe da, es war Alles in der Ordnung.

Wieder ein ander Mal kam Pumpfut an eine Wassermühle und bat sich als reisender Müllerbursch das übliche Geschenk aus. Der Bescheider und die Gesellen waren eben dabei, eine Welle auszuarbeiten, die denn auch schon ziemlich weit gediehen war, so daß nur noch die Fugen des Kammrades auszustemmen waren. Die Leute hatten gerade Frühstückszeit gemacht und ließen dabei die Flasche herumgehen. Dabei dachten sie aber nicht daran, Pumpfut einen Trunk daraus anzubieten, obwohl er dem sehr willkommen gewesen wäre. Pumpfut sah ihnen eine Weile zu, bis sie wieder an die Welle gingen, dann empfahl er sich und rief nur noch dem Bescheider die Worte zu: „Bruder, arbeite Deine Welle auch richtig.“ Der Bescheider dachte sich dabei nichts Arges, stemmte mit den Andern fort und maß endlich die Welle noch einmal nach. Aber er maß und maß, besah seinen Zollstock und maß wieder: die Welle war um drei Fuß zu kurz und blieb so. Jetzt fielen ihm die Abschiedsworte des wandernden Burschen ein, wie der Wind hatte er seinen Rock an und war auf und davon, dem Pumpfut nach; denn daß der und kein Anderer bei ihm gewesen war, das war ihm schnell deutlich geworden. Endlich, nachdem er wohl zwei Meilen weit gelaufen war, traf er Pumpfut in einem Dorfe, als er eben im Begriffe war, einzukehren. Er bat ihn nun, mit ihm zurückzugehen und ihnen bei Anfertigung der Welle beizustehen. Pumpfut stellte sich Anfangs unwillig und fuhr heraus: „Warum hast Du denn nicht den Mund aufgethan, als ich noch da war?“ Allein der Bescheider wußte ihn durch freundliches Zureden zu besänftigen und brachte es dahin, daß er wieder mit ihm nach der Mühle ging. Als sie nun vor dieser wieder angelangt

waren, brachte der Bescheider eine große Flasche mit Doppeltem hervor und trank Pumpfut tüchtig zu, und nachdem er das eine Weile gethan hatte, rückte er mit der Klage heraus, daß seine Welle zu kurz sei. Pumpfut sagte: „Miß noch einmal, daß ich es auch sehe.“ Der Bescheider maß, und richtig, die Welle war um drei Fuß zu kurz. „Gut denn,“ sagte Pumpfut, „fasse die Welle an dem einen Ende an, ich will es an dem andern thun, so wollen wir sie ausrecken.“ So thaten sie denn, und siehe da, es half: die Welle hatte wieder ihre gehörige Länge.

Einst arbeitete Pumpfut als Bescheider auf einer Wassermühle. Der Meister war aber ausgegangen und die Frau allein im Hause. Als es nun Abend war, wollte diese das Abendessen kochen, hatte aber kein klein gehacktes Holz. Da ging sie zu Pumpfut in die Mühle und bat ihn, er möge doch kommen und ein wenig Holz klein hauen, ihr Mann sei nicht da und auch sonst niemand im Hause, der es thun könne. Pumpfut sagte, ja, das solle geschehen. In dem Augenblicke aber erhob sich schon ein Knacken und Krachen in dem Räderwerke, daß das Getriebe zerbrach und die Kämme aus dem großen Kammrade stückweise herunterfielen. Die warf ihr Pumpfut hin und sagte: „Das wird wohl zu heut Abend genug sein.“ Die Frau aber war zuerst ganz bestürzt über den großen Schaden, und als sie sich von ihrem Schrecken ein wenig erholt hatte, rief sie ein Mal über das andere: „Ach Gott, welch ein Unglück! Was wird mein Mann sagen!“ — „Kleinholz! Kleinholz!“ rief Pumpfut, „ich habe Euch ja nur geschafft, was Ihr haben wolltet. Nun, geht nur ruhig hin und kocht Euer Abendessen.“ Darauf ging er in die Scheune und holte ein Bund Stroh, dessen Aehren er in die Löcher steckte, in denen die Kämme gesessen hatten, wogegen er die ausgebrochnen Stücke des Getriebes durch die Halme ersetzte. Darauf schützte er wieder

an, und die Mühle ging so gut und noch besser als vorher. Als der Meister nun nach Hause kam, erzählte ihm die Frau sogleich, was geschehen war. Da lief er schnell in seine Mühle, um zu sehen, ob die Strohähren wirklich in dem Rade steckten, und ob es auch Mehl gebe. Aber statt dessen fand er ganz neue Kämme und ein ganz neues Getriebe. Da merkte er, daß es mit seinem Bescheider nicht richtig sei, und daß es Pumpfut sein müsse.

Als Feierbursche kam Pumpfut einmal in eine Windmühle in einem Dorfe. Der Bescheider hatte gerade die Steine aufgehoben und wollte sie schärfen. „Guten Tag, Bescheider," rief Pumpfut, „ist's erlaubt, scharf zu machen." — „Wenn's gefällig ist," antwortete der Bescheider und reichte ihm eine Spitzhaue. Sogleich machte sich Pumpfut bereit und begann. Als er aber eine Weile gehauen hatte, fragte er: „Bruder, hast Du keinen Trunk zur Erfrischung, ich kann ohne etwas zu trinken nicht gut arbeiten." — „Warte die Zeit ab," antwortete Jener, „wenn Du fertig bist sollst Du einen Trunk bekommen." — „So lange warte ich nicht," rief Pumpfut trotzig, „ich werde da scharf machen, wo es einen giebt." Mit diesen Worten zog er den Stiel aus der Spitzhaue, steckte ihn in das Loch des Läufers, den er gerade bearbeitete, hob sich den Stein auf die Achsel und ging damit nach dem Wirthshause. Hier setzte er den Stein vor die Thür nieder, ließ sich einen guten Trunk reichen und dachte nicht wieder an den Stein. Der Bescheider aber kam ihm bald nach; denn ihm wurde um seinen Läufer bange. Er bat Pumpfut, ihm doch den Stein wieder heim zu tragen; denn das hätten sonst wohl sechs Mann nicht fertig gebracht, und bezahlte die ganze Zeche. Das ließ sich Pumpfut gefallen, nahm den Stein wieder auf den Nacken, brachte ihn an Ort und Stelle und ermahnte nun den Bescheider, künftig

gegen die Leute hübsch freundlich zu sein und eine solche Kleinigkeit wie einen Trunk vor der Zeit nicht zu verweigern.

Einst kam Pumpfut nach einer Wassermühle, welche zehn Gänge hatte. Den zehnten aber benutzte der Teufel, um darauf Pferdekoth zu mahlen. Da bat der Müller Pumpfut, ob er nicht den Teufel bannen und den Gang frei machen wolle. Pumpfut versprach dieß und ging in den Gang, um mit dem Teufel zu unterhandeln. Der Teufel ließ sich auch willig finden, aus dem Gange zu weichen. Doch mußte ihm Pumpfut das Versprechen geben, ein Jahr lang weder Branntwein noch sonst ein starkes Getränk zu sich zu nehmen. Pumpfut gab dieses Versprechen, der Gang stand still, und Pumpfut ging seiner Wege. Einen Tag vor Ablauf der Frist kam er aber wieder, und die Bescheider und Mühlburschen, welche auf den andern Gängen arbeiteten, nahmen ihn freundlich auf und boten ihm auch einen Trunk an. Pumpfut war von dem weiten Wege matt und von der Hitze durstig geworden, er vergaß seinen Pakt, und als er eben wieder zur Mühle heraustrat, drehte ihm der Teufel das Genick um.

Nahe verwandt mit diesem Wohlgefallen am Necken und Aeffen der Leute ist der Humor, welcher einen großen Theil der Streiche erfunden oder gefärbt hat, die Doctor Faust, gleichsam Eulenspiegel als Zauberer, hier und dort der Menschheit gespielt haben soll. Ich erwähne nur kurz, wie er am Hofe des Kaisers einem Ritter und Freiherrn, der zur Mittagszeit aus dem Fenster sehend eingeschlafen ist, ein Hirschgeweih auf den Kopf zaubert, und wie er zu Gotha einem Bauern sein Fuder Heu sammt Wagen und Pferden auffrißt. Ein paar andere Schwänke aber will ich vollständig mittheilen.

Einst spazierte Faust zu Cöln mit einem guten Bekannten

herum, und wie sie so mit einander schwatzten, begegnete ihnen ein Pfaffe, der eilte der Kirche zu und hatte sein Brevier, welches fein mit silbernen Buckeln beschlagen war, in der Hand. Faust fand Gefallen an dem Büchlein, und er dachte, du kannst bei einem andern ein Deogratias damit verdienen, und so sagte er zu seinem Gesellen: „Schau, schau den Pfaffen, was für ein geistliches Gebetbuch hat er in der Hand, wo Schellen die Responsoria geben.“ Dieß hört der Pfaffe, sieht auf sein Buch und wird gewahr, daß es ein Kartenspiel ist. Es ist nur eine Verblendung. Der Pfaffe aber hat soeben zu Hause Karte gespielt und meint, er habe in der Eile unversehens statt des Breviers die Karte ergriffen, wirft infolge dessen zornig das Brevier weg und geht brummend seines Weges. Faustus aber und sein Gesell lachten ihn aus, hoben das Buch auf und ließen den Pfaffen laufen und sich ein anderes Brevier kaufen.

Ein ander Mal zechte Doctor Faust in einem Wirthshause, darinnen die Tische voll Bauern waren, die zu viel Wein zu sich genommen hatten und deshalb mit Singen und Schreien ein solches Getümmel anhuben, daß Keiner sein eigen Wort davor hören konnte, wie die jungen Wölfe, wenn sie hungrig sind und nichts zu fressen haben. Doctor Faust sagte zu denen, die ihn eingeladen hatten: „Habt Acht, ich will ihnen das bald wehren.“ Als nun die Bauern immer mehr schrien und sangen, verzauberte er sie, daß allen Bauern das Maul auf das allerweiteste offen stand und es keiner mehr zubringen konnte. Und wie ein Jeder saß oder sich damals gerade geberdete, so erstarrten ihm die Glieder. Da hätte eins sein Wunder gesehen, wie sich die Bauern so affengaukelisch stellten. Einer hatte die Hand aufgehoben mit dem Glase und wollte es seinem Gevatter Uli bringen und saß da mit erstarrtem Arme und aufgesperrtem

Rachen, als wenn ihm Gott nicht mehr helfen wollte. Ein Anderer hatte sich seinem Nachbar zugewendet, um mit ihm zu sprechen, der Mund stand ihm offen, und er sah jenen so freundlich an wie eine Liebste. Einen hatte ein Floh in die Seite gestochen, der wollte jenen auslachen, das stand ihm aber bei seinem verzognen Maule so holdselig, daß man, mochte man wollen oder nicht, aus Erbarmen mit ihm lachen mußte. Da wurde es bald ganz still. Als die andere Gesellschaft genug gelacht hatte, sagte Faust, wenn Einer nach dem Andern zur Stube hinausginge, würde ihnen geholfen sein. Da hätte eins gesehen, daß da unter ihnen nicht viel Kappenrückens und Handküssens getrieben wurde, welcher dem Andern die Ehre des Vortritts lassen sollte. Welchem es aber so gut wurde, daß er zeitig vor die Thür kam, der begehrte nicht wieder in die Stube.

Einmal richtete sich Faust ein schönes herrliches Pferd zu, mit diesem ritt er auf einen Jahrmarkt, Pfeiffering genannt, und dort hatte er bald viele Leute um sich, die das Pferd kaufen wollten. Zuletzt wurde er es um vierzig Gulden los, nachdem er zuvor dem Roßtäuscher gesagt, er solle das Pferd über keine Tränke reiten. Der Roßtäuscher aber wollte sehen, was er damit meinte, und ritt in eine Schwemme; da verschwand ihm das Pferd, und er saß auf einem Bündel Stroh, sodaß er beinahe ertrunken wäre. Der Käufer wußte nun noch, wo sein Verkäufer Herberge genommen hatte, ging zornig dahin und fand Faustum schlafend und schnarchend auf seinem Bette. Der Roßtäuscher nahm ihn beim Fuße und wollte ihn herabziehen, da aber ging ihm der Fuß aus dem Hintern, und der Roßtäuscher fiel damit in die Stube. Da fing der Doctor an Mordio zu schreien, dem Roßtäuscher wurde Angst, er ergriff die Flucht und machte sich aus dem Staube, indem er nicht anders ver-

meinte, als daß er ihm das Bein aus dem Hintern gerissen hätte.

Man sagte ehedem, ein Unhold und Zauberer werde in einem Jahre nicht um drei Heller reicher. Das widerfuhr dem Doctor Faust ebenfalls. So wollte er einmal mit guten Gesellen bankettiren, ohne bei Gelde zu sein, und so sah er sich veranlaßt, bei den Juden Geld aufzunehmen. Er lieh sich bei einem derselben sechzig Thaler auf einen Monat. Als nun die Zeit abgelaufen war, und der Jude sein Geld sammt den Interessen erwartete, der Doctor aber nicht im Sinne hatte, ihm etwas zu bezahlen, kommt der Jude endlich zu ihm in's Haus und mahnt ihn. Faust aber sagt zu ihm: „Jud, ich habe kein Geld und weiß auch keins aufzutreiben. Damit Du aber der Bezahlung sicher seist, will ich mir ein Glied, einen Arm oder Schenkel abschneiden und Dir zum Unterpfand lassen, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß Du mir, sofern ich zu Gelde komme und Dich wieder bezahlen kann, mein Glied wieder zustellen wollest. Der Jude, der ohnedies ein Christenfeind war, gedachte bei sich selber, das müßte doch ein verwegner Mann sein, der seine Glieder zum Pfande setzen wollte, und war deshalb mit dem Pfande zufrieden. Da nahm Doctor Faust eine Säge, schnitt sich das Bein damit ab und gab es dem Juden mit der Bedingung, er solle ihm den Schenkel wohl aufheben, damit er ihn zurückerstatten könne, wenn er sein Geld wieder bekäme. Er wolle sich ihn schon wieder ansetzen. Der Jude war mit diesem Contracte wohl zufrieden und zog mit dem Beine des Doctors ab. Indeß überlegte er sich die Sache nach einer Weile. Das Bein war schwer und machte ihn müde, daneben gedachte er: Was hilft mir ein Schelmenbein? Trage ich's heim, so wird es stinkend, auch wird sich's nicht gut wieder anheilen lassen, und ist es auch ein so schweres Pfand,

daß er sich nicht höher hätte verpflichten können, es wird mir doch nicht mehr dafür. Mit solchen und andern Gedanken geht dieser Jude über einen Steg, und da wirft er den Fuß hinein. Doctor Faustus wußte das aber gar wohl, und so schickte er nach drei Tagen zu dem Juden, er wolle ihn bezahlen. Der Jude kommt, Faust fragt, wo er das Pfand habe, er solle es ihm wieder zustellen, dann wolle er ihn bezahlen. Der Jude sagt, weil es niemand nichts genützt hätte, so hätte er es weggeworfen. Doctor Faustus aber wollte durchaus seinen Schenkel wieder haben; kurzum, wollte der Jude von ihm loskommen, so mußte er ihm noch sechzig Thaler dazugeben.

Daß auch mehrere Legenden vom Volkshumor einen derbkomischen Anstrich bekommen haben, ist bereits wiederholt hervorgehoben worden. Als Proben mögen die folgenden beiden dienen. Deren mythischer Kern geht uns hier nichts an, da der Witz des Volkes von diesem nichts weiß. Die erste, aus dem Fricktbal stammend, ist der Rochholzschen Sammlung, die zweite der Grimmschen nacherzählt.

1.

Sanct Petrus mit der Geige.

Es war Nachmittags am Erntefest. Die Leute ruhten von der Schnitterwoche aus, man saß in den Wirthshäusern beim Weine, und allenthalben war Musik und Tanz. Da kam Sanct Peter von der Kirche her, wo er gerade Kinderlehre gehalten und sich recht müde und trocken geredet hatte. Als er nun auf die heiße Straße hinaustrat, fiel es ihm schwer, den weiten Weg ohne Erquickung wieder heimzugehen, und er hätte gern

auch sein Theil an dem allgemeinen Vergnügen gehabt. Da fiel ihm ein, daß er am Hause des Herrn Jesus vorbei mußte, und er dachte: „Den wirst du zu einem Spaziergange abholen, da findet sich wohl Gelegenheit, wo einzukehren.“ Er blieb also vor dem Hause stehen und klopfte an's Fenster. Der Herr saß hinter seinem Tische, hatte das Evangelium des Sonntags sammt der Epistel gelesen, und weil er damit gerade fertig war, so stellte er das Buch auf den Sims und fragte freundlich zum Fenster hinaus, wie die Kinderlehre abgelaufen sei. „Ganz gut,“ sagte der Jünger, „aber sieh doch, wie schön das Wetter heute ist; wollen wir nicht mit einander ein wenig spazieren gehen?“ — „Wie Du willst,“ erwiderte der Herr und zog sich an, um mitzugehen.

So gingen sie denn mitsammen die Landstraße hinunter, und der Herr lehrte dabei nach seiner Gewohnheit aus der Schrift, wo es heißt: Du sollst den Sonntag heiligen. Ueber solchen Reden verstrich die Zeit, und es wurde Abend. Da rieth der Herr, als sie an die Wegscheide gekommen waren, zur Heimkehr. Sanct Peter aber wußte, daß der Weg zur Linken nach einem Wirthshause im Walde führte, und weil ihn der Spaziergang auf der schattenlosen Straße noch durstiger gemacht hatte, verstellte er sich und sagte: „Herr, laß uns da links gehen, dieser Weg ist kühl und schattig, und im Walde singen die Vögel so schön.“ — „Wie Du willst,“ antwortete der Herr, und sie gingen den Weg zur Linken.

Und wie sie so am Rande des Waldes hinschritten und den Vögeln zuhörten, gedachte der Herr abermals eines Bibelverses und sprach: „Kauft man nicht drei Sperlinge um einen Heller?“ Aber während er das noch auslegte, hörten sie einen wüsten Lärm, der immer schlimmer wurde, je weiter sie in den Wald hineinkamen, und zuletzt hatten sie ein Wirthshaus vor

sich, vor dem eine Menge betrunkener Bauern saßen, welche mit lautem Getöse spielten und zechten.

„Herr," sagte Petrus, „wie ist's doch heute so heiß! Wie wäre es, wenn wir uns hier unter diesen fröhlichen Leuten ein Weilchen ausruhten. Steht doch auch in der Schrift zu lesen: Es ist meine Freude, bei den Menschenkindern zu sein." — „Ei, Peter," versetzte der Herr darauf und drohte ihm mit dem Finger. „Freilich heißt es so, aber für die Kinder Gottes. Für die Kinder dieser Welt aber sagt ein Sprichwort: einem Fuder Heu und einem betrunkenen Bauern muß man aus dem Wege gehen. Doch wie Du willst."

Der Jünger machte sich diese Nachgiebigkeit des Meisters sogleich zu nutze. Derselbe hatte noch nicht ausgeredet, als er ihn stehen ließ und mit großen Schritten auf die Schenke zustieg. Das mißfiel dem Herrn, und so dachte er, der sollte einen Denkzettel haben, und so geschah, als Sanct Peter auf die Schwelle des Hauses trat, ein Wunder: ohne daß er's merkte, hing ihm plötzlich eine Geige auf dem Rücken. Wie er nun in die Zechstube trat, erhob das Volk dort wie aus einem Halse ein lautes Jubelgeschrei. Schnell schoben sie die Bänke zurück, kriegten die Mädchen bei der Hand, stampften mit den Absätzen und riefen dem Spielmann mit der Geige zu, er solle sogleich zum Tanze aufspielen. Es half nichts, daß Sanct Peter versicherte, er sei gar kein Spielmann und habe sein Lebtag keine Fiedel in der Hand gehabt. Sie rissen ihm die Geige vom Rücken und zeigten sie ihm, dann drängten sie ihn in einen Winkel und befahlen ihm aufzuspielen, sonst erginge es ihm schlimm. Sanct Peter verwunderte sich sehr über die Geige und dachte, ein Spaßvogel habe sie ihm heimlich angehängt. Als er sich aber weiter weigerte, Musik zu machen, wurden die Burschen grob, und so mußte er's versuchen. Er begann

daher mit dem Fiedelbogen drauflos zu streichen, daß ihm von der Arbeit und der Angst Schweißtropfen so groß wie die Haselnüsse von der Stirne fielen. Als aber gar nichts dabei herauskam, was wie ein Tanz klang, geboten ihm die Bauern Ruhe und verwiesen ihn an einen Tisch hinterm Ofen, wo er allerhand Stichelreden und Spöttereien hören mußte. Die einen sagten, er geige mit Absicht schlecht, und dafür sollte man ihm den Heimweg gehörig versalzen, die andern meinten, er sei ein Pfuscher, und das müsse ihm sogleich mit grober Münze bezahlt werden. Alle tranken ihm spöttisch zu, verboten aber dem Wirthe, ihm auch nur ein Glas einzuschenken. So saß er da voll Angst und Durst und dachte: „Wenn doch nur der Herr käme;" denn der war bis jetzt noch nicht in der Stube erschienen. Endlich trat er ein und sah seinen Jünger betrübt hinterm Ofen sitzen. „O Herr," sagte dieser leise, „ob wir wollen oder nicht, wir müssen heute hier über Nacht bleiben. Denn draußen ist's schon finster, und die Bauern wollen uns im Walde mit Knütteln zu Leibe und uns auf dem Felde mit Steinen werfen. Bitte daher den Wirth um einen Schoppen zur Nachtzehrung, damit er uns im Hause behält und ein Bette hergiebt." Auch dießmal sagte der Herr: „Wie Du willst," und so gingen sie zu Bette.

Als sie nun die Stiege hinaufkamen und in ihre Kammer traten, fanden sie da nur ein einziges Bette an der Wand, und so mußten sie zusammen schlafen. Da sagte Petrus: „Herr, das Gliederreißen, das ich mir beim Fischfang zugezogen habe, macht mir unruhigen Schlaf; darum wirst Du wohlthun, Dich hinter an die Wand zu legen und mir zu erlauben, daß ich auf der Vorderseite bleibe." Der Herr antwortete: „Wie Du willst, schlafe Du vorne, so will ich mich hinten hinlegen."

Als sie nun eingeschlafen waren, hatten die Bauern unten

in der Wirthsstube weiter gezecht und der Geiger saß ihnen noch immer im Kopfe. „Der Lügenhals,“ sagten sie, „der die Geige auf dem Rücken hat und noch nie eine Geige angerührt haben will! Wahrhaftig, dem sollte noch ein hagebüchener Schlaftrunk eingeschenkt werden.“ Und gesagt, gethan: sie stürmten in die Kammer, wo die Beiden schliefen, hinauf, griffen den Vornliegenden, rissen ihn aus dem Bette und bearbeiteten ihn eine Weile nach Leibeskräften, worauf sie ihn liegen ließen und fortgingen. Sanct Peter tappte seufzend nach dem Bette zurück und weckte dabei den Meister, der bisher ruhig fortgeschlafen hatte. In seinem Elend wußte er die Störung nur dadurch zu entschuldigen, daß er sagte, sein gestriger Durst habe ihn auch noch im Schlafe geplagt, und da er trinken gewollt, sei er aus dem Bette gefallen. „Ich will Dich aber mit meinen Träumen nicht wieder stören,“ fuhr er fort; „darum sei so gut und laß mich von jetzt an hinten liegen.“ — „Wie Du willst,“ sagte der Herr, „lege Dich an die Wand, und ich will vorne liegen.“

So schliefen sie wieder ein. Die Bauern unten aber waren über den Geiger noch nicht beruhigt und wollten noch einmal hinauf. „Dießmal aber,“ sagten sie, „wollen wir seinen Begleiter vornehmen, das ist der Meister, der hat ihn vorhin zu seiner Fopperei angestiftet, der muß seinen Lohn nun auch haben.“ Und so stürmten sie abermals in die finstere Kammer hinauf. „Es ist Einer wie der Andere,“ schrien sie, „nehmt jetzt den an der Wand in's Gebet.“ Und Sanct Peter wurde wieder herausgeschleppt aus dem Bette und wieder ganz weidlich durchgeprügelt.

Als sie endlich damit fertig waren und gingen, wußte Petrus nicht mehr zu errathen, auf welcher Seite des Bettes man sicher vor ihnen wäre, und so weckte er ganz sachte den

Herrn und sprach: „Es will Morgen werden, Meister. Schon zweimal hat der Hahn gekräht, laß uns aufstehen und von hinnen gehen.“ — „Wie Du willst,“ antwortete der Herr. „Damit wir aber unsre Schuldigkeit im Hause bezahlen, ohne den Wirth und seine Gäste so früh schon wecken zu müssen, so nimm hier diese drei Pfennige und lege sie der Magd unten auf den Heerd.“

Froh über diese Rede schlich Sanct Peter sich leise in die Küche und dann zur Hinterthür hinaus, wo er bald den Herrn einholte. Dem wollte er jetzt die Wahrheit über die vergangne Nacht beichten. Der Herr aber hielt ihn für genug beschämt und bestraft und sagte: „Zwei Dinge, o Petre, laß Dir von heute an zur Lehre dienen: bei der Küchenmagd, der Du die drei Pfennige brachtest, sollst Du Dir merken, allezeit nimm Dich vor Frauensbildern in Acht, wenn Du den Hahn krähen hörst, und zweitens sollst Du vom Wirthshausbesuch Dir merken, was ein jeder sagt, der mein Jünger noch nicht ist und die Sonntagsheiligung noch nicht versteht“:

„Wer sich nicht unter die Kleien mischt,
Den fressen auch die Säue nicht.“

2.

Der Schneider im Himmel.

Es trug sich zu, daß der liebe Gott an einem schönen Tage in dem himmlischen Garten sich ergehen wollte und alle Apostel und Heiligen mitnahm, also daß niemand mehr im Himmel blieb als der heilige Petrus. Der Herr hatte ihm befohlen, während seiner Abwesenheit niemand einzulassen; Petrus stand also an der Pforte und hielt Wache. Nicht lange, so klopfte

Jemand an. Petrus fragte, wer da wäre, und was er wollte.

„Ich bin ein armer ehrlicher Schneider," antwortete eine feine Stimme, „der um Einlaß bittet."

„Ja, ehrlich," sagte Petrus, „wie der Dieb am Galgen. Du hast lange Finger gemacht und den Leuten das Tuch abgezwickt. Du kommst nicht in den Himmel. Der Herr hat mir verboten, so lange er draußen wäre, irgend jemand hereinzulassen."

„Sei doch barmherzig," rief der Schneider. „Kleine Flicklappen, die von selber vom Tische herabfallen, sind nicht gestohlen und nicht der Rede werth. Seht, ich hinke und habe von dem Wege bis hierher Blasen an den Füßen. Ich kann unmöglich wieder umkehren. Laßt mich nur hinein. Ich will alle schlechte Arbeit thun. Ich will die Kinder tragen, die Windeln waschen, die Bänke, darauf sie gespielt haben, säubern und abwischen und ihre zerrissenen Kleider flicken."

Der heilige Petrus ließ sich aus Mitleid bewegen und öffnete dem lahmen Schneider die Himmelspforte so weit, daß er mit seinem dürren Leibe hineinschlüpfen konnte. Er mußte sich in einen Winkel hinter die Thür setzen und sollte sich da still und ruhig verhalten, damit ihn der Herr, wenn er zurückkäme, nicht bemerkte und zornig würde. Der Schneider gehorchte. Als aber der heilige Petrus einmal zur Thür hinaustrat, stand er auf, ging voll Neugierde in allen Winkeln des Himmels herum und besah sich die Gelegenheit. Endlich kam er zu einem Platze, da standen viele schöne und köstliche Stühle und in der Mitte ein ganz goldner Sessel, der mit glänzenden Edelsteinen besetzt war. Er war auch viel höher als die übrigen Stühle, und ein goldner Fußschemel stand davor. Es war aber der Sessel, auf

welchem der Herr saß, wenn er zu Hause war, und von welchem er alles sehen konnte, was auf der Erde geschah. Der Schneider stand still und sah den Sessel eine gute Weile an; denn er gefiel ihm besser als alles Andere. Endlich konnte er seinen Vorwitz nicht bezähmen, stieg hinauf und setzte sich in den Sessel. Da sah er alles, was auf Erden geschah, und bemerkte unter Anderm eine alte häßliche Frau, die an einem Bache stand und wusch und zwei Schleier heimlich bei Seite that. Der Schneider erzürnte sich bei diesem Anblick so sehr, daß er den goldnen Fußschemel ergriff und durch den Himmel auf die Erde hinab nach der alten Diebin warf. Da er aber den Schemel nicht wieder heraufholen konnte, so schlich er sich sachte aus dem Sessel weg, setzte sich an seinen Platz hinter die Thür und that, als ob er kein Wässerchen getrübt hätte.

Als nun der Herr und Meister mit dem himmlischen Gefolge wieder zurückkam, ward er zwar den Schneider hinter der Thür nicht gewahr; als er sich aber auf seinen Sessel setzte, mangelte der Schemel. Er fragte den heiligen Petrus, wo der Schemel hingekommen wäre. Der wußte es nicht zu sagen. Da fragte er weiter, ob er jemand herein gelassen hätte. „Ich weiß niemand," antwortete Petrus, „der dagewesen wäre, als ein lahmer Schneider, der noch hinter der Thüre sitzt." Da ließ der Herr den Schneider vor sich treten und fragte ihn, ob er den Schemel weggenommen und wo er ihn hingethan hätte. „O Herr," antwortete der Schneider freudig, „ich habe ihn im Zorne hinab auf die Erde nach einem alten Weibe geworfen, das ich bei der Wäsche zwei Schleier stehlen sah." — „O Du Schalk," sprach der Herr, „wollte ich richten, wie Du richtest, wie meinst Du, daß es Dir schon längst ergangen wäre. Ich hätte schon lange keine Stühle, Bänke, Sessel, ja keine Ofengabel mehr hier gehabt, sondern Alles nach den Sündern

hinabgeworfen. Fortan kannst Du nicht mehr im Himmel bleiben, sondern mußt wieder hinaus vor das Thor. Da sieh zu, wo Du hinkommst. Hier soll niemand strafen; denn ich allein, der Herr.“ Petrus mußte den Schneider wieder hinaus vor den Himmel bringen, und weil er zerrissene Schuhe hatte und die Füße voll Blasen, nahm er einen Stock in die Hand und zog nach Warteinweilchen, wo die frommen Soldaten sitzen und sich lustig machen.

XII.

Der dumme Teufel.

Der Teufel ist kein Eingeborner, er ist mit dem Christenthum aus dem Orient zu uns eingewandert. Aber er hat sich bald acclimatisirt, sich dem deutschen Denken vielfach anbequemt und den Entwickelungsphasen des deutschen Volksthums entsprechend verschiedene Wandelungen seiner Physiognomie und seines Charakters durchgemacht, von denen die eine ihn zum dummen Teufel, zum Tölpel werden ließ, als welcher er in nicht wenigen Sagen und Märchen des Volkes noch jetzt fortlebt. In dieser Gestalt, als der betrogene, gehänselte, geprellte Teufel, gehört er entschieden auf das Gebiet des Volkshumors und somit in den Zusammenhang des hier in's Auge Gefaßten.

Die Kirche lehrte das Volk den Teufel als den Widersacher Gottes und den Verführer- und Verderber der Menschen fürchten. Auch im Heidenthume hatte es Widersacher der Götter gegeben. Den lichten Naturkräften und ihren Personificationen hatten finstere Naturmächte gegenüber gestanden, die man sich allmählich als Riesen vorgestellt hatte. Schon in sehr früher Zeit werden dieselben aber neben ihrer grauenvollen dämonischen Seite einen

gewissen harmlosen, ja sogar lächerlichen Zug gehabt haben, der von ihrer Unförmlichkeit ausging, mit welcher sich die Vorstellung der Plumpheit, Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit verband. Spricht doch auch aus der biblischen Geschichte von David und Goliath etwas der Art zu uns, und hat doch auch der übermenschlich starke Simson etwas davon in seinem Wesen. Ein kleiner Verstand und wenig Geschick in einem großen Körper, das ungefähr war der Gedanke, den das Volk in der Heidenzeit zuletzt hatte, wenn es von diesen Feinden der Götter unbewußt dichtete, und zahlreich waren schon damals Geschichten, die erzählten, wie die großen Unholde von den klügeren Bewohnern des Himmels überlistet, übervortheilt und geäfft worden waren.

Mit der Verbreitung des Christenthumes schmolzen die Götter nach und nach mit dessen Gott zusammen oder verwandelten sich in Heilige, und ein ähnlicher Prozeß vollzog sich mit den Riesen. Die Widersacher der Götterwelt gingen in dem einen Widersacher Gottes und der Menschen auf, im Teufel, der damit neben der ungeheuren Kraft und dem Zauberwissen der Riesensippe auch deren Verstandesschwäche, deren Einfalt und Ungeschicklichkeit annahm, und von dem neben den alten Schnurren und Schwänken mit der Zeit auch allerlei neue erzählt wurden, in welchen er nicht bloß von übermenschlichen Wesen, sondern selbst von gewöhnlichen Sterblichen, von Bauern, Schneidern, abgedankten Soldaten und alten Weibern getäuscht und geprellt wurde. Wir dürfen annehmen, daß solche Märchen und Sagen von Ueberlistung des Teufels gleich andern Schöpfungen des Volkshumors besonders reichlich in der Zeit entstanden sind oder ein besonders komisches Gesicht bekommen haben, wo die Narrheit, welche Klugheit in Thorheit, Macht in Ohnmacht verwandelte, den Mutterwitz des kleinen Mannes über alles bisher für hoch Gehaltene und Gefürchtete spöttisch triumphiren sah.

Ist bei diesen Geschichten ein gewöhnlicher Zug, daß der Teufel mit einem Menschen einen Vertrag schließt, kraft dessen dieser sich ihm unter der oder jener Bedingung zu eigen geben, ihm dienen, ihm gehören will, so erinnert das lebhaft an den altgermanischen Brauch, nach welchem man beim Spiel, wenn Alles verloren war, selbst die persönliche Freiheit auf die Augen der Würfel setzte. Immer aber ist dann der Teufel der Verlierende. Er hält seinen Vertrag ehrlich und erfüllt, so gut er kann, die Bedingungen, die er zu erfüllen versprochen hat, aber der Mensch hat irgend ein Mittel gefunden, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, und wenn der Teufel kommt, um das Seine zu holen, muß er ohne dasselbe abziehen, ja bisweilen hat er noch Schaden davon. Einige Märchen lassen ihn darüber sogar das Leben einbüßen. Nicht zu zählen aber sind die Sagen, in denen er über's Ohr gehauen, schmählich geprellt, geprügelt oder sonst mit derber Komik unverrichteter Sache heimgeschickt wird.

Daß der deutsche Teufel nach dem Ende des Mittelalters durch die Weltanschauung und die Lehre Luthers wieder eine gefährliche Persönlichkeit wurde, mit welcher nicht zu scherzen war, soll hier nur kurz erwähnt werden. Wir haben es einzig und allein mit der humoristischen Auffassung des Gottseibeiuns zu thun, die ich jetzt in einer Auswahl von Märchen, Sagen und Schwänken sich spiegeln lassen werde. Ich bemerke noch, daß dieselben nach dem Gesagten ihrer Entstehungszeit nach vor die Reformation zu setzen sind; denn nach dieser war der Teufel auch in katholisch gebliebnen Gegenden nur zu gewaltig und klug, und wer sich mit ihm einließ, dem drehte er gewiß zu seiner Zeit den Hals um — d. h. wenn der oder die Betreffende nicht etwa vorher von der Obrigkeit wegen Hexerei eingezogen und verbrannt worden war. „Der alte böse Feind, mit Ernst

er's itzt meint, groß Macht und viele List sein grausam Rüstung ist, auf Erden ist nicht Seinesgleichen."

Die folgenden Geschichten vom dummen oder vom geprellten Teufel sind, wie ich ferner vorausschicke, theils der Müllenhoff-schen, theils der Kuhnschen Sammlung entnommen, theils stammen sie aus J. Wenzig's „Westslavischem Märchenschatz." Daß diese aber nicht Alleinbesitz der Czechen, sondern Gemeingut dieser und ihrer deutschen Nachbarn im Norden und Westen sind, wird man sofort gewahr werden, und so durfte ich sie unbedenklich hier aufnehmen.

1.

Der Teufel als Zimmermann.

Der Teufel hat in seinem Leben allerhand versucht. Einmal, da er Lust zum Zimmerhandwerk in sich verspürte, ging er zu einem Zimmermeister und begab sich bei ihm in die Lehre. Er wußte aber gar nicht mit dem Handwerkszeug umzugehen; zuletzt fiel ihm die Querart in die Hand, die an beiden Seiten scharf ist, und deren eines Blatt quer über dem andern steht. Damit ging es dem Teufel recht unglücklich. Denn als er einen Balken behauen wollte und die Art in die Höhe hob, traf er mit der einen Schärfe seine Stirn so, daß ihm ein blutiger Strich querhinüber lief. „Wy maet dat Ding man vun'n annern Enden anfangen," meinte er und kehrte die Art um. Als er aber den zweiten Hieb gethan hatte, stand ihm ein Kreuz vor der Stirn. „Da heſt du dy tekent," sagte er und legte die Art hin. „Dat verdammte Krüez." Sachte ging er aus der Werkstatt und kam nicht wieder. Seit der Zeit aber hat er Furcht vor Kreuzen.

2.

Der Teufel beim Grasmähen.

Einst vermiethete sich der Teufel bei einem großen Bauern in Angeln als Knecht. Der Bauer sagt eines Abends ihm und dem Großknecht, sie sollten am andern Tage auf seiner großen Wiese Gras mähen. Da machten sie noch am Abend ihre Sensen scharf, aber der Teufel verstand das nicht recht, so daß der Großknecht lachen mußte. Am andern Morgen aber standen sie vor Sonnenaufgang auf und gingen auf die Wiese. Da mähte der Großknecht erst nach der Art der Mäher einen kleinen runden Platz in der Mitte leer. Dann fragte er den Gefährten: „Willst Du vormähen oder soll ich?“ Der Teufel antwortete: „Ehre dem Ehre gebührt, Du bist ja der Großknecht, und darum mußt Du vormähen.“ Der Knecht fing an und der Teufel folgte mit seiner stumpfen Sense. Er begriff gar nichts von der Sache, und statt Gras zu schneiden hieb er große Stücke aus der Erde und machte seine Sense noch stumpfer. Dazu hatte er auch allezeit den größeren Kreis zu machen; denn der Knecht mähte ja zur linken Hand und hatte die kleinere Runde, und der war stark und gewandt, daher kam es, daß der Teufel schon bei der dritten Runde weit zurück war. Da fing der Knecht an, ihn zu foppen und zu necken, er sollte doch mitkommen und nicht immer zurückbleiben. Er sagte auch: „Ehre dem Ehre gebührt, Du bist ja der Teufel und mußt nachmähen.“ Das verdroß diesen, und er nahm alle seine Kräfte zusammen, um dem Knechte zur Rechten zu bleiben, und als der Knecht lachte und ihm sagte, daß er doch so viel Gras stehen ließe, da fing er an immer toller mit seiner Sense herum zu säbeln; rechts und links und hast du nicht gesehen! holte er immer größere Erdklumpen aus dem Boden. Und der Knecht

mähte immer flinker und flinker, und der Teufel konnte doch nicht mitkommen. Aber er hielt aus, so lange der Morgen noch kühl war. Als aber die Hitze mit dem Tage stieg und es gegen den Mittag kam und der Knecht immer noch frisch drauflos mähte, da stürzte der Teufel endlich heulend nieder, das Blut brach ihm aus Mund und Nase, und nach kurzer Zeit war er verreckt. Das kam also vom Grasmähen.

3.

Der starke Tabak.

Als der Teufel noch nicht wußte, was eine Flinte war, ging er einmal im Walde spazieren. Da begegnete ihm ein Krupschütz: „Wat hest du daer?" fragte der Teufel, als er das Gewehr sah. „Dat is myn Tabaksdoes," antwortete der Wildschütze. „Ah so laet my en Pryschen krygen," (so laß mich ein Prischen nehmen) bat er. Der Wildschütz hielt ihm den Lauf unter die Nase und schoß los. Da fing der Teufel an gewaltig zu prusten, als er die Ladung bekommen hatte, und sagte: „Dat is my wahraftig en starken Tabak!"

4.

Der Teufel in der Elbe.

Ein Schiffskapitän ging traurig an einem Hafen auf und nieder, weil er gar nicht wußte, wie er ein Schiff bekommen sollte. Da trat ein feiner Herr zu ihm, der aber niemand anders als der Teufel selber war, und versprach ihm ein Schiff, er solle es sogar für immer behalten, wenn er ihm, dem Teufel, bei seiner Rückkehr in die Elbe etwas zu thun geben könne, was er nicht auszurichten im Stande sei. Der Kapitän nahm

in seiner Noth das Anerbieten an, und er erhielt ein Schiff, das war ganz leer, aber neu und gut. Er bemannte es, fand Ladung und machte die schnellste und vortheilhafteste Reise. Als er aber wieder vor die Elbe kam, gedachte er seines Versprechens, und voller Sorgen ging er auf dem Verdeck hin und her. Sein Sohn, der bei ihm Steuermann war, bemerkte seine Verstimmung und drang mit Fragen in ihn. Da bekannte der Kapitän endlich, wie es zwischen ihm und dem Teufel stände; aber der Sohn sagte: „Wenn's weiter nichts ist, so geh nur ruhig in den Raum und laß mich machen." Der Vater ging hinunter, der Junge stand am Steuer, die Fluth kam mit Macht herein, ein scharfer Wind war mit, da ließ er alle Segel beisetzen, und wie ein Blitz flog das Schiff in die Elbe hinein. Kuxhaven gegenüber, kam mit einem Male der Teufel an Bord und verlangte, man solle ihm nun seine Aufgabe stellen, sonst würde er mit dem ganzen Schiffe zur Hölle fahren. Da befahl der Sohn des Kapitäns den Matrosen, das große Anker herunterzulassen, und wie das dicke Tau von der Welle flog, mußte der Teufel zugreifen und das Schiff in seinem Laufe aufhalten. Da war aber die Fahrgeschwindigkeit so groß und der Teufel hielt das Tau so fest, daß er durch das Loch, worin das Tau ging, hindurchgezogen wurde und weit hinaus in's Wasser flog. Seit der Zeit hat er immer darin bleiben müssen. Bei stürmischem Wetter aber, wenn Leute vom einem Ufer der Elbe zum andern wollen und niemand sie übersetzen will, dürfen sie nur rufen, dann muß der Teufel kommen und sie über den meilenbreiten Strom hinübertragen. Er darf kein Geld dafür nehmen, und man sagt, daß er viel zu thun und immer hin und her zu waten hat. Der Amtmann von Zewen im Hannöverschen hat vor zweihundert Jahren einen Contract mit ihm gemacht.

5.

Die getheilte Ernte.

Ein Bauer und der Teufel pachteten einmal gemeinschaftlich einen Krug Landes. Damit aber später kein Streit um die Ernte entstünde, sagte der Teufel zum Bauer: „Laß uns würfeln, wer das, was über der Erde, oder wer das, was darunter wächst, haben soll." Der Bauer war das zufrieden, aber der Teufel verstand den Kniff, warf und hatte die meisten Augen. So sollte er das haben, was oben wüchse. Der Bauer aber hatte das Feld zu bestellen und besäete es mit eitel Rüben. Da erhielt der Teufel, als der Herbst kam, nur das Kraut. Das verdroß ihn, doch konnte er nichts dazu sagen. Weil sie aber das Feld auf zwei Jahre gepachtet hatten, so würfelten sie zum zweiten Male. Da warf der Teufel mit Absicht die wenigsten Augen. Aber der Bauer säete nun Weizen, und im nächsten Herbst erhielt der Teufel allein die Wurzeln. Nun schimpfte er erst dem Bauern die Haut voll, als er sich abermals betrogen sah, und sagte voll Aerger: „Uebermorgen komme ich, da sollst Du Dich mit mir kratzen." Hatte der Bauer erst gelacht, so wurde ihm nun bange zu Muthe. Seine Frau bemerkte seine Traurigkeit und fragte ihn darum. Der Mann sagte ihr nun so und so, und morgen solle er sich mit dem Teufel kratzen. Da sprach die Frau: „Sei nur ganz ruhig, ich will schon mit ihm fertig werden. Geh Du nur aus." Der Mann ging also an dem bestimmten Tage aus, und als der Teufel kam, that die Frau, als ob sie ganz böse wäre. „Was fehlt Ihr denn, kleine Frau?" fragte der Teufel. — „Ach," antwortete sie, „seh Er nur einmal her, da hat mir mein Mann eben mit dem Nagel seines kleinen Fingers diesen großen Riß quer über meinen schönen eichenen Tisch gemacht." — „Wo ist er denn?" fragte der Teufel. —

„Wo soll er denn anders sein, als beim Schmied," sagte die Frau, „er ist schon wieder hin und läßt sich die Nägel schärfen. Ist das nicht zum Aergerlichwerden?" — „Da hat sie ganz recht, gute Frau," erwiderte der Teufel, „das muß ärgerlich sein, so einen im Hause zu haben," worauf er sachte aus der Thür ging und machte, daß er fortkam.

6.

Der Mann ohne Schatten.

Viele Prediger und Küster haben in früheren Zeiten — und noch vor Kurzem — die schwarze Schule besucht und dort beim Teufel die schwarze Kunst gelernt, womit sie dann die Gespenster und Wiedergänger, ja den Teufel selbst bannen können. Der Teufel ertheilt aber den Unterricht nicht umsonst. Es ist nämlich bei der Sache Bedingung, daß der, welcher beim Schlusse des Unterrichts, wenn der Cursus beendigt ist, von allen Schülern, welche die Schule besuchen, zuletzt aus der Thür geht, dem Teufel zu eigen bleiben soll. Da haben aber viele, die klüger als ihr Lehrmeister geworden waren, diesen überlistet. Unter Andern that dieß einmal auch der Küster zu Bröns im westlichen Theile des Amts Hadersleben. Der war der letzte von allen, welche die Schule verließen, aber er wußte sich, als der Teufel ihn behalten wollte, zu helfen. Denn weil die Schule ihren Ausgang nach Süden hin hatte, und es sich gerade traf, daß sie bei hellem Sonnenschein um Mittag geschlossen wurde, so sagte der Küster, er wäre nicht der letzte, der herausginge, sondern das wäre sein Schatten. Den möchte der Teufel behalten. Der Teufel konnte nichts dawider machen und ließ den Mann gehen, behielt aber den Schatten. Der Küster hat infolge dessen sein Lebenlang keinen Schatten gehabt, wie viele Leute erzählen, die ihn noch gekannt haben.

7.

Der Teufel ist todt.

Ein Bauer hatte einen Sohn, der hieß Hans, das war aber ein Thunichtgut. Sein Vater gab ihn oft bei andern Leuten in Dienst, aber nach ein paar Tagen lief der Junge immer wieder weg und kam nach Hause. Da sagte der Vater endlich zu ihm: „Wenn Du Dich durchaus nicht schicken willst, so will ich Dich noch bei dem Teufel vermiethen.“ Nach einiger Zeit kam nun ein Mann und suchte einen Diener, und da vermiethete ihm der Bauer seinen Sohn, sagte aber, er solle ihn gut unter Aufsicht nehmen; denn Hans sei ein Taugenichts und laufe überall aus dem Dienste. „Das hat bei mir keine Noth,“ sagte der Mann, „denn ich bin der Teufel, und bei mir läuft man nicht weg.“ — „Da sollte er auch gerade hin,“ sagte der Vater.

Hans folgte nun seinem neuen Herrn. Den ersten Tag aber, als der Teufel ausgehen wollte, sagte er zu Hans: „Nun kannst Du während der Zeit mir meine Bücher abstäuben; aber ich rathe Dir, lies nicht darin.“ Der Teufel ging darauf fort, und Hans verrichtete sein Geschäft und stäubte alle Bücher ab von oben bis unten. Als er aber damit fertig war, fing er an, darin zu lesen und las ganz emsig. Abends kam der Teufel nach Hause und fragte den Jungen: „Hast Du auch gelesen?“ — „Ja, freilich,“ antwortete Hans, „aber ich habe auch gut geputzt.“ Da gab der Teufel ihm einen Verweis und drohte ihm.

Am andern Tage ging der Teufel wieder aus und sagte zu Hans, er solle ihm seine Bücher putzen, aber läse er darin, so solle es ihm schlecht bekommen. Hans machte sich an seine Arbeit, und als er mit dem Reinigen der Bücher fertig war,

las er in ihnen noch eifriger als am ersten Tage. Abends fragte ihn der Teufel wieder: „Hast Du auch gelesen?“ — „Ja, freilich,“ antwortete Hans, aber ich habe auch gut geputzt.“ Das half ihm aber dießmal nichts, und er bekam eine tüchtige Tracht Schläge.

Am dritten Tage ging der Teufel wieder aus und sagte „Liesest Du heute wieder in meinen Büchern, so drehe ich Dir das Genick um.“ Hans aber las den ganzen Tag in den Büchern, und deshalb dachte er, als es Abend werden wollte, wo der Teufel nach Hause kommen mußte, nun wird es Zeit, daß ich mich auf die Strümpfe mache und nach Vatern gehe, lief fort und zu seinem Vater. Der nahm ihn aber unsanft auf und schalt und war sehr böse. Hans jedoch sagte zu ihm: „Sei nur nicht verdrießlich, lieber Vater; ich habe beim Teufel so viel gelernt, daß wir uns jetzt selber helfen können.“ Also blieb Hans nun bei seinem Vater.

Am andern Morgen sagte er zu seinem Vater: „Nun will ich mich in einen Hengst verwandeln, Du mußt nur einen Zaum haben, dann führe mich zu Markte und verkaufe mich, aber ja nicht mit dem Zügel, sonst bin ich verloren.“ Der Vater besorgte nun einen Zaum, Hans verwandelte sich in einen schönen Hengst, und der Vater brachte ihn auf den Markt. Da stellte sich bald ein Käufer ein, der aber niemand anders als der Teufel selber war, handelte mit dem Bauern und wurde endlich um eine große Summe Geldes einig. Aber den Zügel wollte der Teufel durchaus mit haben. Das wollte der Vater nicht, endlich jedoch gab er es zu; denn er dachte, der Junge ist doch ein Taugenichts. Nun ritt der Teufel auf seinem Hengste zu einem Schmiede und wollte ihn beschlagen lassen. Weil aber der Schmied gerade beim Essen saß, so bat er den Teufel, doch inzwischen hereinzukommen. Der Teufel band sein

Pferd vor der Schmiede an und ging hinein. Da aber wußte Hans es während der Zeit so zu machen, daß er den Zügel abstreifen konnte, und nun verwandelte er sich in einen Hasen und lief spornstreichs davon. Als das aber der Teufel sah, machte er sich schnell zu einem Windhund und lief hinter dem Hasen her, und es dauerte nicht lange, so hatte er ihn eingeholt. Da machte sich der Hase rasch zu einem kleinen Vogel und flog davon. Aber der Teufel war auch nicht faul, er verwandelte sich in einen Falken, und bald war er dicht hinter dem kleinen Vogel. Zum Glücke erblickte dieser am offenen Fenster eines Klosters eine Nonne, die sich mit Nähen beschäftigte. Da schlüpfte er schnell zum Fenster hinein und der Nonne in den Schooß, und wie die den kleinen niedlichen Vogel sah, warf sie schnell das Fenster zu, und der Falke mußte draußen bleiben. Da verwandelte sich Hans in einen Fingerring, und die Nonne steckte ihn an den Finger. Aber Abends, als sie zu Bette ging, nahm er seine rechte Gestalt an und schlief bei der Nonne. Am andern Morgen war er wieder ein Fingerring. Da kam der Teufel und wollte der Nonne den Ring abkaufen. Aber die Nonne sagte: „Nein, den Ring verkaufe ich in meinem ganzen Leben nicht,“ und so mußte der Teufel unverrichteter Sache wieder abziehen. Abends aber sagte Hans zu seiner Freundin: „Wenn morgen der Teufel wiederkommt, so verkaufe ihm nur den Ring, laß Dir aber erst das Geld geben, bevor Du ihm denselben hinreichst. Wenn Du ihn aber hinlangst, so laß ihn fallen, dann werden da drei Gerstenkörner liegen, und da setze schnell Deinen Fuß auf eins davon.“ Am nächsten Tage kam der Teufel richtig wieder, und der Handel mit dem Ringe ging vor sich, und zwar ganz so wie Hans gesagt hatte. Die Nonne empfing zuerst das Geld, dann reichte sie dem Teufel den Ring hin, ließ ihn aber fallen, und sogleich lagen da drei

Gerstenkörner am Boden, und die Nonne setzte schnell ihren Fuß auf das eine von den Körnern. Da verwandelte sich der Teufel in ein Huhn und pickte die beiden übrigen Gerstenkörner auf. Aber das dritte konnte er nicht bekommen. Doch pickte er darnach. Da machte sich das Körnlein schnell zu einem Fuchs, sprang auf das Huhn los und fraß es auf. Seit der Zeit ist der Teufel todt und aus der Welt.

8.

Wie der Teufel sein Hauptbuch verlor.

Da ist einmal ein Kaufmann gewesen, dem hat eine Frau vom Lande alle Tage sieben Pfund der schönsten Butter verkauft. Nun geht er einst durch das Dorf, wo sie wohnt, und weil sie Wirthschaft hat, kehrt er bei ihr ein und läßt sich ein Glas Branntwein einschenken. Da sieht er denn, wie die Frau ein rothes Tuch auf den Boden hinbreitet, das Butterfaß darauf stellt und dann eine halbe Obertasse voll Rahm und mehrere Eimer Wasser hineinschüttet. Sie macht sich darauf an's Buttern, und es dauert nicht lange, so hat sie eine Menge der besten Butter. Da sieht der Kaufmann, daß das nicht mit rechten Dingen zugeht, und kommt auf den Gedanken, daß die Frau das Tuch vom Teufel bekommen haben müsse. Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, nimmt er den Augenblick wahr, wo sie hinausgegangen ist, und schneidet sich ein Stück von dem Tuche ab. Zu Hause läßt er damit von seiner Frau einen Versuch machen, und siehe da, seine Vermuthung bestätigt sich. Die hierbei gewonnene Butter aber warfen die Leute weg.

Einige Zeit nachher führt den Kaufmann sein Weg durch einen großen Wald. Da tritt ein auffallend gekleideter Herr

mit einem dicken Buche auf ihn zu und verlangt, indem er es ihm hinhält, daß er seinen Namen hineinschreibe. Der Kaufmann begreift rasch, mit wem er es zu thun hat, er nimmt das Buch und schreibt hinein: „Jesus Christus, König der Juden.“ Als er das Buch darauf dem Teufel — das war nämlich der Herr — zurückgeben will, ist es so schwer geworden, daß derselbe es weder halten noch mit sich fortnehmen kann. Zornig läßt er es fallen und verschwindet mit einem höllischen Gestanke. Der Kaufmann aber schafft das Buch nach Iserlohn, wo er es dem Gerichte übergiebt. Da sind dann eine Menge Leute eingezogen worden, deren Namen in dem Buche standen.

9.

Die drei Fragen.

Da war einmal ein Schneider, dem die Nadel in den Fingern brannte, wenn er von fremden Ländern erzählen hörte, und das wurde zuletzt so arg, daß er sich gelüsten ließ, in die weite Welt zu gehen. Er wanderte lange durch vieler Herren Länder und gerieth endlich in einen ungeheuren Wald, wo er bald Weg und Steg verlor. Schon begann es dunkel zu werden, als er sich müde und hungrig hinsetzte und die Reiselust verwünschte, die ihn in solche Noth gebracht hatte. Da hob er die Augen auf und sah plötzlich den Schein eines Lichtes zwischen den Bäumen, und darauf faßte er wieder Hoffnung und nahm sich zusammen und schritt auf das Licht zu. Nicht lange dauerte es, so stand er vor einem Hause, das war so groß wie er noch nie eins gesehen hatte. Das Thor desselben stand offen, und auf dem Heerde hinter der Diele brannte ein gewaltiges Feuer. Er trat nun hinein in das Haus, da war

niemand drin als eine riesengroße alte Frau, die saß am Rocken und spann. Das war des Teufels Großmutter. Der Schneider erschrak über sie nicht wenig, faßte sich aber ein Herz und bat die Alte um etwas zu essen und Herberge für die Nacht.

„Das sollst Du gern haben, Du armer Wurm," sagte das Weib, „aber mein Sohn ist ein grimmiger Menschenfresser; wenn der nach Hause kommt, so bist Du verloren." — „Das ist freilich bitter," erwiderte der Schneider, „aber einerlei: ob ich hier gefressen werde oder von den Wölfen im Walde draußen, kommt am Ende auf eins hinaus. Gieb mir nur etwas, um meinen Hunger zu stillen." Da gab ihm die Alte zu essen, und dann versteckte sie ihn unter ihrem Bette.

Nun dauerte es nicht lange, da ließ sich ein fürchterliches Schnauben und Poltern hören, daß dem Schneider davon die Haut schauderte. Dann fuhr es durch den Schornstein herunter, und ein großer Riese stand in der Stube. Das war der Teufel. Da wollte der Schneider vor Angst und Schrecken vergehen. Der Teufel aber begrüßte seine Großmutter, dann sagte er: „Aber was riecht das hier nach Menschenfleisch!" Nach diesen Worten schnoperte er in der großen Stube herum und suchte, bis er endlich den Schneider fand und aus seinem Verstecke hervorzog. Er wollte ihn gleich auffressen, aber der arme Mensch bat so jämmerlich, ihn zu verschonen, daß der Teufel lachen mußte. Er sagte endlich: „Gut, ich will Dich verschonen, aber unter einer Bedingung. Du bist so weit in der Welt herumgekommen, und so wirst Du vielleicht gelernt haben, mir drei Fragen zu beantworten. Sie dort die Walfischrippe, hier den großen Stein und dort die Peitsche. Wozu dienen sie mir? Drei Tage hast Du Zeit, Dir das zu überlegen. Triffst Du die Antworten, so sind diese drei Dinge Dein, und Du kannst damit hingehen, wohin Du willst. Triffst Du sie aber nicht, so gehörst Du mir."

Da wanderte der Schneider drei trübselige Tage unter den Bäumen herum, die das Haus des Teufels umstanden, und zerbrach sich den Kopf mit den Fragen, konnte aber die Lösung nicht finden. Schon war der Abend des dritten Tages gekommen, da näherte sich ihm ein graues Männchen, das fragte ihn theilnehmend, warum er so niedergeschlagen wäre. „Ach, Du kannst mir doch nicht helfen," sagte traurig der Schneider. — „Wer weiß, laß einmal hören, was Du auf dem Herzen hast," erwiderte das Männlein. Da erzählte ihm der Schneider, was der Teufel ihm auferlegt hatte, das graue Männchen aber offenbarte ihm die Antworten und verschwand dann.

Als nun die letzte Stunde der drei Tage abgelaufen war, erschien der Teufel wieder und fragte: „Na, Schneiderlein, wie steht's? Hast Du die Antwort auf meine Fragen gefunden he?" Da sagte der Schneider, wie es ihm offenbart war: „Die Walfischrippe ist Deine Gabel, der große Stein ist Deine Schüssel, und mit der Peitsche schlägst Du Geld. Deshalb bist Du auch so reich." Das kam dem Teufel unerwartet. Grimmig fuhr er in die Höhe und zum Schornstein hinaus und ließ einen fürchterlichen Gestank hinter sich. Dem Schneider gehörten nun die drei Dinge, deren Gebrauch er angegeben hatte. Gabel und Schüssel waren für ihn zu schwer, und so ließ er sie liegen; die Peitsche aber steckte er zu sich und nahm sie mit, und so hatte er dann sein ganzes Leben lang so viel Geld als er nur mochte.

10.

Wie der Teufel das Geigenspiel lernte.

Ein Soldat, der nach zurückgelegter Dienstzeit von seinem Regimente entlassen worden, kehrte auf seiner Heimreise eines Abends ganz spät in einem Wirthshause ein und bat um Her-

berge. Der Wirth entgegnete, daß er ihm seine Bitte beim besten Willen nicht gewähren könne, weil alle Zimmer dergestalt besetzt seien, daß er auch nicht eine einzige Person mehr unterzubringen im Stande sei. Der Soldat überzeugte sich alsbald, daß der Wirth die Wahrheit gesprochen hatte, sagte aber: „Weiter kann ich mit meinen müden Beinen heute Abend nicht mehr, und ist denn gar kein Rath zu schaffen, Herr Wirth?" — „Ja," antwortete der Wirth, „wenn Ihr Muth hättet, so könntet Ihr da drüben in dem schönen Schlosse schlafen, aber ich muß Euch nur sagen, daß mehr als einer dort hingegangen, keiner aber zurückgekehrt ist. Dieses Schloß gehörte früher einem Mann, der es aus Bosheit dem Teufel verschrieben hat, und der treibt nun dort, hauptsächlich des Nachts zwischen elf und zwölf Uhr, sein Wesen, und niemand kann sich dort aufhalten. Wollt Ihr es aber trotzdem versuchen, eine Nacht dort zuzubringen, und gelingt es Euch, den bösen Feind zu vertreiben, so sollt Ihr die Wahl zwischen meinen drei Töchtern haben und das Schloß mit dem dazugehörigen Rittergute obendrein." „Abgemacht, ich werde es versuchen," sagte der abgedankte Soldat, setzte sich erst hin, um sich ordentlich satt zu essen und zu trinken, nahm dann zwei geladene Pistolen, schnallte sich einen großen Säbel um und wanderte mit zwei Wachskerzen nach dem Schlosse. Hier suchte er sich das beste Zimmer aus, in welchem ein prächtiges Bett, Sopha, Tische und Stühle vom feinsten Holze standen, und da ließ er sich nieder. Darauf sah er sich noch weiter im Schlosse um und fand eine Stube, in der eine vollständig eingerichtete Tischlerwerkstatt mit einer Hobelbank und allem sonst dazu gehörigen Geräth war. Desgleichen befanden sich hier allerlei Schlosserwerkzeuge, Zangen, Feilen und Schraubstöcke sowie Anderes der Art. Als er sich genug umgesehen hatte, kehrte er wieder in sein Zimmer zurück, wo er den Säbel und

die Pistolen neben die Wachskerzen legte, die er auf den Tisch gestellt hatte. Da ihm die Zeit lang wurde, nahm er eine Geige, die neben der Uhr an der Wand hing und fing an allerhand lustige Stückchen darauf zu spielen.

Kaum hatte aber die Uhr elf geschlagen, so entstand über ihm auf dem Boden ein solches Getöse, daß das ganze Schloß erzitterte. Der Soldat horchte einen Augenblick auf, ließ sich aber dann nicht weiter stören, sondern spielte vergnügt weiter. Der Lärm kam indessen immer näher und näher, und mit einem Male flog die Thür sperrangelweit auf, und der Teufel mit Bockshörnern und Pferdefüßen stand vor ihm, schnaubte Feuer und fuhr ihn an, was er hier mache. „Das siehst Du ja," antwortete kaltblütig der Soldat, „ich logire hier." — „Aber das Schloß gehört mir," brüllte der Teufel, „und ich werde Dir das Genick brechen." — „Na na, da gehören zwei dazu," sagte der Soldat, „und ob das Schloß Dir gehört, ist mir einerlei. Ich bezahle mein Schlafgeld an den Wirth, der mich hierher gewiesen hat, und willst Du Dir's von dem holen, so bleibt Dir das unverwehrt."

Diese Unerschrockenheit gefiel dem Teufel, sein Zorn legte sich, ja er bat jetzt sogar den Soldaten, noch ein paar von seinen lustigen Stückchen zu spielen. „Das kann geschehen," sagte dieser, „wenn Dir aber das Geigenspiel so viel Vergnügen macht, so gieb Acht, wie ich mit der Violine und dem Fiedelbogen hantiere, dann lernst Du das auch und kannst Dir hernach selber was vorspielen." Nachdem er darauf noch ein Weilchen gegeigt hatte, gab er dem Teufel die Geige in die Hand und sagte: „Nun mach's wie ich." Der Teufel nahm die Geige, war aber so ungeschickt, daß er bei jedem Griff eine Saite zerdrückte. Da rief der Soldat: „Halt da, so geht es nicht. Du mußt nicht so grausam aufdrücken, da lernst Du es im Leben nicht." Der

Teufel aber erwiderte: „Ich drücke ja gar nicht auf. Sie doch nur her. Ich fühle ja kaum 'was unter den Fingern." — „Ja, das ist's eben," sagte der Soldat, „Du hast Schwielen an den Fingern so dick wie ein Bret, damit solltest Du wohl etwas fühlen. Weil ich aber sehe, daß Du wirklich Lust hast, das Geigenspiel zu lernen, so will ich mir die Mühe nicht verdrießen lassen und Dich tüchtig darauf vorbereiten. Komm mit in die Tischlerwerkstatt, da giebts Feilen und Raspeln, mit denen wollen wir Dir etwas von den Schwielen abnehmen, dann fühlst Du die Saiten und kannst mit der Zeit noch ein geschickter Spielmann werden."

Darüber freute sich der Teufel ganz ungemein, und sogleich gingen sie miteinander in die Tischlerei, wo der Soldat eine kleine Feile nahm und die Schwielen des Teufels zu bearbeiten anfing. Nach einer Weile aber sagte er: „So geht das Ding nicht, die Finger haben keinen rechten Halt, und wenn ich mit der Feile draufdrücke, geben sie jedes Mal nach, so daß ich wenig von den Schwielen abkriegen kann. Du mußt die Finger hier in den Schraubestock stecken, zunächst die beiden Zeigefinger; denn auf die kommt es beim Geigenspiel vor allen an." Auch dazu war der Teufel gleich bereit, und der Soldat schraubte nun tüchtig darauf los, und wie er merkte, daß die Finger gehörig fest saßen, drehte er mit aller Macht weiter. Da brüllte der Teufel vor Schmerz laut auf und schrie: „Schraube los, schraube los, ich habe mich anders besonnen, das Geigenspiel ist mir leid geworden, ich mag es gar nicht lernen." Allein je mehr er schrie, desto fester schraubte der Soldat die Finger zusammen, dann sagte er: „Siehst Du, Bösewicht, jetzt haben wir Dich. Nun und nimmer kommst Du hier wieder los, ehe Du das Schloß, das Du mit Unrecht besitzest, nicht wieder zurückgegeben hast." Da schrie der Teufel und heulte jämmerlich, versprach,

sich zu bessern, schenkte dem Soldaten das Schloß sammt allem, was dazu gehörte, und gab das Versprechen, sich in Zukunft so wenig als möglich auf Erden sehen zu lassen und niemals anders, als wenn er von jemand gerufen werde. Da erbarmte sich endlich der Soldat seiner und schraubte ihn los. Da war er im Nu fort, und niemals ließ er im Schlosse wieder etwas von sich sehen oder hören. Der Soldat aber heirathete des Wirthes jüngste Tochter und sie zogen mit einander in das Schloß und lebten dort herrlich und in Freuden.

11.

Die Wetten.

Es war einmal ein armer Schuster, der vor Noth nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand. Er hatte eine Menge kleine Kinder, und niemand wollte ihm helfen, er fand weder Auskommen noch Unterstützung. Da dachte er in seiner Verzweifelung sich zu erhängen, und er ging in den Wald, suchte sich einen Baum mit einem passenden Aste und sah sich dann nach einem Stamme mit Bast um. Wie er so herumstrich, begegnete ihm der Teufel, der fragte ihn, was er hier vorhabe. Der Schuster erwiderte: „Ich will Bast abschinden und Deine Kinder binden.“ — Der Teufel sprach: „Was verlangst Du, daß wir Ruhe vor Dir haben?“ — „So viel Geld, als Du auf einmal tragen kannst,“ entgegnete der Schuster. Da holte ihm der Teufel das Geld und kehrte dann in die Hölle zurück. Hier fragten ihn die andern Teufel, was er Neues auf der Welt gesehen habe. Er erzählte ihnen, daß er im Walde einem Schuster begegnet sei, der habe ihm im Vertrauen gesagt, er wolle Bast abschinden und ihre Kinder binden. Da sagten die andern Teufel zu ihm, er hätte den Schuster bezahlen sollen, damit er

sie in Ruhe lasse. Der Teufel versetzte, er habe dem Schuster so viel Geld gebracht, als er habe fortbringen können. Das schien aber Jenen zu viel zu sein, und sie sagten, er solle hingehen und den Schuster zum Ringkampfe herausfordern. Wer der Stärkere wäre, dem solle das Geld gehören. Der Teufel kam zu dem Schuster und sprach: „Höre, ich habe Dir zu viel Geld gegeben. Wir wollen mit einander ringen, und wer der Stärkere ist, der bekommt das Geld." Der Schuster überlegte sich, wie er mit ihm fertig werden könne, und es dauerte nicht lange, so hatte er's. Er wußte, daß an einer gewissen Stelle im Walde eine Höhle war, in welcher ein Bär zu schlafen pflegte. Daher sagte er zum Teufel: „Weißt Du was, ich habe einen Großvater, der neunundneunzig Jahre alt ist. Kannst Du den Alten zu Boden werfen, so bringst Du auch mich leicht zu Falle." Da ging der Teufel mit dem Schuster in den Wald, und der Schuster zeigte ihm den Bären und sprach: „Das ist der Großvater. Ringe nun mit ihm." Der Teufel weckte den Bären und sagte zu ihm: „Komm, laß uns ringen und sehen, wer den Andern zu Boden wirft." Der Bär aber verstand Unrecht, packte den Teufel beim Kragen und schmiß ihn auf die Erde, daß ihm grün und gelb vor den Augen wurde. Da rannte der Teufel in die Hölle zurück und schrie: „Ich will nichts mehr mit dem Schuster zu thun haben. Das muß ja eine wahre Bestie von einem Menschen sein. Hat der einen Großvater, der neunundneunzig Jahre auf dem Rücken hat, und der mich mit solcher Gewalt zu Boden warf, daß mir Hören und Sehen verging. Wie stark muß er selbst sein!"

Die andern Teufel aber meinten, der Schuster habe noch zu viel Geld bekommen, und schickten einen von ihrer Zahl, daß er hingehe und mit dem Schuster um die Wette laufe. Wer der schnellere sei, dem sollte das Geld gehören. So kam denn der

zweite Teufel zu dem Schuster und forderte ihn zum Wettlaufe auf. Der Schuster antwortete: „Ich habe ein Söhnchen von drei Jahren, kommst Du dem im Laufen gleich, so läufst Du auch so schnell oder schneller wie ich.“ Der Teufel fragte, wie der Junge heiße. Der Schuster erwiderte, er heiße Hans, und führte den Teufel unter einen Baum, wo ein Hase sein Lager hatte. Der Teufel rief: „Hans steh auf, wir wollen um die Wette laufen.“ Der Hase sprang in die Höhe und wartete nicht erst, bis ihm der Teufel nachkäme, sondern lief durch Dick und Dünn, über Stock und Stein, bis er vor einen tiefen Graben gerieth. In diesen purzelte er hinein, und der Teufel purzelte hinter ihm her, wobei er sich am ganzen Leibe zerschlug. Als er wieder aufschaute, war der Hase schon oben auf der andern Seite, und obwohl er ihm nachsetzte, konnte er ihn doch nicht einholen. Da kehrte der Teufel in die Hölle zurück und schrie dort: „Das ist doch eine wahre Bestie von einem Menschen! Ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben. Er hat ein dreijähriges Söhnchen, das schneller läuft als ich. Wie vermöchte ich erst ihn einzuholen!“

Ein andrer Teufel aber lachte ihn aus und sprach: „Du bist dumm! Jetzt will ich zu dem Schuster gehen und probiren, wie stark er ist.“ So ging denn der dritte Teufel zu dem Schuster und sagte zu ihm: „Du hast zuviel Geld bekommen. Wir wollen ein Pferd im Walde herumtragen; und wer es dreimal herumträgt, dem soll das Geld gehören.“ Der Schuster suchte aus einem Stalle ein Pferd heraus und führte es in den Wald. „Nun, so trag's!“ sagte der Teufel. — „Trag Du's zuerst,“ erwiderte der Schuster. Der Teufel nahm das Pferd und trug es dreimal herum; doch wurde es ihm zu schwer, und er mußte ausruhen. Da sprach der Schuster zu ihm: „Du hast ausruhen müssen, ich aber werde nicht ausruhen. Du hast das

Pferd auf dem Rücken getragen, ich aber werde es zwischen den Beinen tragen." Damit schwang er sich auf das Pferd, hieb es tüchtig mit einer Gerte und ritt auf ihm dreimal im Walde herum. „Nun," sagte der Schuster zu dem Teufel, „bin ich nicht stärker als Du?" Der Teufel kehrte in die Hölle zurück und rief dort: „Das ist wahrhaftig eine Bestie von einem Menschen! Ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben. Ich habe ein Pferd auf dem Rücken getragen, doch kaum, daß ichs fortbrachte. Er hat es zwischen die Beine genommen und es noch dazu mit einer Gerte gehauen, und dreimal trug er es im Walde herum.

Noch immer hatten die andern Teufel in der Hölle keine Ruhe. Sie schickten noch einen aus ihrer Mitte ab: er solle zu dem Schuster gehen, und wer von ihnen beiden am stärksten pfeifen könnte, dem solle das Geld gehören. Der Teufel kam und sagte zu dem Schuster: „Pfeife!" Der Schuster aber wollte nicht zuerst pfeifen und entgegnete: „Pfeif Du!" Der Teufel pfiff zum ersten Mal, da flogen die Blätter von den Bäumen. Er pfiff zum zweiten Mal,. da fielen die Zweige nieder. Er pfiff zum dritten Mal, da fielen die Aeste zu Boden. „Du hast dreimal gepfiffen," sagte der Schuster, „und die Blätter, Zweige und Aeste fielen herab. Jetzt aber will ich pfeifen, und Du sollst sehen, daß die Bäume entwurzelt herumfliegen. Willst Du nicht um Deine Augen kommen, so binde Dir sie zu." — „O Freundchen," bat der Teufel, „binde Du sie mir zu." Der Schuster verband ihm die Augen, dann sah er sich nach allen Seiten um, wo er einen tüchtigen Prügel fände. Als er den Prügel gefunden hatte, nahm er ihn fest in die Hand, holte weit aus, pfiff und hieb den Teufel über den Kopf, indem er sagte: „Hab' ich Dir nicht gesagt, daß die Bäume herumfliegen würden?" Da schrie der Teufel: „Au, au, au!

Pfeif nicht mehr, mein Schädel schmerzt mich fürchterlich." Aber der Schuster achtete nicht darauf und sagte: „Hast Du dreimal gepfiffen, so muß ich auch dreimal pfeifen." Er pfiff und hieb ihm mit seinem Prügel abermals und dann noch einmal über den Kopf. Da verging dem Teufel Hören und Sehen, er riß das Tuch von den Augen, sah sich nicht erst um, ob irgend ein Baum entwurzelt sei oder nicht, und rannte in die Hölle zurück, und weder er noch einer seiner Kameraden kehrte jemals wieder, um den Schuster zu plagen.

12.

Käthe und der Teufel.

In einem Dorfe war eine Bäuerin, die hieß Käthe. Sie hatte ein Haus, einen Garten und dazu noch Geld. Aber wenn sie auch bis an den Hals in Gold gesteckt hätte, so hätte sie doch kein Bursch gemocht; denn sie war so schlimm wie der Teufel und hatte das loseste Maul. Sie lebte mit einer alten Mutter zusammen und brauchte manchmal Hülfe in der Wirthschaft, aber hätte jemand einen Kreuzer nöthig gehabt, und hätte sie Dukaten versprochen, so wäre ihr doch niemand beigesprungen, weil sie um jede Kleinigkeit gleich zankte und keifte, daß es zehn Meilen weit zu hören war. Außerdem war sie häßlich von Ansehen, und so blieb sie sitzen, bis sie endlich Vierzig zählte. Wie es nun gewöhnlich in den Dörfern ist, daß es Sonntags Tanzmusik giebt, so war es auch hier, und wenn sich beim Richter oder in der Schenke der Dudelsack hören ließ, war die Stube gleich voll von Burschen, auf der Flur und vor dem Hause standen Mädchen und an den Fenstern Kinder. Aber die erste von Allen war immer Käthe. Die Burschen winkten den Mädchen, die traten dann in's Rad, aber

Käthen widerfuhr ein solches Glück niemals, obwohl sie den Dudelsackspfeifer vielleicht selber bezahlt hätte. Trotzdem kam sie alle Sonntage. Nun ging sie wieder einmal hin, und da dachte sie: „Ich bin nun schon so alt und habe doch noch nicht ein einziges Mal mit einem Burschen getanzt; ist das nicht zum Todtärgern? Wahrhaftig, heute möchte ich gleich mit dem Teufel tanzen!"

Verdrießlich kam sie in die Schenke, setzte sich an den Ofen und sah wieder zu, wie die Burschen die Mädchen zum Tanze wählten. Da tritt auf einmal ein grüner Jägersmann herein, setzt sich nicht weit von Käthen an den Tisch und läßt sich einschenken. Das Schenkmädchen bringt Bier, der Grüne nimmt es und trägt es Käthen hin. Die wundert sich erst, daß der Herr ihr solche Ehre anthut, und ziert sich ein Weilchen, dann trinkt sie. Der Jäger stellt den Krug hin, greift in die Tasche und wirft dem Dudelsackspfeifer einen Dukaten hin. „Ein Solo!" ruft er. Da traten die Burschen auseinander, und der Grüne holte sich Käthen zu einem Walzer.

„Ei zum Kukuk, wer muß das nur sein?" fragten die Alten und steckten die Köpfe zusammen. Die Burschen verzogen den Mund, und die Mädchen verkrochen sich vor einander oder nahmen die Schürze vor's Gesicht, daß Käthe nicht sehen sollte, wie sie über sie lachten. Die aber sah niemand als ihren Jäger, sie war froh, daß sie einmal tanzte, und wenn sie die ganze Welt ausgelacht hätte, so hätte sie sich nichts daraus gemacht. Den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend tanzte der Jäger nur mit Käthen, kaufte ihr Pfefferkuchen und Rosoglio und begleitete sie, als es Zeit zum Heimgehen wurde, bis an ihre Hausthüre.

„Ach, wenn ich doch mit Euch bis an mein Ende tanzen könnte wie heut Abend!" sagte Käthe, als sie Abschied nahmen.

„Das kann geschehen," antwortete der Grüne, „komm nur mit mir."

„Ei wo wohnt Ihr denn?" fragte Käthe.

„Das sollst Du gleich erfahren," sagte der Jäger, „hänge Dich mir einmal um den Hals." Käthe hing sich ihm um den Hals. Da aber verwandelte sich der grüne Jäger in den Teufel und flog mit ihr nach der Hölle. Am Thore ließ er sich nieder und pochte an. Die andern Teufel kamen herbei und schlossen ihm auf, und als sie sahen, daß er ganz in Schweiß war, wollten sie ihm seine Last vom Halse nehmen. Käthe aber hielt fest wie eine Zange und ließ sich mit aller Gewalt nicht losreißen, der Teufel mochte wollen oder nicht, er mußte sich mit Käthen am Halse zum König der Hölle verfügen.

„Na, wen bringst Du denn da?" fragte dieser.

Da erzählte der Teufel, wie er auf der Erde herumgezogen sei und Käthen klagen gehört habe, daß sie keinen Tänzer bekommen könne. Es hätte ihn gedauert, und so hätte er in der Schenke eine Weile mit ihr getanzt und dann in der Hölle weiter mit ihr tanzen wollen. Nun aber hielte sie ihn fest und wollte ihn durchaus nicht wieder loslassen.

„Das ist Dir schon recht," fuhr ihn der Alte an. „Du bist ein dummer Kerl und merkst Dir niemals, was ich sage. Ehe Du mit jemand anbindest, mußt Du erst wissen, was für einen Charakter er hat. Hättest Du daran gedacht, als Du Käthen mitnahmst, so würdest Du sie hübsch zu Hause gelassen haben wie andere Leute. Jetzt packe Dich fort und sieh zu, wie Du sie wieder loswirst."

Voll Verdruß trabte der Teufel mit Jungfer Käthen auf die Erde zurück. Er versprach ihr goldene Berge, wenn sie ihn losließe, er schimpfte und fluchte, aber es half ihm Alles

nichts. Müde und matt kam er endlich mit seiner Last auf einer Wiese an, wo ein junger Schäfer in einem großen Pelze seine Heerde hütete. Der Teufel verwandelte sich hier in einen gewöhnlichen Menschen, sodaß ihn der Schäfer nicht erkannte.

„Ei, mein Lieber, wen tragt Ihr denn da?" fragte der Schäfer mit dem großen Pelze.

„Ach, Freund, ich kann kaum noch Athem kriegen!" antwortete der Teufel. „Denkt Euch nur 'mal, da gehe ich ganz ruhig meines Weges, ohne etwas Schlimmes zu ahnen, als sich mir auf einmal dieses Weib an den Hals hängt, das mich nun nicht wieder loslassen will. Ich wollte sie bis ins nächste Dorf tragen, aber ich bin es nicht im Stande, die Knie schlottern mir."

„Na, so wartet einmal," sagte der Schäfer, „ich will sie Euch auf eine Weile abnehmen, aber nicht auf lange, da ich wieder zu meinen Schafen muß; die Hälfte des Weges etwa will ich sie tragen."

„Ei, da werde ich froh sein!" rief der Teufel.

„Hörst Du, hänge Dich mir um den Hals," schrie der Schäfer Käthen zu.

Kaum hörte das Käthe, so ließ sie den Teufel los und hing sich dem Schäfer mit dem großen Pelze um den Hals. Der hatte nun mehr als genug zu tragen, Käthen und den ungeheuren Pelz, den er sich am Morgen vom Schaffer geliehen hatte. Auch kriegte er die Sache bald satt und sann, wie er Käthen loswerden konnte. Er kam endlich zu einem tiefen Teiche, da fiel ihm ein, ob er sie nicht hineinwerfen könnte. Aber wie sollte er das machen? Konnte er nicht den Pelz mit ihr ausziehen? Der war ihm ziemlich weit, und so versuchte er ganz leise und langsam, ob es ginge. Und siehe da, er zog einen Arm heraus und Käthe merkte nichts; er zog den

andern heraus, und Käthe merkte noch nichts; er machte die erste Schnur vom Knopfloche los, dann die zweite und die dritte, und Käthe merkte immer noch nichts. Da plumps! lagen Pelz und Käthe miteinander im Teiche.

Der Teufel war dem Schäfer nicht nachgegangen. Er saß an der Erde, hütete die Schafe und gukte, wie bald der Schäfer mit Käthen kommen würde. Er durfte nicht lange warten. Mit dem nassen Pelze auf der Schulter eilte der Schäfer auf die Wiese zu; denn er dachte, der Fremde werde vielleicht schon beim Dorfe sein, und die Schafe würden unbeaufsichtigt weiden. Als sie sich erblickten, sah Einer den Andern an, der Teufel, weil der Schäfer ohne Käthen kam, und der Schäfer, weil der Fremde noch immer dasaß.

Nachdem sie sich verständigt hatten, sprach der Teufel zum Schäfer: „Schönen Dank, Du hast mir einen großen Dienst erwiesen; denn ich hätte mich am Ende mit Käthen bis zum jüngsten Tage herumschleppen müssen. Nie werde ich Dir das vergessen, und es soll Dir einmal reichlich belohnt werden. Damit Du aber auch weißt, wem Du aus der Noth geholfen hast, so sage ich Dir: ich bin der Teufel."

Darauf verschwand er. Der Schäfer blieb eine Weile stehen, als ob ihn der Schlag gerührt hätte; dann sagte er zu sich: „Wenn alle so dumm wie der sind, so ist es gut."

Das Land, wo der Schäfer sich aufhielt, gehörte einem jungen Fürsten, der war sehr reich, und weil er Herr über Alles war, so genoß er auch Alles in vollem Maße. Tag für Tag vergnügte er sich nach Herzenslust auf jede nur mögliche Art, und wenn die Nacht kam, so schallte aus den fürstlichen Gemächern das Lärmen und Singen ausgelassener Zechbrüder. Das Land verwalteten zwei Stellvertreter, die waren um kein Haar besser als ihr Herr. Was der Fürst nicht verthat, das

behielten die Beiden, und so erging es den armen Unterthanen übel. Als nun einst der Fürst nicht mehr wußte, was er sich ersinnen sollte, rief er einen Sterndeuter und befahl ihm, er sollte ihm und seinen beiden Stellvertretern die Zukunft vorhersagen. Der Mann gehorchte und forschte in den Sternen nach, welch ein Ende die Drei nehmen würden. „Verzeih, o Herr," sprach er, als er damit fertig war, „Deinem Leben und dem Deiner Stellvertreter droht solche Gefahr, daß ich mir es gar nicht zu sagen getraue."

„Sag' es nur getrost heraus," erwiderte der Fürst. „Es mag sein, was es will. Du aber bleibst hier, und erfüllt sich Dein Wort nicht, so kostet es Dich Deinen Kopf."

„Gern unterwerfe ich mich Deinem Befehle," sagte der Sterndeuter. „Und so höre denn: Bevor der Mond voll wird, kommt zu Deinen beiden Stellvertretern der Teufel, und im Vollmond holt er auch Dich, o Fürst. Dann trägt er Euch alle Drei lebendig in die Hölle."

„Werft mir einmal diesen Lügner ins Gefängniß," gebot der Fürst, und die Diener thaten, was ihnen geheißen worden war. Im Herzen jedoch war dem Fürsten nicht so zu Muthe, wie er sich stellte. Die Worte des Sterndeuters hatten ihm vielmehr Angst gemacht, und zum ersten Male rührte sich bei ihm das Gewissen. Die zwei Stellvertreter aber fuhr man halbtodt nach Hause. Keiner von ihnen konnte fortan noch einen Bissen essen. Endlich rafften sie alles, was sie hatten, zusammen, setzten sich auf's Pferd, machten sich auf ihre Schlösser davon und ließen diese von allen Seiten verrammeln, damit ihnen der Teufel nicht beikommen könnte.

Der Fürst kehrte darauf auf den rechten Weg zurück, lebte still und eingezogen und begann das Land selbst zu verwalten,

indem er hoffte, er werde so vielleicht im Stande sein, seinem Schicksale zu entgehen.

Von diesen Dingen wußte der Schäfer in dem großen Pelze gar nichts. Er weidete täglich seine Heerde und kümmerte sich um das, was in der Welt vorging, keinen Deut.

Da stand eines Tages plötzlich der Teufel vor ihm und sprach: „Ich bin gekommen, Schäfer, um Dir den Dienst zu vergelten, den Du mir einst erwiesen hast. Ich soll die früheren Stellvertreter Eures Fürsten in die Hölle schaffen, weil sie ihm schlimmen Rath ertheilt und die armen Leute bestohlen haben. Bis der und der Tag erscheint, gehe ich in das erste Schloß, wo viel Volk versammelt sein wird. Sobald nun drinnen Geschrei entsteht, die Diener die Thore öffnen und ich den Herrn fortschleppe, tritt zu mir und sage: Entweiche, sonst soll Dir's schlecht ergehen! — Ich werde Dir dann gehorchen und mich entfernen. Dafür aber laß Dir von dem Herrn zwei Säcke voll Dukaten geben, und will er nicht, so drohe ihm, mich wieder zu rufen. Dann geh in das zweite Schloß und mache es ebenso und laß Dir ebensoviel zum Lohne geben. Mit dem Gelde aber halte gut Haus und verwende es nur zu nützlichen Dingen. Bis es Vollmond wird, muß ich den Fürsten selbst holen; doch den darfst Du mir nicht losbitten wollen; denn thust Du das, so mußt Du es mit Deiner eignen Haut büßen."

Damit entfernte sich der Teufel. Der Schäfer aber hatte sich seine Worte gemerkt, und als das erste Viertel um war, sagte er seinem Herrn Lebewohl und ging zu dem Schlosse, wo der eine der beiden Stellvertreter wohnte. Er kam gerade noch zu rechter Zeit. Haufen von Leuten standen da und warteten darauf, daß der Teufel ihren Herrn fortschleppen werde. Da erhob sich im Schlosse ein verzweifeltes Geschrei, die Thore flogen auf, und heraus kam der Teufel mit dem Herrn beim

Kragen, der schon ganz blaß und eine halbe Leiche war. Der Schäfer aber trat hervor, faßte den Herrn bei der Hand und stieß den Teufel mit den Worten weg: „Packe Dich, sonst soll Dir's schlecht ergehen.“ Auf der Stelle verschwand der Teufel, und der Herr küßte dem Schäfer erfreut beide Hände und fragte ihn, was er zum Lohne für seine Hülfe begehre. Als der Schäfer sagte: „Zwei Säcke voll Dukaten,“ ließ jener sie ihm sogleich geben. Zufrieden mit diesem Ausgange der Sache ging der Schäfer nach dem zweiten Schlosse, wo es ihm ebensogut gelang als im ersten.

Nun aber erfuhr auch der Fürst von dem Schäfer; denn er hatte in einem fort gefragt, wie es mit den Stellvertretern stünde. Als er Alles vernommen, schickte er dem Schäfer eine vierspännige Kutsche, und als der angefahren kam, bat er ihn inständig, sich doch auch über ihn erbarmen und ihn aus den Klauen des Teufels zu retten; denn er habe Buße gethan und sich gebessert.

„Mein Herr und Gebieter,“ antwortete der Schäfer, „Euch kann ichs leider nicht versprechen; denn hier geht es um meine eigne Haut. Ihr seid ein großer Sünder gewesen, aber wenn Ihr Euch gebessert habt und fernerhin gut thun wollt, sodaß Ihr milde, rechtschaffen und weise regiert, wie sich's für einen großen Herrn geziemt, so will ich den Versuch machen, Euch zu helfen, und wenn ich statt Eurer in die Hölle müßte.“

Der Fürst versprach ernstliche Besserung, und der Schäfer ging, nachdem er zugesagt hatte, sich am bestimmten Tage einfinden zu wollen.

Mit Furcht und Zittern erwartete Alles am Hofe den Vollmond. Wie es die Leute dem Fürsten anfänglich gegönnt hatten, daß ihn der Teufel hole, so bemitleideten sie ihn jetzt; denn von dem Augenblicke an, wo er sich geändert

hatte, konnten sie sich keinen bessern Herrn wünschen. Die Tage verstreichen, ob sie der Mensch nun in Freuden oder in Schmerzen verbringt. Ehe der Fürst sich's versah, war der große Tag vor der Thüre, wo er von allem Abschied nehmen sollte, was ihm lieb war. Schwarz gekleidet wie zum Gange nach dem Grabe saß der Fürst auf seinem Stuhle und erwartete den Schäfer und den Teufel. Auf einmal ging die Flügelthür in seinem Saale auf, und der Teufel stand vor ihm.

„Mach Dich bereit," sagte er, „Deine Zeit ist abgelaufen. Ich komme, um Dich in die Hölle zu holen."

Ohne ein Wort zu erwidern, stand der Fürst auf und schritt hinter dem Teufel her auf den Hof des Schlosses hinab, wo es von Leuten wimmelte. Da drängte sich der Schäfer ganz erhitzt durch die Menschenhaufen und ging gerade auf den Teufel zu, indem er schrie: „Lauf schnell, lauf schnell, sonst wird es Dir schlecht ergehen!"

„Wie kannst Du Dir's unterstehen, mich aufzuhalten?" erwiderte der Teufel. „Weißt Du denn nicht, was ich Dir gesagt habe?"

„Du Narr, mir handelt es sich ja nicht um den Fürsten," sagte der Schäfer. „Käthe lebt und fragt nach Dir."

Sobald der Teufel von Käthen hörte, war er weg wie der Wind und ließ den Fürsten in Ruhe. Der Schäfer aber lachte ihn im Stillen aus und war froh, daß er den Fürsten durch diese List gerettet hatte. Dafür machte ihn dieser aber auch zu seinem ersten Hofcavalier und liebte ihn wie seinen eignen Bruder, und er that wohl daran; denn der Schäfer war und blieb sein treuer Rathgeber und redlicher Diener. Von den vier Säcken mit Dukaten behielt er nichts für sich, sondern half damit den Leuten wieder auf, denen es die Stellvertreter abgepreßt hatten.

13.

Wie der Schuster in den Himmel kam.

Es war einmal ein armer Schuster, der konnte von seinem Handwerke nicht leben und seine Kinder nicht ernähren. Da ging er hin und verschrieb sich mit Weib und Kind dem Teufel. Nachdem dieß geschehen, fragte ihn der Teufel: „Was willst Du nun dafür haben?" Da sagte der Schuster: „Soviel Geld, daß ich leben und meine Kinder groß ziehen kann." So brachte ihm denn der Teufel alle Tage fünf Gulden in Silber.

Das war aber zu der Zeit, da der liebe Gott mit dem heiligen Petrus auf Erden wandelte. Die kamen eines Abends spät auch zu dem Schuster und baten um Nachtherberge. Der Schuster wußte nicht, wer sie seien, sah aber, daß es ordentlicher Leute Kind waren, und so nahm er sie bereitwillig auf; seine Frau bewirthete sie mit dem, was das Haus hergab, und bereitete ihnen, nachdem sie zu Abend gegessen, ein Nachtlager und des Morgens ein ordentliches Frühstück.

Als sie nun wieder gingen, fragte der Sohn Gottes den Schuster: „Was bekommst Du dafür?"

Der Schuster antwortete: „Ei nichts."

Der Sohn Gottes sagte: „Vielleicht doch etwas; denn ich bin der Sohn Gottes."

„Je nun, wenn es so steht," erwiderte der Schuster, „und wenn es durchaus nicht anders sein kann, so möchte ich um drei Dinge gebeten haben: erstens, wer sich auf meinen dreibeinigen Schemel setzt, auf dem ich schustere, der soll daran kleben bleiben, bis ich ihn gehen lasse; zweitens, wer von draußen nach mir durch's Fenster gukt, der soll nicht eher fortgehen können, als bis ich ihn los gebe; zum dritten, wer von meinem Pflaumenbaume hinten im Garten Pflaumen schüttelt, der soll

am Stamme hängen bleiben, bis ich ihm sage: Du kannst nun gehen."

„Das soll Dir gewährt sein," sagte der liebe Gott und ging darauf mit dem heiligen Petrus weiter.

Als die Zeit nun verflossen war, die sich der Schuster beim Teufel ausbedungen hatte, kam dieser in die Stube und mahnte seinen Schuldner: „Schuster, mache Dich fertig, Deine Zeit ist um." Der Schuster aber, der gerade beim Abendbrot saß, bat: „Warte ein Weilchen, ich möchte erst gehörig essen. Setze Dich derweile dort auf meinen Schusterschemel, ich bin gleich fertig." Da setzte sich der Teufel auf den Dreifuß und wartete. Als der Schuster nun fertig war, rief er: „Nun komm, guter Freund, wir wollen jetzt gehen." Der Teufel wollte aufstehen, er konnte aber nicht, er saß fest wie angenagelt, und sein Gesäß brannte ihm wie das höllische Feuer. „Ich brenne, ich brenne!" rief er. „Bitte, Freund, laß mich los, ich will Dir die Frist gern verlängern." Der Schuster erlaubte ihm aber nicht eher aufzustehen, als bis er ihm weitere sieben Jahre freigegeben hatte.

Als auch diese sieben Jahre vergangen waren, kam der Teufel, dachte aber klüger zu sein und ging nicht in die Stube, sondern trat blos an's Fenster, sah hinein, winkte und sagte: „Holla, Schuster, die Zeit ist um!" Der Schuster antwortete: „Gut, aber meine Frau kocht gerade das Abendessen. Warte ein wenig, bis wir gegessen haben." Als er dann fertig war, ging er mit seiner Frau und den Kindern hinaus und sagte: „Nun komm, Alter, wir sind alle bereit." Da wollte der Teufel mit ihnen in die Hölle fliegen, aber wie viel Mühe er sich auch gab, er konnte von der Stelle vor dem Fenster nicht loskommen, und so mußte er sich zuletzt wieder auf's Bitten legen. „Freundchen," sagte er, „sprich mich los; von Herzen gern will ich Dir Deine Frist noch einmal verlängern." Da sagte der

Schuster: „Topp, wenn Du mir wieder sieben Jahre Zeit lässest, gut. Kommst Du aber zum dritten Male und kannst nicht fort, so bitte mich ja nicht mehr. Ich bin es überdrüßig, von Dir zum Narren gehalten zu werden." Der Teufel gab darauf dem Schuster abermals sieben Jahre und verschwand.

Wie nun die zweiten sieben Jahre um waren, kam der Teufel zum dritten Male, um den Schuster und seine Familie zu holen, und jetzt ging er wieder in die Stube. Der Schuster sagte: „Gut, daß Du endlich da bist. Ich habe schon gewartet und komme gleich mit, will mich bloß ein bischen anziehen. Geh inzwischen in den Garten und schüttle da den großen Pflaumenbaum. Meine Frau soll ein Tuch voll Pflaumen mit auf die Reise nehmen, die wollen wir unterwegs essen, und die werden auch Dir gut schmecken." Da ging der Teufel in den Garten und schüttelte in seiner Begier nach den Pflaumen den Baum so heftig, daß nicht blos die Früchte, sondern auch alle Zweige und Aeste herunterfielen und nur der nackte Stamm übrig blieb. Des Schusters Weib aber las die Pflaumen auf. Jetzt aber kam der Schuster selbst herbei und fragte: „Nun, guter Freund, bist Du bereit; wir sind fertig. Aber, was sehe ich da? Ich sagte Dir ja nur, Du solltest die Pflaumen abschütteln, doch wie es scheint, willst Du gleich den ganzen Baum mitnehmen. Laß den stehen und komm!"

Da wollte der Teufel fort, aber wie sehr er auch zog und zerrte, er konnte nicht von der Stelle, und zum dritten Male begann er zu bitten und zu flehen: „Schusterchen, Freundchen, hilf mir und mache mich los!" Aber der Schuster machte ein böses Gesicht und sprach: „Hab' ich Dir nicht gesagt, wenn Du zum dritten Male kämest, so solltest Du das Bitten unterwegs lassen? Immer will ich gehen, und immer kommst Du mir in die Quere und machst Umstände. Warte, Du sollst mich nicht

mehr zum Narren haben.“ Mit diesen Worten ging er in die Stube, um seinen Knieriem zu holen, und als er wieder kam, regnete es auf den Teufel Hiebe wie vorher Pflaumen. Der Teufel schrie und heulte, als ob er am Spieße steckte, sodaß die Leute auf der Gasse zusammenliefen, um zu sehen, wer im Garten des Schusters solchen Lärm schlüge. Da sahen sie, daß der Schuster den Teufel in der Arbeit hatte. Als der Schuster nun nicht mehr konnte und der Teufel gehörig weich geklopft war, sagte jener: „Nun mache, daß Du fortkommst. Geschwind! Lauf zu!“ Da lief der Teufel in die Hölle und kam niemals wieder.

Als es nun an's Sterben ging, wurde dem Schuster doch Angst, er werde, da er sich dem Teufel verschrieben habe, nicht in den Himmel kommen. So befahl er, als er sein Testament machte, man solle ihm sein Schurzfell mit in den Sarg geben. Nachdem er todt war, ging er die Straße hinauf, die nach dem Himmelsthore führt und klopfte an. Der heilige Petrus schloß ihm auf, und als er sah, wer es war, sagte er: „Schuster, Du hast Dir den Weg umsonst gemacht; hier ist Dein Platz nicht. Weiche von hinnen; was Du Dir gewählt hast, das soll Dir werden. Hättest Du Dir das Reich Gottes gewählt, so wäre es Dir zu Theil geworden.“ Damit schlug er ihm das Thor vor der Nase zu.

Der Schuster kratzte sich im Kopfe und sagte: „Eine schlimme Geschichte! Was soll ich armer Sünder nun anfangen? Na, vielleicht können sie mir einen Platz in der Hölle geben. Wollen einmal sehen, wie es dort steht.“ So ging er denn die Straße nach der Hölle hinunter. Sobald ihn aber die Teufel von weitem gewahr wurden, schrien sie ängstlich: „Rasch, das Thor zugemacht! Es ist der Schuster. Laßt ihn nicht herein; sonst prügelt er uns noch aus der Hölle hinaus.“ So mochte der

Schuster an das Höllenthor pochen, so lange und so derb er wollte, man ließ ihn nicht hinein.

Da ging der Schuster wieder nach dem Himmelsthore und pochte nochmals an. Der heilige Petrus öffnete, sah ihn an und sagte: „Du kommst vergebens. Hier ist nicht Dein Platz.“ Der Schuster aber ersah seine Gelegenheit und schlüpfte ihm unter dem Arme durch in den Himmel hinein, wo er sofort sein Schurzfell auf den Boden hinbreitete und sich darauf setzte. Petrus wollte ihn fortjagen, der Schuster aber blieb gelassen sitzen und sagte: „Ich sitze hier nicht auf dem Deinigen, sondern auf dem Meinigen.“ Da ging der heilige Petrus zu unserm Herrn Christus und klagte: „Herr, der Schuster ist mir hier hereingekrochen und will nun nicht wieder fort, da doch seine Stätte nicht hier beim lieben Gott, sondern unten beim Teufel ist.“ Den Sohn Gottes aber erbarmte es des Schusters, und er gebot: „So laß ihn da. Mag er dort am Thore sitzen.“

XIII.

Humor in Rechts- und Handwerksbräuchen.

Ein geistreicher Docent, der jetzt Professor ist, theilte einst das Recht, ich weiß nicht, auf welche Gründe hin, in episches, lyrisches und dramatisches Recht, was einigen seiner Zuhörer Anlaß gegeben haben soll, sich zu fragen, ob es nicht am Ende auch tragisches und komisches Recht geben möge. Wird das zu verneinen sein, wenn nicht etwa das Recht, welches jener Jünger Ulpians vortrug, oder wenigstens die angegebene Eintheilung komisch erscheinen konnte, so hat es in der alten guten Zeit allerdings Rechtssatzungen und Rechtsbräuche gegeben, die, wenn auch ursprünglich zum Theil aus anderen Quellen geflossen, doch zuletzt wie ganz vom Volkshumor geschaffen aussahen und mehr oder minder komisch wirkten.

Ich denke hier zunächst an die Naivetät, welche statt trockner, nüchterner Verstandsbegriffe eine in die Sinne fallende Thatsache nennt, z. B. für ein Minimum von Grundbesitz soviel, daß eine Wiege oder ein dreibeiniger Stuhl darauf stehen könne. Die Absicht, zu scherzen, ist dabei nicht anzunehmen; der Humor des Volkes hat unbewußt einen leisen Zug von seinem Wesen in jene Bestimmung hineingebracht.

Mehr tritt dieß bei gewissen Leistungen an den Grundherrn hervor, z. B. bei dem „Kuttenzins," den das mansfeldische Dorf Stangerode an das Amt Erdorf zu errichten hatte, und bei dem „Rutscherzins," welchen der hessische Ort Salzberg (Vgl. Grimms D. Rechtsalterthümer 388) durch das Walpertsmännchen ablieferte.

Auch gewisse Bestimmungen über Genugthuung klingen wie vom Humor des Volkes ausgegangen. Ich erinnere an diejenige, nach welcher bei einem Todtschlage ein Hund beim Schwanze aufgehängt und von dem Schuldigen so lange mit Weizen überschüttet werden soll, bis nichts mehr von ihm zu sehen sei, an die Scheinbußen, die den Unfreien, den fahrenden Leuten und den Pfaffenkindern zu leisten waren, vor Allem aber an die Satzungen in Betreff von Ehrenstrafen. Beispiele sind hier das Hundetragen, von dem sich in der sächsischen Redensart „Hunde führen bis Bautzen" ein Nachklang erhalten hat, und der Eselsritt der Frau, die ihren Mann geschlagen hat, sowie die Führung des Esels durch den Mann, der seiner Frau Gemahlin dabei unterlegen war — ein Brauch, der von Bessungen im Darmstädtischen berichtet wird. Ferner gehört in diesen Zusammenhang der von Vernaleken aus einem alten österreichischen Pantaidingbuche mitgetheilte Rechtssatz: „Ob sich Weiber oder Dirnen mit einer zerkriegten, rauften und schlügen, oder eine die andere mit unziemlichen Ehre tödtenden Worten schändete, soll man ihnen den Bockstein anhängen (wohl das Bild des stößigen Bocks in Thon oder einem ähnlichen Material grob ausgeführt); den sollen sie tragen durch das ganze Dorf von einem Fallthor zu dem andern, und als oft sie rasten unterwegs, als oft zahlen sie 72 Pfennige Strafe. Dazu soll der Richter dingen einen Pfeifer und ihr eigener Mann einen Pauker." Noch deutlicher war der Humor

dabei im Spiele, wenn im Mainzischen dem Manne, der sich von seiner Frau mißhandeln ließ, der Fastnachtsschabernack angethan wurde, daß die Burschen seines Ortes ihm das Dach abdeckten. In Zürich herrschte früher der Brauch, daß derjenige, welcher seine Mitbürger in Maß und Gewicht betrog oder sonst einen Frevel der Art beging, welcher keine Leibesstrafe nach sich zog, in die „Schnelle" kam. Diese aber war ein Korb, der an einem Schnellgalgen hing und vermittelst eines Strickes hinaufgezogen und heruntergelassen wurde, und unter welchem sich eine kothige Pfütze befand. Der zur Schnelle Verurtheilte wurde in den Korb gesetzt und in die Höhe gezogen. Dort blieb er den Augen der in Menge um ihn versammelten Zuschauer ausgesetzt und mußte ihre Spottreden anhören. Man gab ihm weder zu essen noch zu trinken, dagegen stand ihm frei, aus dem Korbe herabzuspringen und davonzulaufen. Wenn er aber herabsprang, sank er unten tief in den Koth der Pfütze, bespritzte sich über und über und mußte sich unter dem Hohngelächter der Umstehenden wieder herausarbeiten.

Desgleichen gehört hierher die „wilde Hochzeit" in Tirol. Dieselbe findet nach Zingerle statt, wenn eine bis zum Handschlag gediehene Heirath plötzlich von Seiten des Bräutigams rückgängig gemacht wird. Der verlassnen Braut wird dann, grausam genug, die wilde Hochzeit gehalten. An demselben Sonntag, an welchem das Aufgebot hätte geschehen sollen, versammeln sich die Burschen des Dorfes und veranstalten vor dem Hause der Eltern der Braut eine Katzenmusik. Sind alle versammelt, so tragen zwei von ihnen eine „Kornreuter" in das Haus der Braut. Dieses große Sieb bedeutet „durchgefallen." Dann wird das Aufgebot in folgender Weise vorgenommen. Ein Bursche tritt bei feierlicher Stille vor und liest den Verkündzettel, der etwa so lautet: „Zum sakramentarischen Weha

haben sich entschlossen der ehren- und zuchtlose alte Junggesell N. N. (Haus- und Spitzname) mit der nicht minder ehr- und tugendlosen Jungfrau N. N., Tochter des N. N. und dieß mit unsrer Dispens zum ersten, zweiten und dritten Mal."

Nun erfolgt ein höllischer Lärm. Unter Jauchzen, Schreien und Singen von Spottliedern werden Flinten und Pistolen abgefeuert. Endlich fällt die Katzenmusik mit ungeheurem Spektakel ein, und der Brauttanz beginnt. Ein maskirtes Paar, welches die Braut und den Bräutigam vorstellt, tritt vor und eröffnet den Reigen. Ihrem Beispiele folgen unter dem Gedröhn ohrenzerreißender Instrumente andere Paare von Burschen, bisweilen zwanzig bis dreißig an Zahl. Dann folgt das Trinken auf das Wohl des Brautpaares unter allerhand neckischen Toàsten. Nachdem dieß geschehen, setzt sich das vermummte Brautpaar auf Stühle, und die Burschen überreichen ihm Geschenke. Der Eine bringt Früchte des Feldes, z. B. Kürbis-, Erdäpfel- und Nußschalen, ein Anderer eiserne Ringe oder Blechblättchen, ein Dritter Eierschalen und Aehnliches. Unter diesen Hochzeitsgeschenken dürfen folgende Stücke nicht fehlen: Eine aus Lumpen gemachte Puppe, eine Radtruhe statt der Wiege, ein langes Seil als Wiegenband. Das Brautpaar stattet dann seinen Dank für die erhaltenen kostbaren Geschenke ab, worauf der Höllenlärm der Andern ärger wie je wieder angeht und bisweilen bis nach Mitternacht fortdauert.

Gleichfalls von der derben Schalkhaftigkeit des Volkes eingeführt war die alte Sitte, bei dem Setzen von Marksteinen Kinder mitzunehmen und ihnen als „Merk's" oder „Dachtel" an der betreffenden Stelle einen Backenstreich zu geben. Welche Gestalt diese Gewohnheit in den österreichischen Alpen noch vor wenigen Jahren hatte, zeigt folgende kleine Erzählung in Vernalekens „Alpensagen":

„Im Sommer 1852 waren wir (ein Knabe aus Obernberg spricht) an unserm Spielplatze. Da erregte unsre Aufmerksamkeit ein kleiner Zug, der nicht weit von uns vorüberkam. Neugierig liefen wir auf ihn zu und bemerkten, daß es der Bürgermeister und der Baumeister mit etlichen Arbeitern waren. Wir folgten ihnen in einiger Entfernung, und nach ungefähr einer halben Stunde machten sie Halt, und die Arbeiter gingen daran, ein Loch zu graben. Nun kamen auch wir näher und sahen einen Grenzstein, der eingesetzt werden sollte. Als das Loch fertig war, lockten uns die Arbeiter unter dem Vorgeben, wir sollten ihnen helfen, ganz nahe an das Loch heran. Schnell bereit, wo es galt, unsere Kräfte zu zeigen, gingen wir hin, aber in demselben Augenblicke fühlten einige von uns sich von starken Fäusten ergriffen, und ehe wir's uns versahen, wurden wir einer nach dem andern mit dem Kopfe in die Grube gesteckt. Nachdem wir so eine Weile unter dem Gelächter unsrer Kameraden wider unsern Willen „Baum gestanden," fragten sie uns, ob wir uns die Grenze gemerkt hätten, und dann ließ man uns laufen. Wir eilten unserm Badeorte zu, um uns von der uns anhängenden Erde zu reinigen."

In Mauer und einigen andern Orten Niederösterreichs wird alle Jahre zu Georgi „g'mäch putzt." Dieses Verfahren besteht darin, daß der Ortsvorsteher mit Männern aus der Gemeine die Grenzsteine besichtigt. Ihnen folgen gewöhnlich eine Anzahl Knaben, und diejenigen unter diesen, welche zum ersten Male mitgehen, werden von den Erwachsenen „gelunznet," was darin besteht, daß die Knaben an Kopf und Beinen gepackt und so hin und hergeschwungen werden, daß sie einige Male mit dem Hintern an den Grenzstein stoßen, damit sie sich dessen Stelle merken. Abends geht's dann in's Wirthshaus, wo den Gelunzten auch ein Trunk verabreicht wird.

Aehnlich, aber noch komischer ist der Gebrauch des „Zustutzens" der jungen Bürger zu Weißenheim in der Pfalz, der nach Riehl noch vor Kurzem üblich war. Alljährlich begaben sich hier die, welche in den letzten zwölf Monaten das Bürgerrecht des Städtchens erlangt hatten, an einem bestimmten Tage nach einem Steine vor dem Rathhause, wo der Bürgermeister sie beim Genick faßte und, indem er sie auf den Stein drückte, ihnen allerlei komische Privilegien, z. B. das Recht auf Empfang von fünfzig Malter Bäckerrauch, die Erlaubniß zum Fischfang auf dem Kuhberge und die freie Jagd auf dem lobenheimer See, ertheilte.

Ganz entschieden endlich hat der deutsche Volkshumor bei der Ausbildung der Sitte des „Hänselns" mitgewirkt, die allerdings auch ernste Zwecke im Auge hatte, und ebenso ist er bei der hiermit verwandten Deposition oder Fuchstaufe der Studenten thätig gewesen. Die Komik war dabei freilich in der Regel ziemlich plump, oft sogar unsauber und grausam, aber sie theilte hierin den Charakter der damaligen Zeit. Betrachten wir auch diese Seite unseres Gegenstandes genauer.

Wenn in der alten Zeit der Lehrling in einer deutschen Innung gehörig ausgelernt hatte, so wurde er vor den Zunftmeister gebracht und von diesem vor offner Lade im Namen des Handwerks feierlich „frei- und losgesprochen." Er war damit aus einem „Jungen" zum „Jünger" geworden. „Gesell" wurde er erst durch eine zweite feierliche Handlung, die bei den verschiedenen Gewerken verschiedene Namen führte und, wie ich weiter unten auszuführen gedenke, auch bei andern Berufsarten, in Ostpreußen selbst unter den Dorfknechten, üblich war. Der Jünger wurde „gehänselt," „getauft", „geschliffen," „gehobelt," oder „gedreht," und zwar geschah dieß in der Versammlung

der Gesellen, denen jener gewöhnlich von zwei Meistern zugeführt wurde, durch den Altgesellen.

Zweck dieser Ceremonie war Unterrichtung des angehenden Gesellen in den Bräuchen seiner Zunft, die er wissen mußte, wenn er in die Fremde ging, da deren Kunde ihm gewissermaßen als Paß und Beglaubigungsmittel auf den Herbergen und bei den Meistern diente, bei denen er Arbeit suchte oder um das herkömmliche Geschenk vorsprach.

Die Unterweisung geschah vermittelst einer stereotypen Rede, die mit allerhand humoristischer Zuthat gespickt und gewürzt war, und deren Hauptstellen durch gewisse Handgreiflichkeiten, Zupfen an den Haaren, Schläge mit Ruthen oder Holzlöffeln, Backenstreiche, Begießen mit Bier oder Wasser u. d. eingeprägt wurden.

Bei manchen Handwerkern kam hierzu noch eine Prüfung. Bei den Beutlern mußte der Jünger Handschuh und Strümpfe mit Kohle auf den Tisch der Herberge zeichnen, und versah er sich dabei, so hatte er die Zeichnung auszulöschen, wobei man ihm mit Ruthen auf die Finger schlug. Bei den Buchbindern mußte er alle Handgriffe, die zum Einbinden eines Buches erforderlich sind, nach bestimmter Formel aufzählen, während er auf einem Klötzchen, dem „Arbeitsholze" saß. Die Gesellen nahmen ihm dieß im Verlauf seiner Rede wiederholt weg und warfen es durch's Fenster auf die Straße, von wo er es zurückzuholen und dann genau da fortzufahren hatte, wo er stehen geblieben war. Vermochte er das nicht, so erhielt er von dem ihn Prüfenden mit einem Rührlöffel einen Schlag auf die Hand.

Dazu traten ferner bei einigen Zünften verschiedene mehr oder minder symbolische Handlungen und häufig auch reine Neckereien, die mitunter ziemlich grausam waren. Bei den

Tischlern war die Ceremonie des Hänselns eine Darstellung des Verfahrens bei der Umgestaltung des Rohstoffes in ein Arbeitsproduct. Der Jünger, welcher hier den anmuthigen Spitznamen „Kuhschwanz“ führte, wurde auf eine Bank gelegt und zunächst behackt, beschnitten und behobelt, worauf dem Altgesellen von dem anwesenden Meister befohlen wurde, aus dem Behobelten eine Säule zu machen. Der Altgesell riß diese Säule auf dem Leibe des Kuhschwanzes mit einem Holzzirkel auf, dessen eine Spitze in einen mit schwarzer Farbe gefüllten Pinsel auslief. Der Meister erklärte diese Säule für mißlungen, und darauf überstrich der Altgesell dem Jünger das Gesicht mit seinem Pinsel. Bei den Messerschmieden bekam der Aufzunehmende unter Anderm vom Herbergsvater ein paar Ohrfeigen, wozu dieser sagte: „Das leide von mir; wenn Dir aber ein Anderer eine giebt, so wehre Dich.“ Bei den Beutlern, wo der Bewerber um die Gesellenwürde mit einem Strohkranz auf dem Kopfe (gleich den gefallnen Mädchen, wenn sie Kirchenbuße thaten) und Kniebändern von Stroh zu erscheinen hatte, wurde derselbe am Schlusse der Ceremonie durch einen Barbier bearbeitet, der ihn mit einem Hackemesser abschabte, ihn mit einem Ziegelsteine berieb und ihn zuletzt mit Staub puderte, worauf ihm „der böse Zahn“ ausgerissen und in den mit einem Löffel offen gehaltenen Mund ein rohes Ei geworfen wurde, welches „der Zahn der Weisheit“ hieß.

Mehr hierüber findet man in der Schrift: „Das deutsche Handwerk“ von F. W. Stahl (1874 zu Gießen bei Ricker erschienen), der ich im Obigen auszugsweise gefolgt bin.

In der ältesten Zeit nannte man die Aufnahme in die Gesellenschaft die „Taufe,“ und den, welcher sie an dem Jünger vollzog, den „Pfaffen,“ neben dem noch „Pathen“ und ein „Glöckner“ fungirten. Diese erschienen in feierlichem Aufzuge

in der Herberge, voran der Pfaffe mit Meßbuch und Weihwedel, dann die Pathen mit dem Jünger, zuletzt der Glöckner, der seine Glocke schwang, und sangen ein „Laudate Dominum." Als diese Profanirung kirchlicher Gebräuche Anstoß erregte, richteten die Gesellen sich anders ein. Die Taufe wurde bei den Tischlern zum „Hobeln," bei den Schmieden zum „Feueranblasen," bei den Gerbern zum „Einweichen," bei den Böttchern zum „Schleifen;" der Pfaffe verwandelte sich in einen „Hobel"- oder „Schleifgesellen;" die Pathen hießen fortan „Zeugen" oder, wie bei den Böttchern, „Schleifgöttinnen." Der Jünger führte während der Hänselung einen besonderen Namen; bei den Weißgerbern hieß er der „Jude," bei den Tischlern, wie bemerkt, der „Kuhschwanz" oder auch der „Schlüssel", bei den Böttchern der „Ziegenschurz." Am Schlusse der Ceremonie aber empfing er einen anderen Namen, den Gesellennamen, bei dem er von nun an allein genannt werden durfte.

Nach diesen Vorbemerkungen gebe ich im Nachstehenden mit einigen Zusammenziehungen und Weglassungen die Rede und die Bräuche, mit welchen vor etwa anderthalb Jahrhunderten die deutschen Böttcher ihre Lehrlinge in Gesellen verwandelten. Wer diesen Act unverkürzt zu haben wünscht, der schlage Stahl S. 239 bis 260 nach oder verschaffe sich das 1708 erschienene „Ceremoniell der Handwerke und Künste" von Frisius, aus dem jener die Sache entnommen hat.

Wenn der Böttcherjunge losgesprochen sein wollte, so suchte er sich einen Gesellen, der zu dem Ende die Rolle des Schleifpfaffen zu übernehmen geneigt war. Mit diesem lud er alle Meister seines Handwerks im Orte sowie die Gesellen desselben zu der Feierlichkeit in die Herberge ein. Waren sie alle versammelt und die Lossprechung erfolgt, so erhob sich der Schleifpfaffe und hielt folgende Rede:

„Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen. Ich bitte Meister und Gesellen, sie wollen mir doch vergönnen, ein Wort oder zwei zu reden. Ich sage mit Gunst, es ist Meister N. N. sein Ziegenschurz zu mir gekommen und hat mich angesprochen und gebeten, daß ich ihn heutigen Tages schleifen und seinen ehrlichen Namen segnen soll. Nachdem es Handwerksgebrauch ist, so habe ich ihm Dasselbige nicht wollen abschlagen. So mit Gunst, günstige, liebe Meister, desgleichen alle Gesellen: ich wollte sie alle miteinander gebeten haben, sie wollen mir doch vergönnen, daß ich den Ziegenschurz möchte hereinholen."

Dieß geschieht, und der Redner fährt, zunächst im Namen des Aufzunehmenden, fort:

„Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen. Ich sage mit Gunst: Ich komme daher, ohn' alle Gefähr, es tritt mir nach, ich weiß nicht wer, ein Ziegenschurz, thut Solches Meister und Gesellen zum Trutz, ein Reifenmörder und Faßverderber, ein Pflastertreter, ein Meister- und Gesellenverräther. Er tritt auf die Schwellen, er tritt wieder davon; er spricht, er habe es nicht gethan; er tritt mit mir herein, er spricht, er will nach diesem seinem Schleifen auch ein guter Geselle sein." . . .

„So mit Gunst, Meister und Gesellen! Ich habe drei Umfragen zu thun; derohalben frage ich zum ersten Mal, ob etwa ein Meister oder Geselle vorhanden wäre, der auf mich oder auf diesen gegenwärtigen Ziegenschurz oder auf seinen Lehrmeister etwas wisse. Der wolle jetzund aufstehen, mit Bescheidenheit vor den Tisch treten und Solches bei Zeiten melden, hiernach aber stille schweigen, damit ich in meinem Schleifen nicht gehindert und der Ziegenschurz hernach auf seiner Wanderschaft möchte geehrt und gefördert werden. Weiß aber Einer

etwas auf mich, so will ich mich von einem ehrsamen Handwerke, nach dem es der Gebrauch ist, willig strafen lassen. Weiß aber Einer etwas auf diesen gegenwärtigen Ziegenschurz, so soll derselbe nicht so würdig und werth gehalten werden, daß er von mir oder von einem ehrsamen ganzen Handwerke zu einem Gesellen gemacht werden soll. Weiß aber Einer etwas auf seinen Lehrmeister, so wird derselbige sich auch willig strafen lassen." . . . „So aber Keiner nichts weiß, so wollen wir etwas Anderes anfahen. Der Tag wartet unsrer nicht, vielweniger Zeit und Stunde. So mit Gunst, Meister und Gesellen, daß der Ziegenschurz mag auf den Tisch steigen. So mit Gunst, daß der Ziegenschurz mag auf dem Schemel sitzen. So mit Gunst, daß ich mag um den Tisch 'rumgehen und sehen, ob der Tisch auch wohl verkeilt ist, damit ich und mein Ziegenschurz nicht herunterfallen. Ich sage, mit Gunst, Meister und Gesellen, daß ich mag auf den Tisch steigen. Ich sage, mit Gunst, daß ich mag dem Ziegenschurz in die Haare greifen, ich in die seinen und er nicht in die meinen; denn so würden wir der Sache nicht lange eins bleiben, es würde uns der Tisch zu schmal, die Stube zu enge, die Thüre und Fenster viel zu wenig sein."

Der Candidat zur Gesellenwürde, der einen Schemel auf der Schulter mitgebracht hat, setzt nun diesen auf den Tisch und sich auf den Schemel, und jeder von den anwesenden Gesellen zieht ihm diesen dreimal weg, sodaß er auf den Tisch fällt. Der Schleifpfaffe aber zerrt ihn bei den Haaren wieder in die Höhe, was „Schleifen" genannt wird, und begießt ihn dabei mit Bier, worauf er fortfährt:

„Nun wohlan, das Haupt, auf das ich greife, das ist hohl wie eine Pfeife, darunter ist ein rother Mund, darein schickt sich ein guter Bissen wie ein guter Trunk. Nun, mein lieber N. N., wenn ich Dich schleifen und segnen soll, so ist hier und anderswo

mehr Handwerksgewohnheit, daß neben dem Schleifpfaffen man auch muß zwei Schleifgöttinnen haben. So sieh Dich um allhier unter den Gesellen, lies Dir einen oder zwei aus, die neben mir Deine Schleifgöttinnen seien."

Sobald dieß geschehen, fragt der Redner:

„Nachdem Du nun einen Schleifpfaffen und zwei Schleifgöttinnen hast, so will ich Dich gefragt haben: wie willst Du mit Deinem Schleifnamen heißen? Erwähle Dir einen feinen, der kurzweilig ist, und der den Jungfrauen wohl gefällt. Denn wenn Einer einen kurzweiligen Namen hat, so trinkt ihm jedermann eher ein Glas Bier oder Wein zu, deß er sonst wohl darben müßte. Sage nun, wie willst Du heißen? Hans Springinsfeld oder Hans Saufaus oder Hans Frißumsonst oder Hans Seltenfröhlich oder Urban Machdenleimwarm oder Velten Stemmshorn oder was sonst der Namen mehr sein? Nun Du sollst bei Deinem Namen bleiben.

So mit Gunst, günstige, liebe Meister und Gesellen: er will mit seinem Schleifnamen N. heißen. Ist Einer oder der Andere da, der also heißet, so wollen wir eine Weile diesen unter die Bank stecken und jenen schleifen. Ist aber Keiner da, so wollen wir den behalten und schleifen."

Die Versammlung schweigt, und der Schleifpfaffe fährt, zu dem Candidaten gewendet, fort:

„Wohlan denn, mein lieber N., so will ich Dich nun fragen, was Du zum Namengelde giebst. Verehre denen Gesellen eine Kuh und ein Kalb, dazu ein fettes Schwein und ein paar Hühner und Gänse, ein Faß Bier und ein Faß Wein, das liegt alles zu Cöln am Rhein. Nun hast Du aber weder Roß noch Wagen und kannst Solches auf Deinem Buckel nicht selbst her tragen. Was gedenkst Du denn zu geben?"

Der Ziegenschurz nennt die Summe, und der Redner fragt nun dessen Lehrherrn:

„Mit Gunst, Meister N. N., habt Ihr Euren Jungen auf diesmal ausgelernt? Hat er Euch auch viel Holz und Reifen zerweicht und zerbrochen? Ist er oft bei Bier und Wein gewest und schönen Jungfrauen nachgelaufen? Hat er gerne gespielt und wacker geturnirt? Hat er gerne lange geschlafen und wenig gearbeitet, oft gegessen und zeitig Feierabend gemacht? Hat er auch seine Lehrjahre ausgestanden, wie es einem ehrlichen Jungen gebührt?"

Antwort: „Ja."

„Hast Du denn nun ganz ausgelernt?"

Antwort: „Ja."

„Ei, Du kannst gar nicht ausgelernt haben; denn schau Dich ein wenig um hier unter den Meistern und Gesellen, wie so feine alte Meister und Gesellen hier sein, doch hat noch keiner ausgelernt, und Du willst schon ausgelernt haben? Das ist noch weit gefehlt. Gedenkst Du auch Meister zu werden?"

Antwort: „Ja."

„Ei, Du mußt zuvor Geselle werden. Gedenkst Du auch zu wandern?"

Antwort: „Ja."

„Wo willst Du hinausziehen? Du kannst nicht gleich zum Thore hinauswandern, sondern Du mußt zuvörderst aus Deines Meisters Thür hinaus, und so machst Du kein Loch durch die Mauer, es fällt Dir auch kein Stein oder Ziegel auf den Kopf. Denn wenn Du ein Loch durch die Mauer machtest, so würden die Herren (vom Rathe) nicht mit Dir zufrieden sein, Du müßtest es wieder machen lassen." . . .

. . . Hier ist eine Lücke, in der wahrscheinlich früher ungefähr das stand, was die Schmiede an dieser Stelle der Aufnahme-

ceremonie sagten, also etwa: „So nimm einen ehrlichen Abschied von dem Meister, Sonntags zu Mittag nach dem Essen, nicht in der Woche, und sprich: Lehrmeister, ich sage Euch Dank, daß Ihr mir zu einem ehrlichen Handwerk habt verholfen. Es steht heute oder morgen gegen Euch oder die Eurigen wieder zu verschulden.“ . . .

„Da schleife ich (gebe ich durch Ziehen an den Haaren einen Merk's, einen Denkzettel) zum ersten Male. Nun so steh auf und kehre Dich dreimal um und sprich mir nach: Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen.

Wenn Du nun wirst zum Thore hinausziehen, so werden drei Wege gehen: der eine zur Rechten, der andere zur Linken, der dritte gerade aus. Welchen willst Du ziehen? Gehst Du gerade aus, oder wie man in dem gemeinen Sprichwort zu sagen pflegt, der Nase nach, so wirst Du leichtlich nicht irren. Denn wenn Du den Weg gingest zur Rechten oder zur Linken, so zögest Du zu einem Thore aus, zum andern wieder ein, und so würde Deine Wanderschaft bald aus sein. Wenn Du nun den Weg fortziehst, so wirst Du vor einem Misthaufen vorübergehen, da werden schwarze Raben daraufsitzen, die schreien: Er zieht weg! Er zieht weg! Wie willst Du es machen? Wirst Du wieder umkehren?“

Antwort: „Ja.“

„Du sollst Deinen Weg fortgehen und gedenken: Ihr schwarzen Raben, ihr werdet meine Boten sein. Wenn Du nun weitergehest, so wirst Du kommen vor ein Dorf, da werden Dich drei alte Weiber sehen und sagen: Junggeselle, kehret doch wieder um. Denn wenn Ihr eine Viertelmeile Wegs gehet, so werdet Ihr in einen Wald kommen und Euch darin verirren, da wird dann niemand wissen, wo Ihr hin seid. — Wie willst Du es machen? Willst Du wieder umkehren?“

Antwort: „Ja.“

„Ei, Du sollst es nicht thun! Denn es wäre Dir ein Spott, daß Du Dich ließest drei alte Weiber überreden. „Wenn Du nun bis an des Dorfes Ende gegangen bist, so wirst Du kommen vor eine Mühle, die wird sagen: Kehre wieder, kehre wieder, kehre! Willst Du umkehren oder fortgehen? — Du sollst Deinen Weg fortgehen und sagen: Mühle, gehe Du Deinen Klang, und ich will gehen meinen Gang“. . . . „Wenn Du nun wirst fortlaufen, so wirst Du vor den großen Wald kommen, davon Dir die drei alten Weiber gesagt haben. In demselben wird es finster und ungeheuer sein, und Dir wird recht grauen. Die Vögel werden singen jung und alt, der Wind wird wehen gar sauer und kalt, die Bäume werden gehen die Winke, die Wanke, die Klinke, die Klanke, die brausen und prasseln. Da wird es sein, als ob Alles mit einander wollte über den Haufen fallen, und Du wirst gedenken: Ach wärst Du daheim bei der Mutter geblieben! Denn da steht zu besorgen, daß ein Baum umfallen und Dich erschlagen möchte. Da kommst Du um Dein junges Leben, Deine Mutter um ihren Sohn und ich um meinen Ziegenschurz. Da wird es führwahr von Nöthen sein, wieder umzukehren, oder willst Du Deinen Weg fortgehen? — Du sollst nicht wieder umkehren, sondern fortgehen. Kaum wirst Du nun vor den Wald hinaus sein, so wirst Du auf eine grüne Wiese kommen, allda wird ein gar schöner Birnbaum stehen und darauf schöne gelbe Birnen. Nun wird der Baum hoch sein, daß Du wirst keine können herunterlangen, und Dich wird doch gelüsten, Birnen zu essen. Wie willst Du es machen, daß Du welche davon bekommst? — Lege Dich eine Weile unter den Baum und sperre das Maul auf. Denn wenn eine kühle Luft kommt, so werden sie Dir schon haufenweise ins Maul fallen. Willst Du das thun?“

Antwort: „Ja."

„Nein" — der Redner schüttelt den Candidaten bei den Haaren — „das sollst Du nicht thun. Ich will Dir einen andern Rath geben. Du bist ein junger starker Geselle. Bis an (d. h. mache Dich heran) und nimm den Baum unten beim Stamme und schüttle ihn also. (Abermaliges Schütteln an den Haaren). Da werden sie häufig herunterfallen. So wirst Du vielleicht einen Ranzen oder Bündel bei Dir haben. Wie willst Du es machen? Willst Du sie alle auflesen?"

Antwort: „Ja."

„Ei, Du sollst es nicht thun, sondern etliche liegen lassen und gedenken: Wer weiß, wo etwa ein anderer guter Geselle durch den grausamen Wald kommen und ebenfalls unter diesem Birnbaum rasten möchte, der auch gerne Birnen essen wollte, aber nicht so stark wäre, daß er den Baum schütteln könnte, so würde es ihm ein guter Dienst sein, wenn er etwas Vorrath fände." ... „Wenn Du nun weiter fortgehst, so wirst Du zu einem Wasser kommen, darüber wird ein schmaler Weg sein, darauf wird Dir eine Jungfrau und eine Ziege begegnen. Nun wird aber der Weg so schmal sein, daß Ihr einander nicht werdet ausweichen können. Wie willst Du es machen? — Da bis her (d. h. geh drauf los), stoß die Jungfrau und die Ziege in's Wasser, so kannst Du hernach ohne allen Schaden hinüberkommen. Willst Du das thun?"

Antwort: „Ja."

„Ei, Du sollst es nicht thun, sondern ich will Dir einen andern Rath geben. Bis her! Nimm die Ziege auf die Achsel und die Jungfrau unter den Arm und führe sie hinüber, und die Jungfrau kannst Du hernach zum Weibe nehmen, die Ziege aber kannst Du schlachten; denn das Fleisch ist gut für die Hochzeit, das Leder giebt Dir ein gutes Schurzfell, der Kopf einen guten

Schlägel, die Hörner geben ein gut Paar krumme Stecken, die Ohren ein gut Paar Flederwische, die Augen eine gute Brille, die Nase eine gute Sparbüchse, das Maul eine gute Reifziehe, die Beine ein gut Paar Bänklein, der Schwanz einen guten Fliegenwedel, daß Du Deiner Frau kannst die Fliegen wehren. Auf diese Weise kannst Du das alles gebrauchen und Dir zu Nutze machen. Nun, so stehe auf und kehre Dich dreimal um und sprich mir nach: Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen. Da schleife ich, N. N., ein ehrlicher Geselle, den N. zum andern Male. Frisch auf, und habe einen guten Muth! Es giebt Kegel und Hut, Mantel und Röcke, Ziegen und Böcke, Messer und Schwert, Spieße und Stangen, mein Ziegenschurz thut verlangen, daß er bald möchte eines ehrlichen Gesellen würdig werden. So sei doch nun unverzagt, siehst Du doch schon wie ein halber Geselle. Nun mit Gunst, Meister und Gesellen, stillet Euch ein wenig, so will ich Handwerksgewohnheit erzählen, damit er sich auf der Wanderschaft recht weiß zu verhalten. So höre nun fleißig darauf; denn alles dasjenige, was ich Dir jetzt erzähle, das sind eitel Handwerkssachen, darnach Du Dich mußt richten und achten." . . .

Der Schleifpfaffe tritt nun aus dem märchenhaften Gebiete, auf dem sich seine Unterweisung und Ermahnung bisher größtentheils bewegt hat, und wo es sich vorzugsweise um Einprägung von Regeln der Lebenskunst, beharrlichem Weitergehen vor Hindernissen, mildem Sinn und artigem Benehmen handelte, in das Bereich der besondern Praxis innerhalb seiner Zunft, indem er ihm verschiedene Bräuche und Verfahrungsweisen mittheilt, die er beim Einzuge in eine Stadt, auf der Herberge, beim Aufsuchen von Arbeit, beim Abholen des Geschenkes und im Verkehr mit der Gesellenschaft fremder Orte zu beobachten hat. Ich theile davon nur das mit, was dem Aspiranten in

Betreff seines Verhaltens am Stadtthore gerathen wird. Der Redner sagt in dieser Beziehung:

„Wenn Du weiter gehest, so wirst Du kommen vor eine Stadt. Wenn Du nahe hinzu bist, so setze Dich eine Weile nieder, lege ein paar gute Schuhe und Strümpfe an, thue einen weißen Ueberschlag (Vorhemdchen mit Halskragen) um und gehe hernach in die Stadt hinein. Wenn Du nun wirst zum Thore hineingehen, so wird Dich der Thorwärter anschreien und sagen: Woher, Junggeselle? Denn die Thorwärter sein zuweilen auch spitzfindig, sie wollen immer gern was Neues erfahren. So thue Du, als wenn Du es nicht hörtest, und gehe immer fort. Schreit er Dich alsdann wieder an, so schreie zurück und sprich zu ihm: Da komme ich aus dem Lande, das nicht mein ist. So werden ihn die Andern auslachen, und wird ihm ein großer Spott sein, daß er Dich gefragt hat. Willst Du das thun?"

Antwort des Ziegenschurz: „Ja."

„Ei, das sollst Du nicht thun, sondern wenn Dich jemand fragt, so unterrichte ihn und sprich: da und da komme ich her; denn es ist an manchen Orten der Gebrauch, daß man den Handwerksburschen nicht pfleget einzulassen, er muß zuvor den Namen von sich geben, oder er muß sein Bündel unter dem Thor ablegen und das Zeichen holen, (das auf der Herberge lag und dem Reisenden zu seiner Legitimation beim Thorschreiber übergeben wurde, nachdem er sich beim Herbergsvater als zu dem betreffenden Handwerke gehörig zu erkennen gegeben hatte) so wird es Dir der Thorwärter schon sagen und sprechen: Gesellschaft, wie heißet Ihr mit Eurem Namen? Den sage ihm willig, und dann frage ihn: Mein guter Freund, berichtet mich doch, bei welchem Meister die Herberge ist, so wird er Dir sagen, daß sie in der oder jener Gasse ist." . . .

War der Unterricht vollendet, so sagte der Schleifpfaffe zum Ziegenschurz: „Nun, so stehe auf, kehre Dich dreimal um und sprich mir nach: Glück herein! Gott ehr' ein ehrsam Handwerk. Meister und Gesellen, da schleife ich, N. N., ein ehrlicher Geselle, den N. zu einem ehrlichen Gesellen zum dritten Male. Nun, ihr Gesellen, gehet hinaus, holet die Schrauben herein, damit ich ihn zu einem Ohre einschlage, zum andern wieder 'raus."

Und nun folgte der Schlußact der Ceremonie. Der Schleifpfaffe wandte sich vom Ziegenschurz wieder an die Versammlung und sprach:

„Ich sage mit Gunst, Meister und Gesellen, daß ich mag von dem Tisch heruntersteigen, daß ich Macht habe, den Schemel vom Tische zu nehmen, und daß ich den Schemel mag auf die Achsel heben. Ich sage, mit Gunst, Meister und Gesellen, daß ich Macht habe, die Umfrage zu thun. Derohalben frage ich zum ersten Male, so etwan ein Meister oder Geselle da wäre, der es wüßte, daß ich in diesem Schleifen ein Wort oder etliche möchte verfehlet haben, der wolle aufstehen, vor den Tisch treten und Solches anmelden, hernach aber stille schweigen. Es ist umgefragt zum ersten Male."

Mit ähnlichen Worten fragte der Redner noch zwei Mal, dann bat er — natürlich „mit Gunst" — mit dem Ziegenschurz abtreten zu dürfen, und wenn sie wieder hereinkamen, sprach er:

„Guten Tag! Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen. Ich sage mit Gunst: vorhin habe ich mit hereingebracht einen Ziegenschurz, einen Reifenmörder, einen Holzverderber, einen Pflastertreter, einen Meister- und Gesellenverräther; ich hoffe, jetzund werde ich hereinbringen einen ehrlichen Gesellen. Ist etwa Einer oder der Andere da,

der besser geschliffen ist als dieser, so wollen wir sie miteinander unter die Bank stecken und wieder hervorziehen, damit sie alle beide gut geschliffen werden.

Hiermit wünsche ich Dir Glück und Segen zu Deinem Gesellenstand und auf Deine Wanderschaft. Gott helfe Dir, daß Dir's wohl gehe zu Wasser und zu Land, und wo Du heute oder morgen mögest hinkommen, da Handwerksgewohnheit nicht ist, so hilf sie aufrichten. Hast Du nicht Geld, so nimm Geldeswerth. Hilf Handwerksgewohnheit stärken und nicht schwächen; hilf eher zehn ehrlich machen, als Einen unehrlich. Wo es aber nicht sein kann, so nimm Dein Bündel und lauf davon."

Hierauf mußte der neue Geselle auf die Gasse laufen und Feuer schreien. Die andern Gesellen kamen dann und begossen ihn mit Wasser. War er wieder einigermaßen trocken, so ging es zum Schmause. Dabei wurde ihm der oberste Platz eingeräumt, ihm ein Kranz aufgesetzt und auf seine Gesundheit getrunken.

Mehrere Reichsschlüsse des vorigen Jahrhunderts bezeichnen diese Ceremonien als „Unfug," die Ansprachen der Schleifpfaffen als „lächerliche" oder „läppische" Redensarten. Wären sie alle von der Beschaffenheit wie das hier von den Faßbindern Mitgetheilte gewesen, so würde ich jene Ausdrücke nicht verstehen, die Hänselung vielmehr von gutem Gefüge, sinnreich, nützlich, poetisch und stellenweise recht humoristisch finden. Indeß wird sie in manchen Kreisen vielfach ausgeartet, unfläthig und grausam geworden sein, und so ist es erklärlich, daß das Reich wie die Einzelstaaten gegen den zur Unsitte gewordenen Brauch einschritten und ihn unter Androhung empfindlicher Strafen verboten. Aber es dauerte geraume Zeit, bevor man der Sache völlig Herr wurde, und noch im Jahre 1810 ergingen Erlasse, in welchen die Fortdauer derselben trotz aller Bedrohungen gerügt wurde.

Derartige später in bloße Neckerei und Mißhandlung ausgeartete Aufnahmefeierlichkeiten waren übrigens, wie bereits hervorgehoben wurde, keineswegs blos in der Sphäre der Handwerker üblich, sondern erstreckten sich über alle Berufsarten, die sich zu Körperschaften zusammenschlossen, und bei allen wird der Sache anfänglich derselbe Gedanke zu Grunde gelegen haben, der nämlich, daß der Candidat aus niedrigen und rohen Verhältnissen in höhere und feinere, daß er aus Unehren zu Ehren und Rechten erhoben werde, und daß ihm dieß recht deutlich zum Bewußtsein gebracht und recht fest eingeprägt werden müsse. Dazu kam die Lust der alten Zeit an symbolischem Spiel, und damit verband sich wieder ihr Gefallen am Necken, Foppen und Schrauben, an Schwänken und Possen, die zuweilen etwas empfindlicher ausfielen, als den damit Heimgesuchten lieb sein konnte. Bei den Handwerkern trat hierzu, wie oben bemerkt, noch das Bedürfniß, dem Betreffenden die Regeln und Bräuche mitzutheilen, die er beim Wandern zu beobachten hatte. Bei einigen Berufszweigen und Verbänden spielte auch die Absicht eine Rolle, die Concurrenz und den Zudrang durch die Grausamkeit der Prüfung zu schwächen, der sich die Candidaten zu unterziehen hatten.

Der Bewerber um den Rang eines Faßbindergesellen wurde, wie wir gesehen haben, durch „Schleifen," d. h. durch Ziehen bei den Haaren, Umwerfen und Begießen mit Wasser oder Bier, aus einem „Reifenmörder" und „Holzverderber," aus einem unnützen „Pflastertreter," einem „Meister- und Gesellenverräther" zu einem „ehrlichen Gesellen" gemacht. Aehnlich war der Gang des Hänselungsverfahrens bei den andern Handwerkern mit alleiniger Ausnahme der Schuster, die auffallender Weise diese Gebräuche nicht kannten.

Die Aufnahmen in die Freimaurerlogen und die Beför-

derungen zu höheren Graden in denselben bewahren in ihrem Ceremoniel deutliche Anklänge an symbolische Handlungen ähnlicher Art, mit denen der Eintritt in die Bauhütten der mittelalterlichen Werkmaurer verbunden war. Noch in unserm Jahrhundert wurden in der sächsischen Armee, vielleicht auch in andern, die „Steppchen," d. h. die Knaben, welche die Regimenter als Gehülfen des Profoßes begleiteten, ihm die Spießruthen schnitten und zutrugen, bei Hinrichtungen fungirten u. d., wenn sie herangewachsen waren und Einreihung unter die eigentlichen Soldaten verlangten, unter erniedrigenden und mit Späßen gemischten Ceremonien, bei denen sie u. A. auf allen Vieren in den zu ihrer Aufnahme gebildeten Kreis der Mannschaften zu kriechen hatten, „ehrlich gesprochen."

Bei Natangen in der Provinz Preußen werden nach Frischbier noch jetzt auf dem Lande Jungen, die Knechte, und Kleinknechte, die Großknechte werden sollen, für die ihrer wartende hohe Stufe durch das „Wormke sette," Würmchen setzen, eingeweiht, wobei allerdings der Humor, wenn er je dabei zugegen gewesen ist, dem bloßen Prügeln Platz gemacht hat. Der Betreffende wird über eine Bank gelegt, man setzt ihm den Absatz einer „Schlorre," eines Holzpantoffels, auf den Hintern oder legt dort einen Stock fest auf und schlägt dann mit einem Stück Holz darauf. Der Schmerz soll ein sehr empfindlicher sein.

Ferner gehört in diesen Zusammenhang die Taufe der Matrosen, welche zum ersten Male die Linie passiren, ein Act, der noch heute gebräuchlich ist. Neptun steigt mit seinem Dreizack und seinem langen Hobelspahnbart in Begleitung seiner Frau und anderer Masken aus den Kuffen herauf, und es giebt allerhand derbe Späße, reichliches Begießen der zu Seeleuten von langer Fahrt zu Weihenden mit Salzwasser, Abschaben

derselben mit einem ungeheuren hölzernen Barbiermesser, heimliches Ausspannen oder Vorhalten von Tauen, über welche die vom Wassersturz Geblendeten fallen u. d. Die Rede, die Neptun dabei zu halten pflegt, hat feststehende Form, in welcher durch die vorherrschende Komik der Zweck durchscheint, den Vorgang als eine Erhöhung darzustellen.

Noth oder Zweckmäßigkeit ließ früher die Kaufleute nach den Stapelplätzen und Messen in Karawanen reisen, und wer sich einer solchen anschloß, mußte sich, wenn es zum ersten Male geschah, hänseln lassen, gleichviel, ob er zur Kaufmannschaft gehörte oder einen andern Beruf hatte. Dafür waren bei der Regelmäßigkeit der Reiserouten verschiedene Stationen bestimmt, für die z. B., welche von Nürnberg und südlicheren Orten auf die leipziger Messe zogen, Neustadt bei Coburg, für die, welche von Norden oder Osten her nach der Messe in Frankfurt a. M. reisten, Hersfeld bei Fulda und für die, welche aus Deutschland nach Italien wollten, Brixen in Tirol. Mannichfache Quälereien wurden dabei vorgenommen, doch konnte sich der Täufling — der Act wurde, wie ursprünglich bei den Handwerkern, als „Taufe" bezeichnet und bestand vorzüglich in tüchtigem Naßmachen der zu Hänselnden unter verschiedenen komisch gehaltenen Reden — mit einer gewissen Summe loskaufen, die dann im Quartier gemeinschaftlich vertrunken wurde. Eine ähnliche Hänselstation befand sich in Siebenbürgen am Wasser Keres, wo der Fürst Stephan Bathory, später König von Polen, „durch selbsteignes, höchst ansehnliches Exempel das daselbst eingeführte löbliche Herkommen bestätigte."

Ungemein grausam, aber gleichfalls mit allerlei Possen und Hanswurstiaden verbunden, war das Hänseln auf den Comptoiren der Hanseaten im Auslande, besonders auf dem in Bergen, da es hier den Nebenzweck hatte, die Söhne der Wohlhabenden von

den sehr einträglichen Stellen der Handelsniederlassung fern zu halten und dieselben den Aermeren zu bewahren. Von den dreizehn „Spielen," denen sich der Candidat dabei zu unterwerfen hatte, erwähne ich nur die drei schlimmsten und gefährlichsten: das Schmauch-, das Wasser- und das Staupenspiel. Bei dem ersten wurden die Betreffenden von den älteren Angehörigen der Colonie an Stricken unter der Dachlucke des Schütting aufgehangen, die für den Durchlaß des Rauches bestimmt war. Dann zündete man unter ihnen Haufen von Haaren und andern bei der Verbrennung übelriechenden Stoffen an, deren Qualm zu ihnen hinaufstieg, während man ihnen eine Anzahl von Fragen vorlegte, um sie zum Oeffnen des Mundes und zu reichlichem Einschlucken des stinkenden Rauches zu nöthigen. Nach vollendeter Prüfung wurden die Gepeinigten — wenn sie nicht inzwischen erstickt waren, was einige Male geschah — in den Hof geführt und tüchtig mit Wasser getauft. Das Wasserspiel fand um Pfingsten statt und bestand darin, daß die Lehrlinge des Comptoirs zu Schiffe gebracht, entkleidet und dreimal in die See getaucht wurden, worauf man sie mit Ruthen peitschte. Auch hierbei sollen Tödtungen vorgekommen sein. Das dritte Spiel folgte ein paar Tage später. Der Schütting wurde, während die Lehrlinge in den nächsten Wald geschickt wurden, um den Maienschmuck für denselben und zugleich die Ruthen zu ihrer eignen Stäupung zu holen, festlich hergerichtet und namentlich die eine Ecke mit Teppichen verhangen und dadurch in das „Paradies" verwandelt. Am nächsten Morgen zog man vom Comptoir in großer Procession paarweise nach einem Garten vor dem Thore. Die jüngeren Hauswirthe führten den Zug in schwarzen Mänteln, den Degen an der Seite. Hinter ihnen schritten Trommler her, die wacker das Kalbfell rührten. Nebenher liefen Masken, ein Narr im Schellenkleide mit Esels-

ohren und Fuchsschwanz, ein norwegischer Bauer, ein Bauerweib u. a., welche dem Volke das Spiel erklärten und rühmten, die Leute neckten, sie mit Wasser begossen und mit Kuhschwänzen Hiebe austheilten — Possen, die sich bei der Rückkehr des Zuges wiederholten. Im Schütting angekommen, wo sich inzwischen auch die Lehrlinge eingefunden hatten, hörte die Gesellschaft zunächst eine Rede an, in welcher einer der älteren Hauswirthe die Lehrlinge zu Fleiß, Ordnung und Treue ermahnte, sie vor Trunkenheit und Schlägerei warnte und mit den Worten schloß, wer sich das Spiel im weiteren Verlaufe nicht auszuhalten getraue, der könne noch zurücktreten. Mittags gab es dann einen Schmaus, bei dem die Lehrlinge aufzuwarten hatten. Am Schlusse desselben wurde der Narr infolge eines fingirten Streites mit seinem Herrn zuerst in das Paradies geschickt, worauf die Lehrlinge ein Mahl erhielten, bei dem man sie betrunken machte, und nach welchem sie einer nach dem andern vom Narren in das Paradies abgeholt wurden. Jeder von ihnen mußte sich die Beinkleider aufknüpfen und dann unter dem Teppichvorhange durch auf Händen und Füßen in diesen abgesperrten Raum und dort mit dem Kopfe in einen ihm vorgehaltenen Sack kriechen, worauf ihm vier starke Gesellen das entblößte entgegengesetzte Ende mit Ruthen bearbeiteten, bis das Blut floß. Damit man das Geschrei der Gemarterten nicht höre, wurden während der Procedur Trommeln und Becken geschlagen. Nach vollendetem Spiel sprach der Narr den Wunsch aus, daß „zum Flore der Handlung und des Comptoirs diese edle Sitte immerdar erhalten bleiben möge.“ Diese Stäupung hatte der Lehrling nicht blos einmal, sondern acht Jahre hinter einander jedesmal um dieselbe Zeit mit sich vornehmen zu lassen. Jener Wunsch des Narren aber erfüllte sich bis tief in das siebzehnte Jahrhundert hinein. Mehrere Könige von Dänemark hatten der

schändlichen Quälerei mit allerhöchstem Wohlgefallen beigewohnt, als endlich Christian der Dritte 1554 durch eine Beschwerde darüber die Hansa veranlaßte, sie zu verbieten. Allein schon 1585 wurde sie wieder erlaubt, nur sollten die Lehrlinge sie hinfort blos dreimal aushalten müssen.

Auch unter den Fuhrleuten Thüringens war das Hänseln üblich, und daß die Sitte bis in die höchsten Stände hinaufreichte, ergiebt sich schon daraus, daß der Knappe zum Ritter „geschlagen" wurde, und wird weiter unten noch mit einem Beispiele belegt werden. Natürlich — so darf ich bei dem zunftartigen Charakter unsrer alten Universitäten wohl sagen — fehlte sie auch in den Kreisen der gelehrten Welt nicht, und davon will ich jetzt in einem Auszuge aus einem der Kapitel des um das Jahr 1480 zu Heidelberg im Druck erschienenen, von Zarncke neu herausgegebenen „Manuale Scholarum" eine Probe mittheilen, die man mit der Ceremonie vergleichen wolle, durch welche der Faßbinderlehrling Hinz oder Kunz Ziegenschurz ein „ehrlicher Gesell" seines Handwerks wurde. Mit Bedauern werden die Leser dabei gewahr werden, daß unsere Musensöhne bei derartigen Gelegenheiten weit weniger sinnvoll und zugleich weit weniger sauber zu Werke gingen als die von ihnen so gering geachteten „Handwerksgnoten," ja daß sie bei Lichte besehen eigentlich recht rohe und unfläthige Rüpel waren.

Daß die in meinem Beispiele erwähnten Mißhandlungen nicht blos in Heidelberg vorkamen, und daß an andern Hochschulen nicht glimpflicher und reinlicher verfahren wurde, zeigt u. A. eine prager Verordnung von 1544, wo es heißt: „Beschlossen, daß die, welche ihre bäuerischen Sitten ablegen und der Rohheit entsagen (vulgo: Beaniam in hircum deponunt; der hircus ist der Sprößling eines alttestamentarischen Bockes, nämlich des Sühnbockes des israelitischen Versöhnungsfestes)

sanfter und rücksichtsvoller, als in früheren Jahren zu geschehen pflegte, aufgenommen und behandelt werden sollen. Denn alle jene üblen Gerüche von Würmern wimmelnder Lungen, Stinkereien und Entstellungen des Mundes und anderer Körpertheile durch flüssiges Pech, durch Beschmieren mit Hefen und andern faulen und unsaubern Dingen, welche Uebelkeit erregen, und durch welche gute Männer und edle Jünglinge beleidigt werden können, sind untersagt und durch diese Verordnung fortan aus unsrer Mitte verbannt."

Die Welt außerhalb der akademischen Kreise galt den letzteren im Mittelalter und bis in die neue Zeit herein als eine barbarische Wildniß, und wer aus ihr unter die Jünger der Wissenschaft aufgenommen sein wollte, mußte sich erst einer gründlichen Reinigung und Zustutzung unterziehen. Er war ein „Beanus" (Gelbschnabel) oder „Bachant," später ein „Fuchs," und so hieß der Aufnahmeritus, den die älteren Studirenden mit ihm vornahmen, Anfangs „Beania" und in den letzten Jahrhunderten „Fuchstaufe." Diese Ceremonie, auf allen deutschen Universitäten eingeführt, zerfiel in zwei Acte, welche „die Prüfung in der Geduld" (examen patientiae) und die „Lossprechung" (depositio) hießen, und endigte mit einem Schmause oder Gelage. Sie war ein kleines Drama mit zwei sprechenden und handelnden Personen, dem „Reiniger" (mundans) und dem „Gehülfen" (juvans), einer stummen und leidenden Person, dem Beanus oder Fuchs, und einem ebenfalls stummen Chore, den Magistern und Studenten der Burse, zu welcher der Fuchs gehörte. Dieser hatte sich, nachdem er immatriculirt worden, an einen älteren Landsmann zu wenden und um Vollziehung seiner Aufnahme von Seiten der Studentenschaft zu bitten. Ein Bekannter jenes Landsmannes diente bei der Feierlichkeit als Gehülfe. Die Sprache war das Küchenlatein, welches

damals auf den Hochschulen allgemein nicht blos die Unterrichts- sondern auch die Umgangssprache war. Der Fuchs saß, wenn das Schauspiel beginnen sollte, abenteuerlich und ungeheuerlich verlarvt und vermummt in einem Winkel. Und nun zu unsrer Probe.

Der Reiniger eröffnet den ersten Act damit, daß er sich über den fürchterlichen Gestank beklagt, der in der Stube herrsche, und meint, es müsse „ein faulender Leichnam" hier sein, oder „ein Bock, das unsauberste der Thiere." Er will, da das nicht auszuhalten, sofort wieder weggehen. Sein Gehülfe aber bittet ihn, zu warten und nachzusehen, was die Ursache dieser Beleidigung seiner Geruchsnerven sein möge. Sie suchen umher und finden endlich den Beanus in seiner Ecke.

Der Reiniger: „Holla, was ist das für ein Ungethüm?... Dieses Vieh trägt Hörner, hat Ohren wie ein Ochs, aus beiden Kinnladen stehen ihm Zähne heraus, mit denen es wie ein Wildschwein zu hauen droht. Die Nase, krumm wie ein Eulenschnabel, die rothen Triefaugen verrathen grimme Wuth. Wehe dem, welchen es packt!" ... „Drücken wir uns, damit es nicht einen Angriff auf uns macht!"

Der Gehülfe: „Aber besehen will ich mir es doch, wenn ich dabei auch Gefahr laufe. Was meinst Du wohl dazu? — Ich glaube wahrhaftig, 's ist ein Beanus."

Nach einigen Zwischenreden spricht der Gehülfe den Candidaten an und läßt sich von ihm die Hand reichen. Aber sogleich ruft er erschrocken aus: „Ach Du Galgenstrick, kommst Du, um mich mit Deinen Krallen zu kratzen? Ich lasse Dich nicht heran, ich wäre denn vom Kopfe bis zu den Füßen geharnischt." ... „Was bleibst Du sitzen, Waldesel? Siehst Du denn nicht, daß hier Magister zugegen sind, verehrungswürdige Männer, vor denen man aufzustehen hat? O guter Gott, wie

ein steifer Klotz steht er da und fürchtet sich nicht, obwohl Aller Augen auf ihn gerichtet sind!"

Der Reiniger: „Wie kannst Du ihn nur so erschrecken? Ich leide es nicht länger, weil er mein Landsmann ist. (Zum Candidaten gewendet.) Sei guten Muthes, ich werde Dir beistehen und Dich vertheidigen. Nimm dieses Glas und trinke." ... „Ei Du dummer Teufel, scheust Du Dich nicht, das Glas anzurühren? In diesen Becher, aus welchem so große Gelehrte wie Deine Magister getrunken haben, willst Du Deinen Schnabel tunken, der giftiger als der des Basilisken ist? Dir gebührt, Wasser zu saufen, und zwar schmutziges an den Bächen mit dem Vieh. Dort hinein stecke Du wie ein Vierfuß Dein plumpes Maul, stille Deine Gier, und wie ein von langem Laufe müde gewordener Gaul ziehe mit keuchenden Lefzen das Wasser ein."

In diesem und schlimmerem Styl geht es noch eine Weile fort, und es wird dem Beanus, während in dem Zwiegespräch zwischen Reiniger und Gehülfen bald Mitleid, bald Ekel und Entrüstung über seinen rohen und verwahrlosten Zustand die Oberhand gewinnen, auf das Gröbste und Gründlichste die Ueberzeugung beigebracht, daß er ein widerliches Scheusal, ein „Schatten des Nichts," und „der Nichtigste aller Nichtsnutze" ist. Endlich fragt der Reiniger den Gehülfen: „Was sollen wir nun mit ihm anfangen?"

Der Gehülfe: „Einfältige Frage! Vielerlei ist erforderlich; denn ich merke wohl, er kam mit der Absicht zu uns, von jener Mißgestalt befreit und dann in die löbliche Zunft der Studenten aufgenommen zu werden. Ich glaube, das Nächste, was wir zu thun haben, ist, daß wir einen Arzt holen. ... Aber da bist Du ja, mein Camillus, berühmt und hochgelahrt in der Heilkunst; Du verstehst Dich ja ganz trefflich darauf, wie man Strolchen und Verrückten die Hörner stutzt und ihnen die

Zähne ausreißt. Die Ohren kippen wir ihm, wie herkömmlich, mit Messern. Später vertreiben wir ihm die Entzündung der Augen. Mühe aber wird es kosten, ihm den langen fürchterlichen Bart zu scheeren. Wenn Du daher eine recht scharfe Pflugschaar hast, aus Eichenholz gemacht, so wirst Du ihn sauber herausputzen. Alsdann bekenne er seine Sünden. Endlich werde er von den verehrungswürdigen Magistern seines Mißgeruchs entledigt und unsrer Gemeinschaft einverleibt."

Damit ist das Programm des Weiteren gegeben. Der Reiniger geht, um seine Instrumente und Arzneien zu holen. Sein Gehülfe tröstet mittlerweile den Candidaten und zwar u. A. auch damit, daß man ihn, falls ihn während der ihm bevorstehenden Operation eine Ohnmacht befallen sollte, mit Pillen aus Nießwurz und Album Graecum zu stärken wissen werde. Der Reiniger kommt mit einer aus ekelhaften Stoffen — „Fett aus Bocksbohnen, Fimus Virgineus und Blumen, die in der Mitternacht wachsen, wenn die Bauern den Tag über tüchtig Meth gezecht haben" — zubereiteten Salbe, mit einer Säge, einer Zange zum Zahnausreißen, einer hölzernen Pflugschaar und einem Priesterkragen wieder und geht nun mit seinem Gehülfen an die Umwandelung des Candidaten aus einem abschreckenden Ungethüm in einen ordentlichen und wohlgesitteten Menschen. Zuerst sägt er ihm die Hörner ab; dann werden ihm mit der Zange die Eberhauer ausgedreht, worauf der Gehülfe sagt: „Diese Zähne werde ich mir aufheben und bisweilen als Sehenswürdigkeiten ausstellen. Ich lasse mir dann von den Zuschauern Geld dafür zahlen wie die, welche Meerungeheuer zeigen." Darauf reibt man dem Beanus Kinn und Wangen mit Wasser ein, in welches Kräuter gethan sind, die der Gehülfe „aus dem Garten, da der Abtritt ausläuft," geholt haben will, und das Barbieren mit der eichenen Pflugschaar beginnt. Nach Beendigung dieser ebenfalls nicht behag-

lichen Procedur sagt der Reiniger zu dem so Gemißhandelten: „Da sieh' mal Deinen Bart, schwarz wie der des Jüngers, der Christum verrieth! Von Dir aber glaube ich, daß Du rechtschaffen bist, und daß Alle vorsichtige Gäste sind, die, wenn Du in die Herberge trittst, ihre Sachen bei Seite schaffen."

Man thut nun, als ob der Beanus unter dieser Behandlung in Ohnmacht fallen wolle, oder unser Ceremonienbuch setzt nach Erfahrungen bei früheren Gelegenheiten dieser Art voraus, daß dieß wirklich in der Regel eintritt. Sein Gesicht hat sich verändert, er schneidet Grimassen, er ist blaß geworden. Der Gehülfe holt auf Anweisung des Reinigers zuvörderst die Salbe herbei, und als diese nicht anschlägt, Pillen — aus dem Ochsenstall. Nichts will helfen, und so schickt sich der Reiniger, indem er den Priesterkragen umhängt, an, dem anscheinend Sterbenden die Beichte abzunehmen. Hierbei kommen allerlei greuliche Laster und Missethaten zum Vorschein, unter denen man sich die schlimmsten und unreinlichsten denken möge. Der Reiniger macht sein Beichtkind darauf aufmerksam, wie schwer er sich vergangen, und fährt dann fort:

„Sintemalen aber den aufrichtig Beichtenden die Lossprechung nicht verweigert werden darf, und ein frommer Beichtiger wie ich nur eine Buße auferlegen kann, so soll Deine Buße Folgendes sein: Für diese Deine Sünden und den entsetzlichen Geruch wirst Du Deine Lehrer mit einem großen Schmause wieder zu Kräften bringen. Ich sage, Deine Lehrer, die Du später wegen der Menschenfreundlichkeit und des Wohlwollens, welches sie Dir erweisen werden, pflegen und ehren wirst; desselbigen Gleichen auch Deinen Beichtvater, den höchsten Seelenarzt und nicht minder den Arzt Deines Leibes, welcher in dieser Stunde Dir, dem Tiefheruntergekommenen, mit den köstlichsten Medicamenten auf's Schleunigste zu Hülfe eilte." . . .

Der Redner wendet sich jetzt an die gegenwärtigen Magister, deren Vorsitzender den zweiten Act, die Deposition, die vermuthlich nur kurz war und lediglich in einer Art Absolution und darauf in der Aufnahme des Beanus unter die vollberechtigten Studenten bestand, zu vollziehen hat, und spricht:

„Verehrungswürdigster Magister, hier steht ein sehr großer Sünder, er beging jene unsagbaren Missethaten. Mir ist die Befugniß verliehen, Buße aufzuerlegen, und das ist geschehen: ich habe ihm eingeschärft, sein Gut zum Verjubeln herzugeben, und er hat versprochen, uns mit dem besten Weine zu tractiren und all den Mammon zu verthun, den sein Erzeuger auf seinem tusculanischen Landgute zusammengescharrt, all die Goldfüchse, die seine Frau Mutter dem Gemahl entwendet und in ihrem Schatzkästlein versteckt hat."

Darauf fordert der Redner den Beanus auf, zu dem Vorsitzenden der Magister hinzugehen und ihn um die Deposition zu ersuchen. Dieß geschieht, und die Lossprechung und Aufnahme erfolgt, worauf die Anwesenden den nunmehrigen Studenten beglückwünschen, der jetzt seinen Schmaus zu geben hatte.

So vollzog sich die Aufnahme der Beane oder Füchse im fünfzehnten Jahrhundert und wahrscheinlich schon viel früher; denn das Heidelberger „Handbuch für Studenten," das hier citirt wurde, nennt die Deposition einen „alten Brauch." Im sechzehnten Jahrhundert erhielt sich die Sitte und ebenso im ganzen nächstfolgenden, sowie in der ersten Hälfte des achtzehnten, in dessen zweiter sie dann völlig andere Formen annahm, aufhörte, ein officieller Act, dem Alle sich zu fügen hatten, zu sein, und nur noch von denen gefordert wurde, die sich einer Studentenverbindung angeschlossen hatten.

Zu Luthers Zeit trat nur insofern eine bemerkenswerthe Veränderung in der Ceremonie ein, als man — vielleicht, weil

die Beichte jetzt an Bedeutung verloren hatte — an die Stelle der Absolution eine Taufe setzte. Die üble Behandlung neueingetroffener Studenten währte überall fort, und die Deposition wurde von den Universitätsbehörden nicht nur geduldet, sondern geschützt und gefördert. Der Depositor war in dieser und der nächstfolgenden Zeit gewöhnlich ein alter Studiosus, einer von denen, welche die Universität nie verließen und zuletzt mit weißen Haaren als Musensöhne im achtzigsten oder hundertsten Semester zu ihren Vätern versammelt wurden. Er wurde auf mehreren Universitäten vom Rector erwählt und feierlich auf sein Amt verpflichtet, erhielt für seine Bemühungen von der betreffenden akademischen Körperschaft in der Regel eine Vergütung, die zu Wittenberg in einigen Fässern Bier bestand, und hatte von den durch ihn zu Befördernden außerdem ein Honorar zu beanspruchen, welches in Altdorf einen Gulden betrug.

Melanchthon und ebenso Luther wußten der Deposition eine fromme Deutung und eine nützliche Seite abzugewinnen. Nach jenem erinnerte die Hudelung und Beschimpfung der Beane oder Bachanten den jungen Studiosen daran, „daß ihm im Leben manche Unbill und viele Schwierigkeiten zustoßen würden, die er mit Seelenruhe ertragen müsse, um nicht durch Widerspenstigkeit in größeres Unheil zu gerathen.“ Luther aber nahm, wie Grohmann in seinen „Annalen der Universität Wittenberg“ berichtet, einst in eigner Person die Deposition mehrerer Füchse mit den Worten vor:

„Leidet solch Kreuz mit Geduld ohne Murmelung. Gedenkt daran, daß Ihr in Wittenberg geweiht seid zum Leiden und könnet sagen, wenn es nun kommt: Wohlan, ich habe zu Wittenberg ernstlich angefangen, deponirt zu werden, das muß mein Lebenlang währen. Also ist unsere Deposition nur eine Figur und Bild des menschlichen Lebens in allerlei Plagen, Unglück und Züchtigung.“

Darauf goß Doctor Martinus — das erste mir bekannte Beispiel einer eigentlichen Fuchstaufe — den Betreffenden Wein auf die Häupter und absolvirte sie in herkömmlicher Weise vom Beanus und Bachanten. Er wird also in der Nachahmung des Aeußerlichen des Sakraments keine Entheiligung erblickt haben.

Die Taufe mit Wein kommt übrigens schon früher als integrirender Theil bei den Ceremonien vor, von denen die Beförderungen in der Zunft der mittelalterlichen Herolde begleitet waren. Die letzteren zerfielen in Persevanten oder Lehrlinge, Herolde oder Gesellen und Wappenkönige oder Meister. Wer zum Persevanten aufgenommen wurde, empfing die Weintaufe gewöhnlich von einem Wappenköuige. Wer zum Herold befördert wurde, erhielt sie von dem Fürsten, dem er diente, selbst, wie denn u. A. Karl der Kühne von Burgund diesen Ritus mehrmals vollzogen hat. Auch hier war der Act mit gewissen Ceremonien verknüpft, die an das Hänseln der Handwerker erinnern.

Kehren wir zu den Studenten der Zeit Luthers zurück, so beließ man es, abgesehen von dieser Taufe, im Wesentlichen bei der früheren Behandlung der Füchse und fügte nur noch, wie das um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts entstandene Lied: „Salvete, candidi hospites“ besagt, zu den Hörnern, mit denen sie erschienen, und die ihnen abgesägt, zu den Schweinshauern, die ihnen ausgebrochen, und zu den Bärten, die ihnen mit der Pflugschaar abgekratzt wurden, einige andere possenhafte Symbole, z. B. Glättung der auf eine Bank Hingestreckten mit einem Hobel hinzu.

XIV.

Der Humor auf der Kanzel.

Wiederholt wurde schon darauf hingewiesen, daß auch die Kirche dem Volkshumor Einlaß gestattete, daß er hier Eselsfeste feierte, das „Ostergelächter" hören ließ und in Straßburg dem Rohraffen allerlei Possenreißerei gestattete. Gleichfalls schon erwähnt sind die Fratzenbilder, mit denen die Baumeister der mittelalterlichen Münster ihre Bauten verzierten. Dagegen ist noch in der Kürze der komischen Naivetät zu gedenken, mit welcher bisweilen die alten deutschen und niederländischen Maler Gegenstände und Ereignisse der heiligen Geschichte darstellten. Ein Beispiel ist jenes Gemälde, welches den Versuch Abrahams, seinen Sohn Isaak zu opfern, und dessen Rettung durch einen Engel zum Gegenstande hat. Der Erzvater bedient sich hier statt des Opfermessers einer Pistole, und der Engel vereitelt sein Vorhaben, indem er das Pulver auf der Pfanne von oben herab durch ein Verfahren naß macht, welches ich die Leser, denen das Bild unbekannt ist, errathen lassen muß. Mehrfach ließ der Volkswitz auch die Glocken der Kirchen ungeistliche Dinge sagen. Bei Sebastian Franck lesen wir: „Daher der Schwank

fließt, daß man spricht gemeiniglich: In einem Pfarrthurm hängen drei Glocken; die erste und kleinste sagt angezogen und geläutet: Gem wyn, gem wyn! (Gebt ihnen Wein), die andere gröbere, so man die Nonglocke nennt, spricht: Wer zahlt's? Wer zahlt's?" Zuletzt läutet man die große Sturmglocke, die brummt: „Die Bauern, die Bauern, die Bauern." Ein schweizerischer Scherz auf das Zusammenläuten, der bei Rochholz zu finden ist*), und bei dem man sich den Pfarrer auf der Kanzel und unter ihm die versammelte Gemeine fragend und antwortend zu denken hat, lautet: „I der Chile lütets (In der Kirche läutet's): Sind mini Schölme alli do? alli do? — (Gemeinde): Bist au eine! Bist au eine. — (Nachschlagender Glockenschwengel): Er chunt! Er chunt!" (Er kommt.) Daß der Humor des Volkes auch die Kanzel bestieg und bisweilen mehr Spaß als Glauben und gute Sitte vortrug, ist gleichfalls schon gesagt und soll nun mit einer Auswahl von Beispielen belegt werden.

Ich spreche zunächst von der katholischen Kanzel der alten Zeit, die deshalb einen eigenthümlichen Charakter hatte und hier und da noch hat, weil ihre Prediger vorwiegend bestimmten Orden angehörten, welche eigenthümliche und, wo man sich ihrer mit Maß und Takt bedient, nicht unrichtige Grundsätze über die Art, wie man zum Volke sprechen müsse, ausbildeten und anwendeten. Frühzeitig spielte in den Kapuzinerpredigten der Hanswurst eine Rolle, und da Kapuziner die hauptsächlichsten geistlichen Volksredner waren, so theilte sich ihr barocker Styl vielfach auch andern predigenden Mönchen und Priestern mit, und das war nicht allein in Deutschland, sondern auch in Frankreich und Italien der Fall, ohne daß man an den komischen

*) Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel S. 61.

Redewendungen und possenhaften Einfällen, mit denen die Betreffenden in der Regel ihre Ermahnungen würzten, irgendwie Anstoß genommen hätte.

Es gab eine Zeit, in welcher die Scholastik sich mit Alfanzereien beschäftigte wie die: Ob Gott auch sündigen könnte, wenn er wollte? Ob er das wissen könne, was er nicht wisse? Ob es ihm möglich sei, die menschliche Natur weiblichen Geschlechts anzunehmen? — wo man sich an der Sorbonne mit unbewußtem Humor über die Frage klar zu werden bemüht war: Ob Gott in seiner Allmacht die Welt auch durch einen Esel habe erlösen lassen können? Ob durch einen Kürbis? Wie der Esel gepredigt haben könnte, und wie ein Kürbis ohne Arme und Beine zu kreuzigen gewesen wäre? Man zog am Sonntag vor Ostern mit dem Palmesel in Prozession durch die Straßen nach der Kirche, und man trieb verschiedene andere Eseleien vor dem Altare. In dieser Zeit oder in den Tagen, wo die Nachklänge solcher Narrethei sich noch nicht verloren hatten, wird das zunächst folgende naive Späßchen, welches sich ein Mönch zu Dijon machte, nicht aufgefallen sein und vielleicht sogar in gewissem Maße erbaut haben.

Der wackere Kuttenträger predigte von der Geburt Christi: „Der Hahn krähte: Christus natus est,“, wobei der Prediger den Hahnenschrei nachahmte. „Der Ochse fragte: Ubi, ubi?“ fuhr jener fort, indem er das Ubi brüllend ausstieß. „Das Schaf antwortete: Zu Bethlehem, zu Bethlehem! — Der Esel endlich ermunterte Alle durch ein Jamus! Jamus! sich zu dem göttlichen Kinde zu begeben.“ Das Mittelalter wird Aehnliches in allen Kirchen gehört haben. Aber noch viel später waren wenigstens hier und da dergleichen Wunderlichkeiten in Kanzelvorträge eingeflochten.

Père Honoré, ein berühmter Kapuziner des siebzehnten

Jahrhunderts, zog während einer Predigt über die Eitelkeit alles Irdischen und die Vergänglichkeit des Menschenlebens plötzlich einen Todtenkopf hervor und begann ihn anzureden. „Sag' einmal," fragte er ihn, „bist Du etwa der Schädel eines Richters?" Damit setzte er ihm das Barett eines solchen auf. „Hast Du niemals die Gerechtigkeit für schnödes Gold verkauft, Du Schurke? Hast Du niemals in der Sitzung geschlafen, anstatt den Angeklagten zu hören? Oder bist Du vielleicht der Kopf eines vielbewunderten hübschen jungen Mädchens gewesen? Ja, das wirst Du wohl gewesen sein. Obwohl Du jetzt Dein schmuckes Gesichtchen eingebüßt hast, bist Du ganz, was Du ehedem warst. Hohl — hohl — hohl! Und sag doch, wo ist jetzt der reizende Mund mit den rosigen Lippen, und wo sind die bezaubernden Augen, die so Viele unglücklich machten? Allerdings, Deine Zähne sind noch so weiß wie früher, ein wahres Fressen für den Teufel," u. s. w.

Noch komödiantenhafter trieb es Brydaine, der einst — zu Anfang des vorigen Jahrhunderts — folgende Posse auf der Kanzel aufführte. Ein Diener mußte ihm einen Strick um den Hals legen und ihn mitten durch die andächtige Gemeinde nach jener hinführen. Oben angelangt, duckte der schauspielernde Prediger sich und verschwand hinter der Einfassung der Kanzel, worauf er durch Aechzen, Stöhnen und Ausrufe des Schmerzes einen Verdammten nachahmte, der in der Hölle die ewige Pein litt. Dann tauchte er wieder auf über der Brüstung und rief mit Donnerstimme: „Nicht lange, so werdet Ihr die Posaune des jüngsten Tages vernehmen. Vielleicht schon morgen! Wie, was sage ich, morgen? Vielleicht schon heute." Und unmittelbar nach diesen Worten begannen zwölf hinter einem Vorhange versteckte Trompeter die Posaunen des Weltgerichts zu blasen.

Ueberaus dreist und derb war die Komik, mit welcher in einer Zeit, wo die Revolution den Hochmuth der französischen Grandseigneurs noch nicht gedemüthigt und ihre Macht über ihre Umgebung noch nicht gebrochen hatte, der Pfarrer von Pierre Bussière in Limousin vornehmen Leuten den Standpunkt klar zu machen bemüht war. Er that z. B. in einer seiner Predigten folgenden Ausfall: „Die Frau Herzogin klopft an das Himmelsthor. Petrus fragt: Wer pocht da? — Ich bin die Frau Herzogin, sagt sie. — Was für Zeug? erwidert Petrus. Die Frau Herzogin, die sich das Ballet ansieht, die Frau Herzogin, die statt in die Kirche lieber auf den Tanzsaal geht? Die Frau Herzogin, die sich mit Schminke bemalt, die Frau Herzogin, die ihre Liebhaber bei sich hat, wenn der Herzog verreist ist. Zum Teufel mit dieser Frau Herzogin! In der Hölle wird sie ihren Platz finden. Und krach schlägt Petrus die Himmelspforte zu.“ — „Ja wohl, Ihre Haare sollen blond sein? Perücke ist es. Ihre Rosenwangen sind Natur? Vermillion und Bleiweiß ist es. Betrug und nichts als Betrug! Sie haben eine schöne Gestalt? Betrug, den Ihr Schneider recht gut kennt, und Ihr Schuhmacher gleichfalls, der die hohen Absätze gebaut hat. Schwindel, Schwindel und lauter Schwindel! Sie sind eingebildet auf Ihr schönes Haar? Elende Lüge! Welcher Bauerndirne haben Sie es wohl abgekauft? Eine Bettelfrau hat es vielleicht als ihr rechtmäßiges, ihr von Gott verliehenes Eigenthum getragen, jetzt gebrauchen Sie es als Täuschung. Ihr Leben ist eine Beleidigung gegen Gott, eine Schande der Natur, ein Hohn den Männern gegenüber, ein Skandal vor den Engeln, eine Freude für den Teufel? Großer Gott, können Sie denn nicht zufrieden sein mit dem, was eine gütige Natur Ihnen geschenkt hat?“ — Derselbe wackere Seelenhirt war auch nicht gerade allzuhöflich gegen seine

Bauern. „Wenn der Tag des jüngsten Gerichts erscheint," sagte er einmal zu ihnen von der Kanzel, „so wird Gott in Betreff Eurer Rechenschaft von mir fordern: Pfarrer von Bussière, wo sind Deine Schafe? Ich werde still bleiben. Dann wird er wieder fragen: Pfarrer von Bussière, wo hast Du Deine Schafe? Wieder werde ich schweigen. Wenn er sich aber zum dritten Male erkundigt, wo Ihr seid, so werde ich antworten: Herr, allmächtiger Gott, Du hast mir Viehzeug gegeben, und Viehzeug bringe ich Dir wieder."

Beispiele solchen Kanzelhumors stehen mir noch einige aus Frankreich zu Gebote. Ich begebe mich aber jetzt nach Deutschland, um die interessanteste Erscheinung zu betrachten, welche dieses Gebiet hier aufzuweisen hat. Ich meine den vielgenannten, 1709 als Hofprediger in Wien gestorbenen schwäbischen Augustinermönch Ulrich Megerle, oder, wie er mit seinem Klosternamen hieß, Abraham a Sancta Clara. Seinen Predigten ist große Menschenkenntniß und rücksichtsloser Freimuth nachzurühmen, bis zu einem gewissen Grade auch ein tüchtiger Verstand; im Uebrigen erscheint er als ein überaus beweglicher und phantasiereicher Geist, mit einer starken satirischen Ader, deren Ergüsse fast immer barock, bisweilen sehr komisch, mitunter auch sehr unreinlich sind. Abschweifen und über den Strang schlagen ist bei ihm die Regel. Manche seiner Predigten haben Stellen voll Feuer und Schwung, viele einen guten Kern, einige sind dagegen fast nur ein Gemisch von possierlichen Anekdoten, abgeschmackten Legenden, Zoten, Wortspielen, Reimen, die zuweilen nach der Regel: Reim Dich oder ich freß Dich mit den Haaren herbeigezogen sind, guten und schlechten Witzen und kräftigen Schimpfreden. Die Absicht ist wohl auch hier gut gewesen, aber sie erstickt in den Allotriis. Die Predigt wird bunt, zu bunt, sie wird zur Harlekinade.

Von dem Gewimmel seiner Wortspiele nur einige Proben. „Ja, Obolus (er spricht vom Gelde) und Diabolus ist fast Ein Ding.“ — „Corpus in einem Anagramma heißt Porcus; diesem Thiere ist nichts lieber als sich in dem Koth wälzen; das Wörtlein Leib in Buchstabenwechsel Blei, man besudelt sich durch das bloße Anrühren mit diesem Metall.“ — „Zuweilen sieht man einen groben Gesellen, der mehr einem Schuhmeister als einem Schulmeister gleichet, weil er das Klopfholz immer in Händen trägt;“ „und ist er seiner kupferigen Nase wegen mehr schandroth als schamroth.“ — „O, wie oft sind die Accidentia lauter Occidentia, die Manchen um Leib und Seele bringen!“ — „Von vielen Jahren her ist das römische Reich schier römisch arm geworden durch stete Kriege*), von etlichen Jahren her ist Niederland noch niederer geworden durch stete Kriege, Elsaß ist ein Elendsaß, der Rheinstrom ist ein Peinstrom geworden durch lauter Krieg; Ungarnführt ein doppeltes Kreuz im Wappen, und bisher hat es viel tausend Kreuz ausgestanden durch lauter Krieg.“ — „Aber wer verursacht so langwierige, klägliche, schmerzliche Kriegsempörungen? Wer? Der; nein, sondern Die, die Sünde.“ — Das Aergste aber, was der spielerische Redner in dieser Hinsicht geleistet hat, ist wohl seine Aufzählung der Verluste, welche die Pest in Wien angerichtet hatte, nach Plätzen und Straßen. „In der Herrengasse hat der Tod geherrschet,“ „in der Bognergasse hat der Tod ziemlich seinen Bogen abgeschossen, auf der Singerstraße hat der Tod Vielen das Requiem gesungen, in der Riemerstraße hat der Tod aus fremden Häuten Riemen geschnitten,“ „auf dem alten Fleischmarkt hat der Tod auch seine Fleischbank gehabt,“ „auf der Seilerstatt hat der Tod Vielen Fallstricke gelegt,“ „auf dem Salzgries hat's der Tod

*) Diese von Schiller benutzte Stelle befindet sich in der Predigtsammlung: „Reim Dich oder ich beis Dich.“ Sämmtl. Werke, Passau, S. 364 des 8. Bandes.

Manchem versalzt, auf dem Katzenstieg hat der Tod stark gemauset, den Sauwinkel hat der Tod ziemlich gesäubert, bei den zwölf Aposteln hat der Tod einen Judas Ischarioth abgegeben," „in dem Schlossergässel hat der Tod Vielen die Thüre aufgesperrt in die Ewigkeit," „in dem Judengässel hat der Tod keinen Sabbath gehabt," und so geht's weiter durch noch zwei Dutzend Straßen und Gassen. Auch nicht von Stroh ist endlich, was wir in einer der Predigten von der Schönheit erfahren. Sie ist eine Angel, ein Engel, ein Agstein, ein Eckstein, ein Brunnen, eine Brunst, eine Wiese, ein Wasen, ein Bach, ein Pech, eine Tafel, ein Teufel. Ein Teufel, von dem sich ein Jeder gern läßt holen, eine Tafel, bei der ein Jeder gern thut schmarotzen, ein Pech, an dem ein Jeder will kleben, ein Bach, in dem ein Jeder will baden, ein Wasen, auf dem ein Jeder will grasen, eine Wiese, die ein Jeder will mähen, eine Brunst, bei der sich ein Jeder will wärmen, ein Brunnen, aus dem ein Jeder will trinken" u. s. w.

Höflichkeit und Verblümtheit ist nicht die Sache unseres Gottesmannes. Aber diese Eigenschaften waren auch nicht die Sache seiner Zeit. Die Geizigen „schnarcht" er an: „O, Ihr elenden Simpel, Ihr thut schaben und graben, Ihr thut schnaufen, und laufen, Ihr thut treiben und reiben, Ihr thut springen und ringen, Ihr thut trennen und rennen nur wegen des Geldes; Ihr trinket nicht genug, Ihr esset nicht genug, Ihr schlafet nicht genug wegen des Geldes. Daher stehen Euch die Augen im Kopfe wie zwei hohle Nußschalen, die Wangen sind erbleicht wie ein alter pergamentner Lehrbrief, die Haare sind Euch zerstreut wie ein abgestochnes Schwalbennest, Eure Beine sind nur mit der Haut überzogen wie eine alte Garnisontrommel." „Wenn Ihr nur halben Theils thätet so viel leiden wegen Gott, was ihr ausstehet wegen des schandenvollen und schadenvollen

Mammons, so würdet Ihr in der Glorie etwa gleich sitzen einem Bachomio oder Paphnutin; aber Ihr elende Geldschaben, Geldraben müßt sammt aller Eurer Müh und Arbeit noch dazu ewig braten." „Ihr müßt allhier Hitz und Schwitz übertragen und noch in jener Welt das unendliche Wehe ausstehen. Ihr vernunftlose Geldkäfer, wem sammelt Ihr?" U. s. w.

Indem er die Maurer beim Kragen nimmt und ihnen vorwirft, sie überschritten gewöhnlich betrügerischerweise ihre Bauanschläge, sagt er: „Doxius als der erste Maurer soll von den Schwalben das Handwerk gelernt haben, so hat er gewiß dasjenige von ihnen auch abgelernt, was sie einmal dem frommen Tobiae erwiesen." (Vgl. Tobias II, 11.)

Den Bürstenbindern ruft er zu: „Willkommen, Ihr saubern Bürstenbinder. Ihr thut Andere säubern und bleibt selber unsauber, das Sprichwort ist schon drei Meilen hinter Babylon bekannt: Er sauft wie ein Bürstenbinder. Ihr macht keine Arbeit lieber als die Kandel bürsten, Eure Arbeit nimmt den Staub weg, aber das Maul staubt bei Euch nimmermehr; denn es allezeit von Wein und Bier feucht ist. Darum kein Wunder, daß Eure Arbeit so liederlich, und wird ein Borstwisch kaum viermal gebraucht, da fängt er schon an sich zu mausern wie eine alte Bruthenne."

Ganz besonders kräftig wäscht unser Prediger den Soldaten den Kopf. „Das Weib im Evangelio hat den verlornen Groschen wieder gefunden, der Joseph hat seine saubern Brüder gesucht und gefunden, der aber Zucht und Ehrbarkeit bei Soldaten sucht, wird nicht viel finden. Jenem Blinden, dem der Heiland das Gesicht erstattet hat, kamen zuerst die Leute vor wie die Bäume, mir kommen die Soldaten vor nit wie die Bäume, sondern wie die Stauden und Dornhecken; denn es darf kein Weib vorbeigehen, welche solche Hecken nit am Rock zupfen

und anhalten." — „Die Fischer in Holland fangen zuweilen die Meerfräulein im Wasser, aber unsre Soldaten fangen sie gar oft auf dem trocknen Lande, und ist ihnen keine Belagerung lieber als bei Magdeburg, zumalen fast keine Magd oder ehrliche Tochter vor ihnen sicher." — „Jener Bauer sagt scherzweis, um weil er von den Soldaten sehr geplagt worden, daß er immerzu bete, Gott, der Allmächtige wolle der Soldaten Beten und Wünschen erhören. Die Ursach war diese, weil solche meistens fluchen: Der Teufel hol' mich! Der Donner erschlag' mich! Sterb' ich in's Teufels Namen." — In gleich scurriler Weise werden andere Untugenden der Kriegsleute durchgenommen, namentlich ihr tolles Trinken und daß sie „in der Grammatica hauptsächlich die Verba osterendi wissen."

Ferner mag eine Probe zeigen, was für Geschichten er zuweilen in seine Predigten verwebt. „Des Kaisers Diocletiani Landvogt Dulcidius wußte an einem Orte drei edle schöne Jungfrauen, welche ganz fromm und Christo dem Herrn ihre Jungfrauschaft gewidmet hatten. Es wollte aber solche Lilien der liebetobende Landvogt selbst abbrocken, stürmet derentwegen bei nächtlicher Weile das Haus dieser englischen Nymphen, wird aber durch eifriges Gebet derselben von Gott also wunderlich verblendet, daß er den geraden Weg der Kuchel (Küche) zueilet, und sind ihm allda die rußigen Kessel und Pfannen vorkommen wie die Jungfrauen; daher er dieselben die ganze Nacht durch stets geküßt und gebützt, umfangen und gehalst und nicht anders vermeint, als habe er, was er verlangt. Den andern Tag nahm er den Weg nach Hause mit großem Contente, verwundert sich aber, daß ihm die übermüthigen Gassenbuben also nachlaufen und ihn für einen Narren ausrufen; ja Etliche flohen vor ihm, der Meinung, er sei der lebendige Teufel. Viel haben ihn mit Steinen und Prügeln dergestalten bewillkommet, daß er mit

schnellem Fuß nach Haus geeilt und geschwind sich vor den Spiegel gestellt. Da hat er mit Bestürzung gesehen, daß sein Angesicht vom Ruß und Schmutz so zugerichtet, daß er einer Copie des Teufels ähnlich gesehen."

Recht charakteristisch ist die Predigt über das allmächtige Gebet, welche mit folgender Klimax anfängt: „Alexander ist mächtig gewest, Hannibal ist mächtig gewest, Pompejus ist mächtig gewest, Xerxes auch, Scipio auch, Lucullus auch. Aber ein Ding ist mächtiger: gerad machen, was krumm ist, gescheidt machen, was plump ist, schön machen, was schlecht ist, link machen, was recht ist, jung machen, was alt ist, warm machen, was kalt ist, schwer machen, was leicht ist, tief machen, was seicht ist, gelehrt machen, was stramm ist, nit wahr machen, was Amen ist, hoch machen, was nieder ist, lieb machen, was zuwider ist — ist ja viel, und dieß alles kann das Geld; Geld ist das Mächtigste in der Welt. Es sind vier Theile der Welt: einer heißt Asia, ein andrer Afrika, einer Europa, und der vierte Theil heißt Amerika. Asia hat dreiundvierzig Königreich und Länder, Afrika hat dreiundzwanzig Königreich und Länder, Europa hat dreißig Königreich und große Länder, Amerika hat sechzehn Königreich und Länder. Alle diese haben unterschiedliche Herren und Herrscher, aber das Geld herrscht über Alle, pecuniae obediunt omnes, Alles gehorsamet dem Gelde; das ist wahr gewest, und das ist noch wahr und wird vermuthlich wahr bleiben. Aber ein Ding ist noch auf Erden, welches dem Gelde gleichet in seiner Macht; ja solches ist weit mächtiger, dieses ist ein heiliges Gebet. Wie mächtig dieß sei, erhellet ganz klar aus folgendem Abc." Der gläubige und vielbelesene Barfüßermönch zählt dann in alphabetischer Revue, vielleicht inwendig ein wenig lächelnd, eine Menge von Beispielen für die Kraft des Gebetes auf, indem er mit Augustinus, dem Patron seines

Ordens, beginnt, der einen zu einem Kirchenbau zu kurzen Baum nicht in der Weise der Kiebinger Stangenstrecker, sondern eben durch Gebet länger gemacht hat. Die große Heilige Brigitta hat damit Wasser in Bier, Fleisch in Schlangen, Brennnesseln in Butter verwandelt, der heilige Eligius eine Armee in die Flucht gejagt, Franciscus, der seraphische Vater, einen gebratnen Kapaun zu einem Fisch werden lassen, Georgius Thaumaturgus einen Berg versetzt, Honorius, der heilige Abt, einen fallenden Felsen arrestirt, „daß er noch auf den heutigen Tag in der Luft hanget," Lydwina einen verfolgten Menschen unsichtbar gemacht, Severinus mit dem Gebet Wachskerzen angezündet, Wilgefortis auf gleiche Weise ihr jungfräuliches Gesicht in ein bärtiges Männerantlitz umgestaltet, die heilige Zita sich statt eines Regenschirms des Gebetes bedient, und was dergleichen Wunder mehr sind.

Die verstorbnen Wiener rufen im Fegefeuer: „Wir werden angezündet, wie der Kalk im Ofen, wir werden zerschmettert wie das Eisen unter dem Hammer, wir werden gezogen wie der Flachs durch die Hechel, wir werden geängstigt wie der Hering in der Tonnen, wir werden zerquetscht wie die Trauben unter der Presse, wir werden zerknirscht wie das Pfefferkörnel im Mörser, wir werden zermartert wie die Lumpen in dem Stampf, wir werden zerschlagen wie das Treidkörnlein unter der Drischel, wir werden gebacken wie das Brot in dem Ofen, wir werden geläutert wie das Gold in dem Kolben; wir leiden und leiden, und unser Leiden kann gemindert, ja kann gewendet werden durch das Brot der Engel, durch den Kelch des Priesters in der Messe, durch eine andächtige Communion."

Sehr häufig nimmt unser Prediger seine Exempel aus der Geschichte. Wie es mit seiner Kenntniß derselben bestellt ist, mag ein Auszug aus seiner Charakteristik Muhameds zeigen.

Die Mutter dieses „Höllengeziefers“ war nach ihm eine Jüdin Hemina, seine Helfershelfer bei der Ausbreitung seiner Lehre hießen Eubogarus, Hali und Zadit. Der von ihm gepredigte Glaube „bestund meistens in Leibslüsten und wampischer Vergnügtheit,“ er selbst war von „einer solchen stinkenden Bocksart, daß er sich vierzig Weiber gehalten und noch dazu durch sondre von Gott ertheilte Privilegia, wie er gottlos vorgab, andere Weibsbilder nach viehischem Belieben ihm zum verruchten Gehorsam gehabt.“ Die Muhamedaner glauben, „daß am jüngsten Tage ihr Muhamed werde in einen Widder verkehrt, sie aber in lauter Flöhe, die, nachdem sie sich in dessen Vließ einlogirt, mit ihm gen Himmel fahren, wo sie wieder Menschen werden und ewig alle Wollüste genießen. Er starb, indem ihn Albunor, einer seiner Jünger, vergiftet, um zu sehen, ob Muhameds Prophezeihung, er werde am dritten Tage von den Todten auferstehen, wahr sei, blieb zwölf Tage unbeerdigt und wurde bis auf die Knochen von Hunden aufgefressen. Sein Nachfolger auf dem Throne der Sarazenen war Elenbechor, diesem folgten zunächst Haurmar, Natman, Huchavias, Girith, Maruam und Habdalon. Unter seinem neunzehnten sowie unter seinem zwanzigsten Nachfolger hat Carolus Magnus zwischen den Sarazenen und Christen ewig Frieden geschlossen u. d. m.

Ich führe noch zwei Stellen aus den Predigten des wiener Kanzelredners hinzu, die eine als weiteres Beispiel für seinen drastischen Humor, die andere als Probe dessen, was er sich in Betreff der jetzt auf katholischen Kanzeln*) ebenso wie auf protestantischen immer mit Behutsamkeit berührten geschlechtlichen Verhältnisse in den Mund zu nehmen getraut. In jener, die

*) Eine Ausnahme bilden die Predigten bei Jesuitenmissionen.

in der Predigtsammlung „Merk's" enthalten ist, heißt es in dem Kapitel, das sich an die Soldaten wendet:

„Wer da? — Nit guter Freund. — Wer ist nit guter Freund? — Ich, sagt der Tod. — Alle Bursch in's Gewehr! — Meine lieben Soldaten, antwortet der Tod, ich lache mir die Haut nit voll, denn ich hab keine; aber das Schmutzen (Schmunzeln) kann ich gleichwohl nit lassen, daß ihr vermeinet, meine Sense soll sich vor euren Piken und Hellebarden entsetzen. Das gereichet mir zu einem ewigen Spott. Wie vielen Hebräern allein hab' ich gewaltthätig das Leben genommen! (Folgt nun eine ausführliche Aufzählung aller nach der Bibel und andern Quellen in der Schlacht oder sonst plötzlich umgekommnen Juden: „Exodus 32, dreitausend, Numeri 14, sechshundertunddreitausendfünfhundertundfünfzig," u. s. f.) „Summa aller derer Juden, denen ich gewaltthätig habe das Leben genommen und sie ritterlich obgesieget, steigt nach klarer Zeugniß der göttlichen Schrift auf achtmalhundertundvierundfünfzigtausendmaltausendzweitausendundsiebenundsechzig. Und ich soll euch Soldaten fürchten? Nein, nein, nein, nein, das Gewehr ab! Ob zwar euer Kriegshaupt Mars und ich, Mors, Namenshalber etwas verwandt, so mag ich doch dießfalls die Neutralität nicht lassen einschleichen, sondern erklär mich euch zu einem ewigen Feind, und ist keiner befreit von meiner Botmäßigkeit. Wer daran einen Zweifel fasset, der frage zu Wien die erste Schildwach."

Die zweite Stelle findet sich in der Sammlung: „Wunderwürdiges ganz neu ausgehecktes Narrenneſt," wo Abraham a Sancta Clara gegen den Gebrauch von Kaffee, Thee und Chocolade eifert. Es heißt da u. A. von der letzteren, die dem Prediger beiläufig männlichen Geschlechts ist:

„Vor die Weiber gedunket er mich etwas zu hitzig zu sein;

denn es ist das Weibervolk jetziger Zeit ohnedem hitzig genug zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, und darf sich die Frau keines Chocolade-Ziegels bedienen, den Mann in das Register der unsterblichen Hanreyen einzuschreiben, sondern vielmehr einer abkühlenden Frescade oder aber gefrornen Saftes, deren sie sich in der Fastnacht nach allzu großer Strapatzirung zu gebrauchen pflegen, indem dem Manne mehr daran gelegen ist, die Venus zu dämpfen, als selbe zu wecken." — „Ihro Gestrengen, die alte Frau von Krachbein und Dörrnmüm, welche nunmehr mit der Hülfe Gottes das sechzigste Jahr und in der zweiundfünfzigsten Wochen die zwölf Stunden erlebt, hat unlängst dem Herrn Doctor bekennt, daß sie eine solche Hitz im Leibe und dabei einen solchen Antrieb der Natur empfinde trutz einem Mägdlein von sechzehn Jahren, weilen sie sich eine Zeit hero gänzlich zu dem Chocolade gewöhnet und allezeit eine Schale voll austrinke, ehe und bevor sie in die Predigt gehet. So hat denn auch nicht weniger dem Herrn Feuerfax, welcher in dem academischen Leben allbereits sein Pulver und Blei verschossen, seine junge Frau alle Tag ein halb Pfund Pistatzen und einen ganzen Chocolade-Ziegel verordnet, damit er die geschwächte Natur wieder zu rechtmäßiger Stärke bringe."

Es ist wohl überflüssig, derlei Dinge näher zu bezeichnen. Sie konnten kaum einen andern Zweck haben, als die Predigt einem verdorbnen Geschmack pikant zu machen. Aber in Wien war auch später, sehr viel später, wie das bekannte Räthsel zeigt, welches Zacharias Werner in einer Predigt einem gewählten wiener Publikum aufgab und nach einer Pause voll Verlegenheit unter seinen Zuhörern, die etwas ganz Anderes gefürchtet hatten, mit „Zunge" löste, auf der Kanzel Aehnliches, vielleicht Schlimmeres möglich, und die folgenden Mittheilungen werden darthun, daß Landgeistliche in der Umgebung der

Kaiserstadt sich in ihren Predigten zuweilen eine sehr derbe und unverblümte Komik erlaubten, und daß sie sich kein Blatt vor den Mund zu nehmen brauchten, da ihre Bauern und deren Weiber durchaus nicht blöde waren, sondern, wie man zu sagen pflegt, starken Tabak vertragen konnten. Das Nachstehende ist ein Auszug des zur Noth hier Mittheilbaren aus der ersten Hälfte einer Missionspredigt, die am 25. November 1782 von einem Operarius Catecheticus der Gemeinde des westlich von Wien gelegnen Pfarrdorfs Ottakring gehalten wurde, und die im ersten Bande von Scheibles „Kloster" vollständig abgedruckt ist.

„Erit enim tunc tribulatio magna. Damals (dann) wird Alles drüber und drunter gehen, sagt der heilige Matthäus am 24. Capitel, 21. Vers. Ehe und bevor ich auch hiervon ein Mehrers melde, wollen wir den Beistand des heiligen Geistes mit einem andächtigen Vaterunser und heiligen Avemaria anrufen. Euer Lieb und Andacht stehen auf und bezeichnen sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und sprechen: Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. — He, Buben dort im Winkel, wollt's Ruhe geben, oder ich schick den Schulmeister über euch. Druckt's nit, steht's fein still und gebt's Acht. — Ja, meine lieben Christen, wann wir an das schreckliche Drüber und Drunter denken, von welchem der Heiland sagt, so sollt uns billig sch—angst werden. Nit wahr, wann unausstehliche abscheuliche Hitz einen so martert, daß man den ganzen Tag hindurch wie eine Sau schwitzt, wie mir's selber oft genug geschieht, oder wann ihr den ganzen langen Sommertag hindurch in euren Weinbergen zur Erde gebückt fortarbeitet u. d., daß das erschreckliche Plag ist, besonders wenn ihr es mit Unwillen thut und euch nicht einen heiligen Einsiedler oder sonst einen frommen Mann zum Muster nehmt. Aber das ist alles noch kein Schatten jener fürchterlichen

Trübsal. Jetzt zeigt euch unser Herrgott durch Worte nur ein wenig, daß ihm einmal Ernst werden könnte, jetzt g'spaßt er sich noch immer mit euch, wie man sich etwa mit Kindern g'spaßelt und ihnen zum Zeitvertreib allerlei Mährlein erzählt. Aber tunc, sagt der Heiland, tunc enim erit tribulatio magna. Damals erst wird er ein paar Worte im Ernst mit euch reden. Damals wird sich der göttliche Richter kein Blatt mehr vor's Maul nehmen; damals wird er euch nicht mehr mit aller Sanftmuth auf den Weg der heiligen Buße locken — er wird eure Sündentafel vor der ganzen Welt an den Nagel hinhenken und dem allwissenden Vater sagen, was ihr hier in eurem Leben für ein liederliches Gesindel gewesen seid. Er wird nicht so geduldig den Narren machen, wie wir Priester, und warten, bis den Lumpen gelegen ist, den Pack der Sünden in den heiligen Beichtstuhl hineinzuschmeißen. Gieb Rechenschaft von Deiner Haushaltung, wird er euch anfahren wie ein Löwe. Da wird wohl Manchem das Herz in die Hosen fallen, da wird euch wohl die Kurasch vergehen. — Ei ja, bis euch nicht die Sterne um die Köpfe fliegen, der volle Mond im Herunterfallen brav drücken und die brennheiße Sonne zu Staub und Aschen verbrennen wird, eher glaubt ihr so nichts — Unsereiner möcht sich zu eurem Besten die Gurgel abschreien; aber merken könnt ihr's, wenn nicht Stroh in euren Köpfen wäre, daß wir uns schon allgemach diesen letzten Zeiten nahen, wo es eine allgemeine Execution absetzen wird. Es stehen ja schon die schlechten Christen und falschen Propheten auf. Ich sage, schlechte Christen. Und hab' ich etwa nicht recht, wenn ich behaupte, daß der Beste unter euch keinen Kreuzer werth ist? Gesteht mir's lieber gutwillig. Also Kurasch! — heraus mit der Farbe! Ist denn wahres Christenthum bei euch? Geht ihr gern in die Predigt? Laßt ihr euch gern in die christliche Bruderschaft

einschreiben? Ei ja, da sind's die Geschwinden nicht." „Die Saufbruderschaften sind euch lieber, wo ihr so hinlämmeln und euren Text lesen könnt;" „aber der Teufel wird euch schon einmal die Zeche zahlen, er wird euch schon noch einmal das Christenthum einprägen, er wird euch schon noch rupfen, wart's nur."

„Ich zittere allemal, meine Kinder, wie ein nasser Hund, so oft ich auf die gefährlichen Zwergwege der Ewigkeit — Immer und Nimmer — komme. Ach Immer, das nimmer sich endet! Ach Nimmer, das immerzu währet! O Immer, Deiner sollten wir nimmer vergessen! O Nimmer, Deiner sollten wir immer gedenken! O Immer, du beständiger Stachel des Fleisches! O Nimmer, du höllische Marter der Jungfrauen! O Immer, du erhältst den Jungfrauen ihre Reinigkeit! O Nimmer, du giebst den Jünglingen Standhaftigkeit! O Immer! O Nimmer! ihr macht uns heilig und haltet uns in der Unschuld! Immer wird sündigen, welcher betrachtet das Nimmer. Nimmer wird frömmer, welcher bedenkt das Immer.

Wenn ihr also hübsch an das Immer und Nimmer gedächtet, wie süß, lieblich und angenehm würde euch alle Müh und Arbeit schmecken, für welche die ewige Seligkeit feilgeboten ist! Nehmt's euch nur ein Beispiel an der seligsten Jungfrau Maria. Sie war noch ein kleines Frazerl von drei Jahren und krachselt aus lauter Lieb und Andacht zum Jesuskindel fünfzig hochmächtige Staffeln Jerusalems hinauf. Aber was thut ihr unseligen Fratzen? Euch muß man in die Kirche bei den Haaren hereinschleppen, eure Eltern müssen euch fast bis zur Kirche prügeln; Ihr flattert und krachselt auch, aber wohin? — daß ihr doch den Hals brächet von den Leitern, die nach den Löchern führen, wo eure Huren liegen! Ich muß euch's recht sagen, wie ich's meine, sonst sagt ihr gleich wieder: Den

Pfoffa versteht mer nit. Und wenn Worte nichts ausgeben, so will ich mir nächstens brav Ziegelsteine mit auf die Kanzel nehmen und sie euch auf eure dicken Schelmenköpfe werfen.“ „Ich will euch den Fuchs schon noch aus dem Busche klopfen, ihr hängohrende Landschelmen ihr!“

„Also schau, meine liebe Dorfjugend, führe Dich gut auf; unser Herrgott hat seine närrische Freud an schönen und wohlgezognen Kindern, darum er auch den heiligen Lazarus auf Fürbitt seiner Schwestern, der häuslichen Martha und schönen Magdalena, die ein gar saubres Dirnel war, da er schon wie zum Schmecken gestunken, wieder aus dem Grab auferweckt hat. Den Jünger Johannesel hat er gar auf der Schooß, sitzen und an seiner Brust liegen lassen, weil er ein feines Knaberl war und kein so raudiger und nissiger Bube, wie ihr Gaischliffeln seid. Ihr sitzt auch gerne auf der Schooß aber bei euren Menschern, und da wünschet ihr viel lieber Tag und Nacht darin zu liegen, ihr geilen Schweif ihr. Was wird der Herr mit euch thun, die ihr euch nicht so aufführt, wie der heilige Johannesel gethan hat? Um die Alten hat sich der barmherzige Heiland so nimmer recht annehmen wollen, er hat schon gewußt, daß sie von Todsünden stinken wie die Kuhmenscher, wenn sie von der Mistlache kommen, und daß Chrisam und Taufe an ihnen verloren ist. Der alte grundehrliche Patriarch Jakob hat auch ein paar saubere Sohnel gehabt, die ihm sein Herz bis in die Grube abgefressen haben; aber des Heli seine, das waren ein rechtes Paar Spitzbuben, die den Menschern sogar beim Opfern keine Ruhe gelassen haben.

Item, Kinder sollen der Andacht ergeben sein, in der Weisheit brav zunehmen und hübsch Gehorsam leisten. Die Kinder sollen zeitlich in der Fruh aufstehen und fleißig arbeiten, aber da heißt's gemeiniglich: Voda, i mog nit, is gor z'kalt. — No

warts a weni, mon wird enk's Bett oder die Streu auswarma. — Da ranzen sie sich erst wie die Säu im Kindelbett von einer Seit auf die andere. Nachher, wenn's aufgestanden sind, da heißt's: Wo is mai Schui? Wer hot main Brustfleck? — Da sollt der Vater den Ochsenzahm nehmen oder's Staberl und sollt enks suichen, da wurd's ös schon finden. Wann's angelegt sein, da können's einen Rienken Brot herfressen, das nur eine Freud zuzuschauen ist; aber zur Arbeit sind's nichts nutz. — Gelt's, Buben und Menscher, da lachts, weil ich euch brav trief? — Eure Eltern sind die nämlichen Stöcke wie ihr, nur um ein paar Jahre älter. Die Wahrheit kommt ihnen selbst lächerlich vor. — No, hoben's halt auch in ihrer Jugend nit anders g'macht. Aus Zaunstöcken wachst kein Weinstock. — Das alles hat der heilige Johannesel nit thon. Er hat früh und abends schön bet, den heiligen Rosenkranz in der Hand g'habt, den Katechismus fleißig durchblättert, darum hat ihn auch Gott gesegnet.

Ich könnt' euch noch eine Menge Beispiele aus der heiligen Schrift anführen, wie Gott die Kinder segnet, die ihm trauen, aber nur eins noch. Schauts, der Davidl war ein Hirtenbübl, er hat die Lambel geholten, und nachher hat ihn Gott gar zu einem König gemacht, weil er ihm traut hat. Er hat alle Tag auf der Halten früh und abends zur Mutter (Gottes) bitt und auch für seine Lambel, daß ihm Gott soll keins zu Grunde gehen lassen. Endlich hat ihm doch einmal ein Bär, aber kein Saubär, wie's so manchen unter euch giebt, ein Lambel gestohlen, der Davidl aber hat's ihm gleich aus der Goschen gerissen und hat 'n Bär auch zerrissen. Noch nicht genug: ein ander Mal sind große Leute daher gekommen, die hat man Riesen genennt. Da war einer drunter, der hat Goliathl geheißen, der war der größte unter ihnen — ei ja!

— er war gut zweimal so groß und dick als euer Kirchthurm, und hat mit den Israeliten raufen wollen. Es hat sich auch Einer und der Andere über ihn gewagt, aber der Goliathl hat sie gleich auf dem Schlachtfeld wie eine Blunzen von Sauerkraut mit Haut und Haar weggefressen. Da hat sich halt keiner mehr traut, mit ihm zu raufen; mithin wären die Israeliten alle gefangen worden. Da hat aber der König Saul, der ein grundgescheidter Mann war und im kleinen Finger mehr gehabt hat, als mancher gnädige Herr in der Stadt unter der ganzen Parocken, dem, der den Goliathl umbringt, seine Tochter zum Weibe versprochen. Das war halt gar ein schlanks Dirndl. Ihre Haare waren wie Seiden, ein schönes Gefries (Gesicht), zwei Brüste — kurz, sie war durchaus so proportionirt wie der Berg Libanon. — Das alles hat dem Davidl gefallen — hat was von schönen Menschern gehalten, der Davidl. Ich glaub's gern, die Bauern selbst würden dergleichen Kost nicht verachten. — Das war nachher so immer seine königliche Unterhaltung, wenn ihn das schwere Staatsruder müd gemacht hat. Da hat er gesagt, er will raufen mit dem Riesen. Sie haben ihm gleich einen Sabel umgehenkt, der größer war als er, die Narren die, und weil er damit nicht umgehen konnt, so schmieß er den Sabel weg, ging zum Bach, klaubt sich fünf dreieckige Steine aus und legt einen davon in seine Schleuder. Gelts, Buben, das Gespiel kennts auch? — Jetzt ging er auf den Riesen los, schmeißt und schmeißt ihm halt just den Stein an die Stirn, patsch, da ist der Goliathl niedergefallen wie ein Ochs auf die Erde und hat alle Viere von sich gestreckt wie ein krepirtes Pferd. Da hat der Davidl geschwind den Sabel des Riesen genommen und hat dem Goliathl damit den Hals abgefärkelt. — Schauts, das hat er alles thun können, weil er an Gott glaubt hat, darum hat er auch Kurasche gehabt, so was zu unternehmen. Aber ihr rußigen

Bauernbuben, ihr habt keinen Glauben, eure Kurasche ist wie die Kurasche der Schneider, oder die der Soldaten, die bei der Mutter hinter'm Ofen sitzen und sich an Speckknödeln z'todt fressen.

Ihr habt nur eine Maulkurasche; darum werdet ihr auch keiner ein König oder Kaiser werden, sondern rußige, zaghafte, faule und stinkende Bauerbursche verbleiben. In der Jugend denkts nicht an Gott, und im Alter wird er euch auf die Kappen — ihr wißt schon, was ich sagen will." U. s. w.

Auch die protestantische Kirche hat eine Anzahl sehr komischer Erscheinungen auf ihrer Kanzel aufzuweisen, von denen die beiden, von deren Beredsamkeit ich im Folgenden Proben geben werde, noch entschiedener und voller Repräsentanten des Volkshumors sind, als die beiden Katholiken, die ich bisher sprechen ließ. Ich übergehe die vielen wunderlichen Käuze, welche im Reformationszeitalter und noch geraume Zeit nachher auf den lutherischen Kanzeln oft recht drollig gegen den Papst und nicht minder gegen das Interim, die Calvinisten, Kryptocalvinisten und andere Ketzer zeterten, und verweile auch nur einen Augenblick bei den Moralpredigten, mit denen der wackere und originelle hamburger Pastor Balthasar Schuppius sich zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in weiten Kreisen einen Namen machte. Seine Reden waren Satiren, in denen dem Hanswurst das Wort gestattet war und allerhand hübsche Fabeleien die Zuhörer erbauen helfen mußten. Man hat ihn mit Abraham a Sancta Clara verglichen, und in der That erinnert Manches von seinen Vorträgen, z. B. die Betrachtung des Wörtleins Nichts, an den wiener Augustinermönch. Nur steht Schuppius sittlich höher und meint es im Grunde ernster wie dieser. Er ist übrigens ein Gelehrter, und so steht er nur mit einem Fuße auf dem Gebiete, über das ich den Leser hier zu führen gedachte. Jobst Sack-

mann dagegen gehört diesem Gebiete ganz an, und so mag ein Auszug aus einer der wenigen von ihm noch vorhandenen Predigten hier eine Stelle finden. Sackmann war von 1680 bis 1718 im Dorfe Limmer bei Hannover Pastor, und man hat ihn ebenfalls, wenn auch ohne Grund, mit Abraham a Sancta Clara zusammengestellt. Gewiß ist auch er eine komische, ja eine sehr komische Erscheinung, aber sein Wesen ist ein ganz anderes als das seines katholischen Zeitgenossen in Wien. Er hat wenig von dessen Beweglichkeit, dessen Lust an Wortspielen, dessen barocken Einfällen und nichts von dessen satirischem Zuge; er ist keineswegs ohne Witz und Schalkhaftigkeit, aber weit mehr noch als hierdurch wirkt er durch seine Naivetät, die dadurch noch erheblich verstärkt wird, daß er sich auf der Kanzel meist der Volkssprache seiner Gegend, also des Plattdeutschen, bedient.

Die Predigt, aus der ich citire, ist eine Leichenrede auf den Küster und Schulmeister Michel Wichmann zu Limmer. Im Exordium erzählt der Pastor, nachdem er bemerkt hat, daß es schon zu Esaias' Zeiten Gebrauch gewesen, selig verstorbenen Personen eine christliche Leichenpredigt oder wenigstens eine Standrede zu halten:

„As ek am vörigen Frydage, da ek noch am Dische sat un myn betken Stockfisch mit grönen Arften (Erbsen) to Lyve brocht hadde, un een Slücksken (Schlückchen) Aquavit darup setten wolde, kam myne jüngste Dochter Anntrynken togelopen un reip ut vollem Halse: Papa, de Schaulmeester is dood!" — „Asse myne Dochter my dat toreip, so düchte my dat eben so veel to syn, as wenn da steit: Predige, und er sprach: Was soll ich predigen? Alles Fleisch ist Heu! Manch wyßnäsige Kumpan möchte hier seggen: Wat preddigt use Pastor? Ist alles Fleisch Heu, so mot ook wol alles Heu Fleisch wesen!

My dücht aber, he wold' eene kruse Näse maken, (die Nase rümpfen) wenn man em up der Köste (beim Essen) anstatt Fleisch Heu vorsätte. Ja, dat hedde ek ook Oorsake, Du grobe Gesell! Solst Du dynen Seelenhirten ook wol vor eenen Heuossen anseen? Daby sühst Du eben, wo (wie) unentbehrlike Lüde Lehrer un Preddiger sünd, üm de Woorde recht uttoleggen. Alles Fleisch ist Heu will so veel seggen: Alle Menschen sind wie Heu, sind so vergänglich wie Heu, oder, as de kristlike Kerke singt: Alle Menschen müssen sterben, Alles muß vergehn wie Heu. Alle Menschen, keenen utgenomen als Henoch un Elias, averst een oder twei Swalken (Schwalben) maket keenen Sommer. Ja, wenn sek de Dood mit Gelde wolde afkoopen laten, so däde manch Schraphals synem Harten noch wol eenen Stot un telle een dusend Dalerken af, un wenn et ook luter Wildemannsdrüddel wesen mösten; averst de Dood let sek de Hand nich smären. He maket et as use Schaulmeester, de plegde to seggen: Wat Vedder! Wat Fründ! Junge treck (zieh) de Bößen af."

Der Prediger sagt dann, daß der Tod sich auch mit Soldaten, Hellebarden und Flinten nicht abhalten läßt, und daß er selbst in's hannoversche Schloß eingedrungen ist und verschiedene dort residirende Landesväter überwältigt hat, wobei er auf politische Verhältnisse, Krieg und Frieden und zuletzt auf einen Besuch zu sprechen kommt, welchen er den unter dem katholisch gewordenen Johann Friedrich in die hannoversche Schloßkirche eingezognen Castraten abgestattet hat, über die er sich in ergötzlich naiver Weise verbreitet.

Dann fährt der Redner fort:

„Da nu de Dood de Förften, Kaiser un Könige nich mal verschonet, wat is et denn to verwunnern, dat he sek an usem Schaulmeester ook vergrepen hat," und nun folgt eine Lobrede

auf letzteren, die dadurch eingeleitet wird, daß der Pastor den Unterschied zwischen Kuh-, Schaf- und Schweinehirten und Seelenhirten sowie zwischen den verschiedenen Arten der zuletzt genannten Hirtenklasse behaglich auseinandersetzt. „De gode selige Mann hadde de jungen, ek hebbe de olen Seelen under myn Upsicht, he weide de Lämmer, ek de Schaape. Ja, Schaape gänge wohl noch an, wenn man nich sau veele Böcke un Zägen darunner wören. Diese machen einem armen Seelenhirten das Leben sauer, daß er manchmal mit dem Propheten Jonas seufzet: Ich wollte lieber todt sein, als leben.“ Der Schulmeister habe davon auch etwas gemerkt, heißt es weiter, aber er sei brav dahinter her gewesen, wenn seine Schüler muthwillig gewesen wären oder ihre Lectionen nicht gelernt hätten. Doch sei er kein Büttel oder Tyrann gewesen. „Nadem eener sündigede, nadem wör he straft. Erst kreeg he Ohrfygen, herna Handsmette oder Kniepkens, dann kreeg he eenen ledernen Ars vull — den toog he öhme ganz stramm in de Höögde, dat dat Hinnerkasteel ganz prall ward — mit dem Stock vör de Böxen, un wenn he et gar to groff maket hadde, endlich eenen rechten mit de Raude (Ruthe) vör den blooten Steert nach der Ermahnung des weisen Königs Salomon: Wer sein Kind lieb hat, der hält es unter der Ruthen. Die Rauden hedde he vorher int Water leegt, dat se better dörtroken (durchzogen), un dese Strafe is ook am besten, da beholet de Jungens heele Knaken (Knochen) by. He hedde eenen besonderen Handgriff daby: wenn de Böxe herunner was, so kreeg he den Jungen twischen de Beene, slaug syn rechte Knee over öhme her, met de linke Hand heilt he öhme dat Genicke nedder, da hadde he öhn in syne Gewalt, dat he keenen Spalks maken kunne, wenn he met de rechten Hand hauete. Dat hebbe ek ook van öhme leert (gelernt) un by mynen Kinnern ook so maket; denn

Artifici in sua arte credendum est. Mannigmal moſten ſe ſek ook wol mit dem bloten Knee up Kirſchenſteene ſätten, un dat hulp by etlicken mehr als Släge, na der Regul Pauli: Prüfet Alles und das Beſte behaltet.“

Nachdem dem Seligen darauf noch nachgerühmt worden, daß er ſeinen Schülern auch was Rechtes gelehrt habe, daß er bibelfeſt geweſen, und daß er ein paar Meilen weiter weg von der Stadt zur Noth auch einen Paſtor habe abgeben können, folgt ein langer und äußerſt komiſcher Excurs, der davon ausgeht, daß Wichmann mit Sackmann auf der hohen Schule in Hannover geweſen iſt. Der Name des dortigen Rectors Erythropilus bringt den Redner auf die damals noch herrſchende Gewohnheit der Gelehrten, ihre Namen zu latiniſiren oder zu gräciſiren. Er erzählt ferner, wie er demſelben, von ſeinem Vater mit einem fetten Puterhahn beladen, einen Beſuch gemacht, wie er ſein Examen vor ihm beſtanden, und wie er von ihm ein Hoſpitium bei einem Ehepaar bekommen, wo die Frau die Hoſen angehabt. Das läßt ihn nach ſeiner eignen Frau abſchweifen, die es zu Anfang ebenſo habe halten wollen, von ihm aber gebeſſert worden ſei. Daß ſie ihn dermalen beſſer behandelt und gut verköſtigt, läßt ihn ein paar Worte von ſeiner Begabung im Bewältigen von Speiſe und Trank ſagen, und der Umſtand, daß er des Leibes wartet, doch alſo, daß er nicht geil werde, führt ihn zu einem Excurs darüber, daß er ſeiner Frau und ſie ihm treu iſt. Daran reiht ſich ein anderer über die Art, wie er Fußbäder nimmt, und an dieſen ſchließen ſich ein dritter über die Geſchicklichkeiten ſeiner Töchter, ein vierter über ſeine Brille, ferner eine Anekdote von einem Advocaten und einem Präſidenten, bis die Predigt ſich endlich zu der böſen Hoſpita in Hannover und von dieſer wieder zu dem ſeligen Schulmonarchen zurückfindet, von dem nun zunächſt

erzählt wird, wie ihm die katholischen Patres in Hannover nachgestellt und ihn vergeblich überreden gewollt, seinen Glauben mit dem ihren zu vertauschen.

Wir erfahren dann, daß der Selige ein guter Sänger gewesen ist, daß er etwas Latein verstanden, und daß er verschiedene andere rühmenswerthe Eigenschaften besessen hat, was alles in der naivsten Weise vorgebracht wird und Gelegenheit giebt, wieder eine Anekdote einfließen zu lassen.

„Wat he vör Coloraturen maken kunne, davon sünd jy alle Tügen. As ek na Unversteiten toog, da sett he in Tertia, wo he ook en tämlik (ziemliches) Fundament in Latyn leggt het, wo jue Kinner den Nutzen van spoiret heft. Denn he hadde immer welke, de de herrlikſten Sentenzen un Sprüche uptoseggen wußten, to 'n Exempel:

Surge, puer, mane, früh!
Quando bubulcus treibt die Küh;
Quando subulcus treibt die Schwein,
Sollst Du schon in schola sein.

Da lernden de Jungens de vocabula mit Speelen un eene schöne Ermahnung daby. Dat hebbe ek jük by synem Läven noch seggt: Wyd un syd (weit und breit) is sau'n Schaulmeester uppem Lande nich, as Michel Wichmann. Wenn he de Preddigt in der Kerke herlas, so wußte er to rechter Tyd syne Stimme to erheven as eene Posaune, un to rechter Tyd leit he se wedder fallen. Met der Collecte het he syn Dage keenen Pudel maket, as annerswo faken (bisweilen) schüht. Mek worde nülik nok vertellt, dat to Isenhagen im Lüneborgschen, wo dat adelicke Jungfernkloster is, am ersten Wynachtsdage, da twei Preddigten holden weret, de Pastor up den Zeddel, wo he de Gesänge upschrift, des Namiddags settet: Die Collecte bleibt,

wie sie diesen Morgen gewesen ist. Wat geschüht? As de Preddiger vör den Altar tritt und singet: Ein Kind ist uns geboren; Halleluja, so antwoordet de dumme Düvel: Die Collecte bleibt, wie sie diesen Morgen gewesen ist, Halleluja! Wat mein jü? Wenn hier de Schaulmeester so en dummen Stryk makede, ek glöve, jü leipen stante pe na Hannover und verklagden den Pastor met sammt dem Schaulmeester vör dem Consistorio.

Ja, so geht's, Undank ist der Welt Lohn," fährt der wackere Pfarrherr fort. „Dat säe ook der Supperndent, as ek hier by jük infoirt worde (eingeführt wurde): Eselsarbeit un Zysekensfutter (Zeisigsfutter) wöret jü my wol geven. Ek kann mek twarst eben groot nich beswеren, dat jü my wat enttogen heft, averst dat wetet jü doch ook wol, dat de Parre so indräglik nich is, as se utropen ward, insonderheit, wenn man ein Häufchen lieber Kinder hat, wie ich habe. Veele Swyne maket den Drank dünne! Carsten Dacksteen hatte et twarst god im Sinne, he hedde et my geern afdisputeert, dat ek nich so veel Swyne in de Mast schicken künne, as ek wulle. Averst, wo (wie) ging et öhme? Was he nich in eener Stünne (Stunde) lebennig un dood? Wo he gefahren is, dat mag he weten; ek will öhne nich richten, averst dat was doch markwürdig, dat ek eben moste krank wesen, as he solde begraven werden, un öhme also keene Lykenrede kunne geholen weren, as sünst Wyse un Gebruk is, tomal by so en Prinzipalburen, as he was. Da ging et öhme as dem König Jojakim: Man wird ihm nicht klagen: Ach, Bruder! Ach, Schwester: Man wird ihm nicht klagen: Ach, Herr! Ach, Edler! Er soll wie ein Esel begraben werden."

Met usem seligen Schaulmeester hadde he et noch slimmer vör. Et is van undenkliken Tyden Gebruk wesen, dat de Buren nich alleen dem Pastor, sündern ook dem Schaulmeester eene

gewisse Tal Eier un eene brave grote Wost alle Jahr gevet. Da wulle düsse Karsten Dackſteen behaupten, dem Schaulmeester dat to geven wörre keene Schuldigkeit, sündern eene Gutheit, un he möste alle Jahre etlike Weken (Wochen) vörher drüm anspreken. He fraug my um Rath. Ek säe, he schölle dat nich daun, dat Consistorium wolde öhme schon bystahn. Wat geschah? Carsten Dacksteen makede dat ganze Dörp rappelköpsch, un as de Schaulmeester syne Eier afholen wolde, da hadde 'r eene Ule sätten (da hatte da eine Eule gesessen und ihm welche gelegt). He moste glyk en Memorial an't Consistorium overgeven, averst de Buren staken sek achter den Amtmann, düsse was my domals ook eben upsettig, dat de Sake up de lange Bank kam.

Ek vergete et myn Dage nich, et was uppen Sönndag Lätare des Abends, as ek myne leste Pype Tobak smökede un mynen Stummel even weg legen un mit meiner lieben Hausehre zu Bette gehen wollte, da woord en Geschricht im Huse: De Schaulmeester un Karsten Dacksteen wullen einander im Kroge umbringen. Ek smeet glyk mynen Preesterrock over, damet se mehr Respect vör my hedden, un ging so, as ek was, im Bostdook (Brusttuch) met der Mütze un up Tüffeln, (Pantoffeln) na dem Kroge, hedde averst eenen davan ball unnerwegs im Drecke stecken laten, wyl et stark geregnet hadde.

As ek dahen kam, hedden se einander noch in Haaren un wören so vergrellt up einander, dat se mek gar nich gewahr woren, und hedden sek ook de Ogen so dick slagen, dat se nich heruntersehen kunnen. Dat ging: ligge unnen, ligge boven. Ball behoolde de Schaulmeester, ball Karsten Dacksteen die Oeverhand. Ek sach dat so en Wylken an, endlik säe ek: Pax vobiscum. Averst se wußten vör Dullheit nich, dat ek et was, bet dat ek endlik säe: Schalom lecha. As de Schaul-

meester dat Hebräische hörede, kunne he sek wol endlik denken, dat et keener anners as de Herr Pastor syn künne, un leit glyks los. Ek wußte wol, wer de meiste Schuld hedde, darum säe ek: Michel Wichmann, woröver hat de grove Osse met ju anfungen? Dat is ahne Twyfel över de Eier herkamen. — Ja, — Herr Gevadder, säe he (ek bin Vadder to synem öldesten Söhne) Karsten Dacksteen seggt un flöket, se hebbt my de Eier affneden, un so wöre ek föhrwahr en elennen Kerel. — Dat schölt se wol blyben laten, säe ek, Michel Wichmann. Gaat na Hus un laat jue Fru jük dat Blood afwaschen; averst dek hahneboiknen Runks will ek up den Sönndag de Preddigt lesen. He kreeg et ook, as jü alle wetet; hadde ek bether (bisher) den Stab Sanfte bruket, so brukede ek nu den Stab Wehe, un wyl't nich anners syn kunne, so beet ek in eene harde Nott (Nuß), ging hen to'm Amtmann un verdroog mek met öhme; da worden nich alleene dem Pastoren, sündern ook dem Schaulmeester syne Eier so faste maket, dat se keener wedder antasten weerd.

Unnerdessen will ek nich davör sweren, dat düsse Sake dem seligen Manne nich en Nagel to synem Sark wesen is. Denn wenn öhme so wat begegnede, so säe he nich veel, averst he fratt et in sek, un dat is veel schädliker, as wenn et eener herutbullern kann, wie mir Gott die Gnade gegeben hat, dafür ich ihm nicht genug danken kann; denn sonst läge ich längst auf dem Rücken bei der vielen Sorge, die ich meiner Gemeinde wegen habe.

Nun, so schlafe sanft in Deinem Grabe, Du getreuer Hirte der Limmerschen Lämmer! Ruhe aus von den vielen Beschwerlichkeiten, die Du hier auf dieser bösen Welt von Alten und Jungen ausgestanden hast. Sollten auch gleich Andere so undankbar sein und die Wohlthaten, die Du dieser Gemeinde erwiesen hast, nicht erkennen, so tröste Dich damit, daß ich, Dein

Oberhirte, der es doch wohl am Besten verstehen muß, das Zeugniß ablege:

Michel Wichmann ist nächst dem Pastor der nützlichste Mann im ganzen Dorfe gewesen."

Das klingt fast ausnahmslos sehr drollig, es hat aber im Verein mit ähnlichen Predigten unzweifelhaft viel Gutes bewirkt und manches Schlimme verhütet, nicht trotz seiner Naivetät, sondern durch dieselbe. Eine andere Redeweise wäre eben von diesen kalenberger Bauern nicht verstanden worden.

Man vergleiche hiermit die Kirmeßpredigt des würdigen Johann Friedrich Spörer, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Pastor zu Rechenberg in Franken, also ein Zeitgenosse Sackmanns war. Ich theile sie mit Weglassung einiger wenig bedeutenden Stellen, nach dem Abdruck mit, den Scheibles „Kloster" enthält.

„Heute ist Kirchweih, da essen die Bauern den Hirschebrei. Wie kommt's, daß unsre Kirche heut so voller Leut ist? Ho, Kürbi ist im Dorfe! sagen die Lautenbacher, Teufelsstätter, Wildensteiner und Matzenbacher, die Bursche vom galiläischen Gebirge werden wieder haufenweise kommen, daß man nit Ruhe hat, seine Suppen aus'm Höllhafen angerichtet zu essen.

Das gottlose Volk meint, Kürbi sei um Fressens und Saufens willen.

Haspel Narr, Du hast Kürbi im Haus, Kirchweih ist, und heut sind's hundert Jahr, daß unsre Kirche von denen Herrn von Berlichingen erbauet und eingeweihet worden, nit uf päpstliche Weis mit Chrisam und Bisam, mit Weihwasser, Gaukelei, Griblis, Grablis, wie in der Dockelis-Religion gebräuchlich, sondern mit Gebet, Gottes Wort, Loben, Rühmen und Danken." — „Herr Heinrich Steinhäuser von Neidenfels auf Rechenberg ist der Stifter. Der Herr hat Geld gehabt,

ganze Ranzen voll. Herrje! Kaspar, Balthas, Melcher, Nickel, Jörg, wenn Du so viel Geld hättest, wer wollt mit Dir hausen. Du gumpst, wenn Du nur ein paar Gulden hast, gehst auf's Eis wie eine Gais, brichst ein Bein. O wie gut ist's, daß der Gais Schwanz nit lang gewachsen, sie schlüg sich sonst damit die Augen aus! Merk's, Dich meine ich. Nun was Raths? Kürbi ist vor der Thüre, Alter, tritt herfür, predige diesem Volke, allerlei Volke, Ochsfreßländer, aus der Lumperdei, Schleffelländer, meist Samariter und Galiläer, was Du kannst. Denke, was dort Nehemia 8, 10. stehet: Gehet hin und esset das Fette und trinket das Süße und sendet denen auch ein Theil, die nichts für sich bereitet haben. Denn dieser Tag ist heilig unserm Herrn. — O Herrje! wie oft hat sich vor vierzig Jahren der Antichrist bemühet, dieses Kirchlein unter seine Klauen und Ablaßkrämerei zu bringen oder gar umzustürzen. Aber Gott Lob! wir stehen noch bis auf diesen Tag und hoffen noch länger wider seinen Willen aufrecht zu stehen. Drum erhebe Dein Herz, sing mit geschmierter Gurgel: Nun danket alle Gott; alsdann bete mit mir herzeifrigst ein andächtiges Vaterunser.

Unser heutiges sonntägliches Evangelium, oder, wie Du, Bauer, sagst, Ewillig, ist genommen aus dem Evangelisten Lucas 7, 11—17: Und es begab sich darnach, daß er in eine Stadt mit Namen Nain ging u. s. w.

Es haben die alten Aegypter eine löbliche Gewohnheit gehabt, daß sie bei ihren Mahlzeiten und Gastereien neben Anderm auch einen Todtenkopf aufgesetzet, um sich bei dergleichen Fröhlichkeiten auch der Sterblichkeit zu erinnern. Wir haben heute Kirchweihe, da nach alter Gewohnheit Eltern ihre Kinder und gute Freunde zu besuchen pflegen. Ist nit zu verwerfen, und haben die Alten dieses deswegen gethan, daß sie miteinander fröhlich wären über all dem Guten, so Gott der Herr

durch sein heilig Wort und Evangelium uns erzeuget. Aber die Meisten erkennen solche Wohlthat schlecht und lassen es so gut sein, wenn sie nur ihren Hierschebrei in Ruhe verzehren können. Ich in meiner Klause und Karthause kann beten, daß es zittert.

Da sollt ihr hören, was für schöne Namen ich dem Menschen zu Rom und seinem geschornen Haufen gebe, deren Dichten, Singen und Trachten nichts Anderes als uns des Evangelii zu berauben und seinen Gott Mausim wieder einzuführen, (Dan. 12), die finstre Laterne uffzustecken und uns Mäusdreck vor Zucker zu verkaufen. Dieses erkennen die Wenigsten. Gleichwie aber alle löbliche Gewohnheiten nach und nach verdorben, also ist's auch mit den Kirchweihen ergangen, absonderlich in dem Ländle dort drinnen und auch anderswo; wenn die Kürbi kommt, der sogenannte Gottesdienst früh, Vormittag zu Ende und das gottlose Völklein den Löffel kaum von ihrem Maul hinweggelegt, so kommt der Stadtvogt und Ueberreuter mit etlichen Bärenhäutern und ein paar Brates-Geigern auf den Platz vor's Wirthshaus. Dann kommen die Bauerbursch, und führet jeder ein Gretli, Zobeli und Bengele an der Hand, die tanzen, springen, schreien wie die Hengste, saufen wie die Schweine, fressen wie die Säu, und dieses währet uf'm Toll- und Tanzhaus bei vierundzwanzig Stunden und wohl länger. Nachts schläft das saubere Völklein zusammen, mag nicht sagen, wie es zugehet, und also danken sie dem lieben Gott für die Erhaltung seines heiligen Wortes. O Du toll und thörichtes Volk! Dankst Du also Deinem Gott. Hier ging es beim Herrn Hauptmann auch also zu, bis der Franz Hos, wie Du Bauer sprichst, kommen und der Geigers Kapperle den Kehraus gefiedelt, da ist der Korporal und Wagenmeister kommen, hat den Bauern die weiß und rothen Wollenhemder ausgestäubt, da

tanzt Kasper, Balthas, Nickel, Melcher, Jörg, der häselne Stock kann Dir den Leirers Bläsle fiedeln. Nun ist zwar, Gott Lob! Fried', aber wie lange? Ich sehe schon wieder sich schwarze Wetterwolken zusammenziehen. Wart! wenn Du nit fromm sein wirst, der Tambour steht schon wieder fertig. Horch, hüt Di, Bauer, i komm, nimm die Hühner und Gäns, gieb Dir nix drum. Schlag Di brav rum, wirst Du nicht frumm. Die Pferde in der Offenbarung Johannis guken schon im Marstall gesattelt heraus, der Schimmel, Falb, Rapp u. s. w. O Herrje! schick Di, es ist hohe Zeit. In etlichen Jahren hero ist es zwar in unserm Rechenberg still gewesen, aber die Tanzfüchsle laufen in der Nachbarschaft. Wart! laß mich's erfahren, komm mir uff meinen Mist, ich will Dich schon kuranzen. Iß und trink mit Deinen Leuten, was Du hast, denk an den Todtenkopf; der Streckebein, der Raffelzahn, der schreckliche Mann, ich meine den Tod, steht vor der Thür. Sei fröhlich, doch in Gottesfurcht. Laß Andere gumpen, kehr Dich nicht an andere böse Leut und folge nicht der Menge zum Bösen. Laß Dich auslachen, Du wirst endlich solche epicurische Kürbesäu auch auslachen können. Das ist schrecklich, wenn ich an solche Leute denke. Mein Herz möchte zerspringen und die Augen Blut weinen. Solche Oerter, die ihre hori, thori, bori haben, id est Consistoria, große gelehrte Männer, Generalsuperintendenten, Decanus und dergleichen. Sollten solche Hofprediger denen Fürsten und Herren nit in's Gewissen reden und solche Gräuel vorstellen, aber leider! niemand eifert um die Ehre Gottes, um solche schreckliche Entheiligung des Sabbaths, um solch epicurisch cyklopisches Wesen. Die meisten Hofprediger sind Gnadenschnapper, stumme Hunde, gelbe Suppen-Fresser, die Eichen in Basan, blinde Gäul zu Gaza, Bileams Kinder, sind selbsten nicht viel besser; doch nit alle. Boho! ich kenne noch etliche,

aber wenig. Will Einer wie Micha die Wahrheit sagen, sind Andere da, gleich ist man uff denen saubern Canzeleien mit dem Abschied fertig. O da seind die Herrn Rechtsverkehrte geschwind her, plaudern dem theuern Landesfürsten und Herrn etwas vor, es trage Umgeld und Strafen ein, wenn die Bauern einander wie die Karrengäul schlagen und was des Dings mehr ist. Aber wart! Der Teufel wird sein Kerbholz aufweisen, Du Präsident, Rath, Vogt, Du Perücken- und Säuschwanz, die Zech wird Dir gerechnet werden.

Wir halten uns aber wieder zu lange auf, daß wir dem Text und Ewillig sein Recht nicht thun können. Alte, dort drunten, maunz nit. Der Hierschebrei brennt an! Narr! Dein altes Kuhfleisch ist gar zäh, braucht langen Siedens; zu Lauenweiler haben's eine alte Kuh geschlachtet, kommt's Pfund auf sechs Pfennige. Die Kerls werden zerren! Warum habt ihr eure Zähne nit vorher auf die Schleifmühle geschickt? No so seid's. Wir binden ein Denk- oder Vergeßreimlein über die Predigt an, so also dießmal heißt:

Zum Todtenkopf und Kürbenbraten
Der Jüngling zu Nain uns will einladen.
Bedenk bei Deinem Hierschebrei,
Daß auch Dein End nicht fern mehr sei.

Traurig, betrübt, fatal und sehr gefährlich sah es aus, meine lieben Zuhörer, als Anno 1617 dieses Kirchlein und Gotteshaus zu bauen angefangen worden, wovon Vieles zu sagen wäre, wenn Du, Bauer, Geduld dazu hättest und nit an Deinen Hierschebrei und gefüllten Darm dächtest. Du mußt doch ein klein Biffel warten, Du hörst's nicht alle Tag, was ich Dir heut sagen werde. Die fremden Gäste, so nit in diesen Schafstall gehören, seind auch nicht vor die Langeweil in die

Kirch hiero kommen, sie wollen was Neues hören. Potz Tausend! Dort hinten steht Einer, sperrt das Maul auf, man könnt' ihm ein Dreibatzen-Laiblein hineinwerfen. Der Kerl hat ein pommersch Schluckerle Branntewein in seinen verdorbenen Magen geschluckt, jetzt schnappen seine Kaldaunen nach vier Pfund Schweinefleisch oder Säumagen. No, no! Wart! wird werden. Mach's Maul zu, daß Du nicht erworgst. Höre, was ich sage. Der Anfang dieses Kirchbaues war betrübt und sehr gefährlich. Man sagt Rechenberg sei damalen einer Einöde gleich gewesen. Der alte Vogt Gotthard, dessen Epitaphium Du dort drunten und ihn, sein Weib und Tochter sehen kannst, der ist vierundvierzig Jahre hier Vogt gewesen, gebürtig von Adelmannsfelden, dieser hat Alles haar und klein uffgeschrieben. Lies, wenn Du etwas kannst. Ja, nichts! Dein Schädel ist leer. Dieser Vogt war sonst kein unfeiner Mann, aber saufen hat er können. Wenn er lange genug bei seinen Bauern beim Weine gesessen, hat er ständerlings noch sechs Maaß gesoffen, da haben ihn zwei hinauf ins Schloß geführet und drei haben hinten nachgeschoben: dieser Hol mi grum, Schla mi grum, Flieh mi grum hat viel an Rechenberg gethan und hat, was wir von alten Sachen wissen, aufgeschrieben.

Als ich vor etlich vierzig Jahren das erste Mal hiero kommen, sahe dieses Kirchlein einer calvinischen Ziegelhütten gleich, Kanzel, Altar, Alles mußte ich ändern lassen, hab die Orgel hereingeschafft, selber geschlagen, bin Pfarrer, Vogt, Hammermeister, Schulmeister, Uhrrichter, Meßner, Todtengräber, nur kein Hundsschläger gewesen. Schulmeister sind hier gewesen Schneider, Gaisböcke, Leinweber, Schuhpletzer, Schreinnarren, Kubler und des elenden Zeugs und Packs wie dort im Ländli noch dergleichen Bursch anzutreffen. Der Anfang ist also betrübt, elend, miserabel und erbärmlich.

Nain heißt im Deutschen so viel als Schönstadt, lag im schönen Thale recht lustig in Galiläa. Aber Holla, nit dort droben, wo unsere Bettelsackträger herkommen! Beileib nit! Es lag an der mitternächtigen Seite des Berges Hermon. Aber was weißt Du von heiliger Schrift, dem gelobten Lande Canaan und dergleichen. Das sind lauter böhmische Dörfer in Deinem Ochsenschädel. Ja, das Buch der vier Könige kennst, der Schellenoberbua und die Eichelsau, Dein Patron, gefällt Dir besser als der Psalter.

In Deiner Jugend hast Du den Katechismus bis zum dritten Gebote gelernt. Jetzt ist Alles verhaarwaricht worden, jetzt lernst Du den Katechismus. Wart! Der Tambour wird Dich Moses lernen. Na, Mores, nicht Moses. Moses ist gestorben, seine Bücher liest Du nicht; jo im Sternbuch bist Du studirt. Mich wundert, daß die Kerle keine Hörner haben. Ho, haben doch die Esel auch keine Hörner, und also bist Du ihnen gleich, Du hast auch keine Hörner. Es geht Dir wie jenem spanischen Edelmo, der ist einen halben Tag gefahren und hat sich verwundert, daß die Welt so groß, hat wieder umgewendet förchtend, er möchte über die Welt hinauskommen, weil er von einer neuen Welt hören sagen. Ich bin ohne Ruhmmeldung gereist von Straßburg uff Hamburg, aus Meißen in Preußen, aus Sachsen an die Ostsee, Danzig, Copenhagen, Pommern, Kassuben, wo man das Brot in den Kamin hängt, ganz Schwaben und Franken; Du bist weiter nit als nach Dinkelsbühl auf den Säumarkt gekommen. Zu Dinkelsbühl kann man unterm Thor eine Kuh mit dem Schwanz aus'm Schwabenland in's Frankenland schlenkern. Zu Kreylsheim uff'm Martinsmarkt bist o gewest.

Wir gehen zu weit vom Text ab. Holla! Nain hat uns abwegs geführt. No, Nain mag noch so schön und anmuthig

gewesen sein, so heißt es doch: Siehe, da trug man einen Todten heraus. O, der Raffelzahn, der schreckliche Mann, der Klappermann, der Herr von Schrecken und Schreckenberg logirt überall ein! O, wie der dürre Kerl über die Mauer hereingekommen? O Habernarr, wie kommt er in Deine Kaldaunen? — Du trägst den Tod bei Dir. Ei! behüt mi Gott, sagst Du, beweis mir's. Wenn Du mit Deinen großen Wein- und Branntweinzügen eine Krankheit an Hals saufst, so hast Du den Tod schon in Dir. Gieb dem Tod die Schuld nit, nur Dir selber. O, es ist ein Elend mit den Leuten, absonderlich mit dem Landvolk! Zwar sind die Bürger, ja wohl die Großköpfigen, die Perückenteufel, die Gaisschwänze nit viel besser. So lange sie gesund sind, da fragt man wenig nach Gott, Tod, Pfarrer und dergleichen. Sie sind gleich dem reichen Schlampampes-Bruder Lucas 16. Dieser Saufwanst begehrte vom Vater Abraham einen Gokelmo, einen Gaisfuß aus der Höllen, einen Rumpel- und Poltergeist, seine Brüder zu bekehren. Ich will nit hoffen, daß unter euch einer ein solcher Haspel- und Habernarr sein werde, einen solchen Gokelmo zu begehren. Du, Bauer, trägst Deinen Gokelmo in Dir selber. Wenn Dein schlafendes Gewissen einmal aufwacht, das wird Dir angst und bang genug machen. Du wirst auf Deinen Saufedern nicht schlafen können, Du wirst aufpfurren, knurren und murren und nit anders meinen, als der Gokelmo sei schon vorhanden, der Gaisfuß stehe an der Bettladen und rüttle an der Stollen. Da wirst Du unter die Decke schnurren, zittern und beben und vor etlichen Stunden nicht so keck sein, herfürzuguken. Siehe, das macht ein böses Gewissen! Der Teufel wird Dein Sündenregister mit großen Fracturbuchstaben vorzeigen, die er jetzo ganz klein machet.

Buße! Buße ist das Einzige, so solchen Jammer und Herzeleid abwenden kann. Das Wörtlein Buße hat nur vier

Buchstaben. Das B nimm und bete täglich herzlich zu Gott. Gehe in Deinen Heubaren, nimm ein Bündlein Heu oder Ohmet oder was Du hast, unter Deine Knie und bete, daß es zittert. Verlaß Dich nicht auf Dein Beichten, Abendmahlgehen, auf Deinen schmutzigen Habermann. Ich will Dir's noch jetzt gesagt haben; denn ich muß auch bald dran. Es wird auch bald heißen: Alter, troll Dich! Die Stunde ist vorhanden, Dein Grab ist schon fertig. Mein Sarg steht immer vor der Bettstatt, Du hast ihn ja gesehen. Nach mir möchtest Du wieder einen jungen Perückenkerl zum Pfarrer bekommen, der weniger nutz als Du. Aber weiter: der andere Buchstabe des Wörtleins Buße ist U. Du mußt umkehren, Dich verändern. Der dritte Buchstabe ist ein S. Wenn Du die zwei ersten recht brauchst, wird der dritte ganz süß werden. Die Seligkeit meine ich. Wie lange? Ewig. Der letzte Buchstabe ist das E. Ich habe etwas lange mit dem Tode verweilt; sei nit unwillig, es verlohnt's der Müh. Ehe wir aber fortgehen, will ich Dir noch ein gutes Bißlein geben. Worg's mit Deinem Hierschebrei hinunter, wird Dir nichts schaden, hat erst neun geschlagen (war aber bald zehn Uhr), noch Zeit genug.

Ich habe gesagt, Du möchtest nach meinem Tode einen jungen Studenten mit einem leeren Magister-Ränzle kriegen. Wanns Ränzle voll ist, geht er wieder fort, läßt Di sitzen. Solche Salbader, Wollenhemder-Prediger, Gern-Apostel haben keine Experienz wie ich; da heißt's nur: Bring, bring, spring! Hol Bratwürstle, Gakelei, Flachsreißlein, und was dergleichen Bursch mit ihren Weiblein betteln. Holla, Weib, mach die Thür zu, der Herr Pfarrherrle mit seiner Frau Lothin kommt! Engele, Bengele, geh in die Wanzen- und Rußhütten, siehe, was die Bauernweiber spendiren. Bist Du krank, so kommt der Herrli nit, bis Du ihn holen läßt und ihm sein Kutten-

recht giebst; kommt er und ist schon uff'm Weg, schreit die Frau Lothin ihm nach: Engele, nimm Dein Balsambüchsele mit, gehe nit so nahe zum Kranken hin, daß Dich der Drochtel nicht angeht. Kommt der saubre Herrle bis für die Stubenthür, schickt er den Schulmeister vor in die Stube wie die Jäger den Spürhund, dieser muß schmecken oder riechen; denn ihr Schwaben habt nur vier Sinne, Riechen und Schmecken ist bei euch Ein Ding, wie es in der Stuben stehet. Man muß Rauch machen, der Herrle kommt; der Schulmeister hat eine längere Nase als der Pfarrherrle. Geht der Herrle in die Stuben, so langt er mit der rechten Hand und spanischem Rohr zum Umhang am Bett, mit der linken hat er sein Balsambüchslein vor der Nasen und das Schnupftuch. Da fragt er: Wie steht's, Kranker, wollt Ihr bald sterben, daß ich meinen Thaler bekomme? Wollt Ihr das heilige Abendmahl? Da muß der Schulmeister das Schächtele uff den Tisch stellen und den Feuerhammer, betet und plappert so etliche Sprüche dem Kranken vor ohne Application, ohne Andacht, nach dem alten Schlendrian, und eilt wieder davon, als wenn ihn die Wespen gestochen. Stirbst Du, ist's gut, thut er Dir eine Leichen- oder leichte Predigt, auch wohl Lügenpredigt, aus einer alten Postillen, darauf er reitet, da heißt er Dich einen seligen Mitbruder oder Mitschwester. Ei, wo kommt denn die Freundschaft so schnell her? Vom Thaler, den man ihm nach der Leich vor sein Kuttenrecht geben muß. Ist also nur ein Geldbruder. Probire es, wenn Du noch gesund bist, heiß den Herrn Herrle einen Mitbruder; wie geschwind wird er sein Angesicht in Falten legen, als wenn die Stirn mit einem Pfirsichstein gebügelt wäre. Ja sein schöner B— Engel, die Frau Lothin, wird Dir gar die Thüre weisen und die Stiegen hinunter werfen. Nur der Thaler macht die Brüderschaft. Ich wollte Dir Wunder über Wunder erzählen; aber ich muß

eilen. Komm über acht Tage, da das Evangelium oder Dein Ewillig vom Wasser- oder Trummelsüchtigen ist, da will ich Dir ein Mehres sagen, Dein Hierschebrei brennt sonst an, und Deine Babel brummt sodann wie ein Zindelbär. Doch hast Du von angebranntem Brei noch diesen Vortheil, daß Dich kein Fuchs beißt, wenn Du in den Wald gehest.

Weiter im Texte: der ein einiger Sohn war seiner Mutter, und sie war eine Wittwe. Warum wird von seinem Vater nichts gedacht? magst Du denken. Hat er etwa keinen gehabt? O, halt's Maul, hörst Du nit, daß seine Mutter eine Wittwe? Hab' ich doch niemals eine Wittwe gesehen, die einen Mann noch hat oder niemalen keinen gehabt habe. Bleib mit Deiner Weisheit daheim, der Esel giebt Dir Ohrfeigen. Frag vielmehr, was dieser Jüngling für ein Mensch gewesen; bös oder fromm, gehorsam oder ungezogen, wie Dein Bua, der allen Kürben Märkten, Tänzen und Mägdlein nachläuft, der nachts zu den Küheprießtern in die Kammerläden hineinsteigt, der Dir Dein Korn hinterm Hause zum Laden in den Säcken hinauswirft und den Branntweinbrennern giebt, der unter der fünften Bitte des Vaterunsers den Wirth mit der Kreide versteht, der als eine Sau gern beim goldnen Lamm einkehrt, der einen Greifen im Schilde führt und das Fünffingerkraut gelernt, der sich beim schwarzen Adler sauvoll sauft und täglich den Stadtvogt, Ueberreuter, Packan und Grünbüttel mit seinem Plotzer und Flederwisch förchtet. Holla, der wilde Säueherrgott kommt, packt Di, beim Büttel steht ein Schwarzer mit der weiten Kutten, will Dich mit Deinem Küheprießter poculiren; ja, poculiren ist schon vorbei, copuliren will er.

Das Raubele, Stachele, Traubele, Större, der Betochs ist fort; der Juden-Moschi kommt, will das Bett holen, muß fünfzig Florin Strafe geben. Holla, nur zehn Florin Strafe,

vierzig Florin sind die Unkosten; ja, saubere Bursch seid ihr, wer wird um solche Jünglinge, wann sie sterben, weinen. Dieser Jüngling war außer Zweifel ein gehorsamer Sohn. O! wenn ich da zugegen gewest wär, ich wollte sie getröstet haben, ich hätte mit meinem Schnupftuch ihr die Thränen abgewischt, da andere Pfarrherrle eine Viertelstunde davon stehen. Noch eins fällt mir ein. Warum lassen sich die jungen Pfarrherrle jetzo theils Magister und nicht Pfarrer nennen? Was ist Magister? Ein Narr ist er. Ein Magister, Bauer, ist so viel als einer, der noch einmal so viel saufen kann als ein Andrer. Zu Jena und Wittenberg macht man die Magister vor'm Thor beim Schlagbaum. Wenn die saubern Herrn Studio-Säu uff einem Klepper daher galoppiren, so fragt man: woher Herr Magister? Narr ist er? Aus Schwaben, Franken, da sind's schon Magister, aber keine Pfarrherrn. Wart noch e Bissel.

Nun weiter im Texte: Und viel Volks ging mit ihr. Wäre Nain ein Ort wie Rechenberg gewesen, hättest Du sie nit zählen dörfen. Ist eine Leiche bei uns, so zählet man drei oder vier, den Pfarrer, Schulmeister und Todtengräber und den Kreuzträger. Ei wie eine feine Brodcession! sagst Du Bauer. Ja wohl Brodcession! Es heißt hier auch wie jener Schulmeister zu seinen drei Buben gesagt: Schelmen, paart euch. Der eine sagte: Herr Schulmeister, ich will mit euch gehen. Wir haben hier wenig Leichen und auch wenig Leichenbegleiter; Gott Lob! daß ich und mein Schulmeister noch gute Gurgeln haben. Wir fragen nichts darnach; der Metzerbernt als Todtengräber stimmt auch mit, endlich ein paar Mädle und Weiberle, die musiciren der Zeit ungleich besser und besser als dort im Ländle, oder im Hällischen. Da singen die Kerls, daß einem die Zähne ein halbes Jahr davon wehethun, wie ich selbst vielmalen gehöret.

Dennoch sagte ein Bauer zu mir: Mein Schulmeister singt

nach den Knoten. Ja, versetzte ich, er schreit wie der Bucephalus, Königs Alexandri Pferd, und wie ein Ochs, den man schlagen will, sperrt das Maul auf, wie des Jonä Walfisch; ganz Holl- und Brabant kann man in seiner Gurgel sehen. Er dreht sein Maul so geschwind von einem Ohr zum andern, wie der Hahn uff'm Kirchthurm.

Weiter! Und der Todte richtete sich auf und fing an zu reden. Jetzt möchtest Du, Bauer, gerne wissen, was er geredet. Nein! was hat er wohl gesprochen? Holla, es ist mir und Dir nit auf die Nase gebunden. Halt's Maul, weil die Schrift schweigt. Wunderlich kam mir's vor, als ich in Hamburg einen Todten sah zu Grabe tragen. Die Träger hatten gelbe Röcke mit schwarzen Schnüren, deren Träger wohl zehn neben dem Sarg theils hergingen; die so trugen, tanzten gleichsam als wie Gaillard-Sprüng. Dieß weißt Du nicht, was es ist. Sie sprungen so artlich und trafen mit einander überein, daß nit ein Haar fehlete. Nun, wann Du heut zum Tanz hinausläufst und mit Deiner Gret, dem Kühepriester, gumpst, so denke: also wird der Tod hupfen, wenn er Dich zum Grabe schicket. O daß der Herr von Brandenstein, der schwarze Feind, nicht in seine Faust lache und als ein Straßenräuber Deine Seele weghasche. O Herrje! Du kommst in ein erschreckliches Quartier. Nu, ich sag Dir's heut noch einmal in der Kürbi: denk an den Kehraus; denk an das Reimlein vom Todtenkopf und Kürbenbraten.

So habt ihr denn genug gehört, die Zeit ist euch lang geworden, mir nit. Ihr sehnt euch nach der Kürbi, ich nit. Babel, dort drunten, wie steht's mit Deiner Kürbi? Was kochst? Ho, eine Suppe aus dem Höllhafen, die Lumpen hangen zum Laden hinaus, das beste Vieh im Pfarrhaus ist die Katz, die Trappen fliegen und schreien über's Haus, knapp! knapp! knapp! Geht schmal her, der Schmalhans ist Küchenmeister.

Gelt, Babel, dort hinten, bei Dir ist's noch ärger, Schua versoffa, barfuß geloffa; Deinen Flachs hast um Branntwein verhandelt, jetzo hast Du kein Hemd anzuthun. O Du versoffne Gret! Wart, wart! Wie wirst Du eine schöne Himmelfahrt bekommen! Hinter der Hecken mußt sterben. Die Krappen werden Dir die Seelmeß lesen, in Brand bist Du gepfarrt, wo die jungen Gras- und Brandgeister logiren. O bekehre Dich! Es ist hohe Zeit, der Tod wartet schon uff Dich; ja, er wird etwas Rechtes an Dir erhaschen und Dir Branntwein in Deine versoffne Gurgel von Schwefel und Pech bereitet einschütten. O, es ist Alles vergebens! Du Geizhals, schrei, ehe der Tod kommt, wie jener Müller im Hennebergischen: Appel, trag die Thaler herein, daß ich krappel. Krappel Di Du und der Deichsel! Wart, die Dukätlein werden Dich brennen, und also gehts allen unbußfertigen Sündern. Ich aber und noch Einige wollen das Brot bald im Reiche Gottes essen."

„Vor wenig Wochen ging ich frische Luft zu schöpfen, um's Feld spazieren, da begegnete mir ein ehrbarer katholischer Bauer, mit welchem ich das Eine und das Andere redete. Als ich noch weiter mit ihm sprechen und fragen wollte, was er gutes Neues wisse, sagte er: Herr, ich habe das curre cito, kann nicht länger mit Ihm reden. Ich fragte, wie er zu diesem Lateinischen kommen, und was es deutsch bedeute. Er sagte: Vor vierzehn Tagen hat mein Herr Pfarrer eine ganz kurze Predigt gethan, kaum eine Viertelstunde lang, und da er aus der Kirchen ging, fragte ihn der Schultes: warum so schnell, Herrle? Dieser antwortete: Ich habe das curre cito, kann dermalen nicht länger harren. Der Schulze verdeutschte es mir so, Herr Pfarrer, besser, als ich verstehen mochte, und ging seinen Weg.

Nun schlägt's halb elf, jetzt ist's aus. Nun hast Du das curre cito, curre cito nach Haus, zum Schmaus. Friß und sauf

nit Alles allein aus, theil den Armen aus, sie seien, wo sie wollen. Curre cito, Du Bauernknecht, Du, laß die Botz! Du Greti von Memmingen, lauf zum Tanz, der Pfeifers Jörgli ist schon auf'm Platz; curre cito zum Todtenkopf, denk, was ich Dir gesagt. Curre cito zum Gebet, zur Buß, wenn's Abend ist. Curre cito nach Haus, steig nit in die Kammer zum Küheprіester, sonst, wenn der Packan und seine Collegen kommen, so wird dieß curre cito zu spät werden. Hiermit hast Du Deine Letzte, wie die Bauernkinder in der Schul sagen. Wer weiß, ob ich noch eine Kürbenpredigt mehr thun werde. Amen! Singt das Te Deum laudamus. Du, Bauer, schlag auf, thu Deine feiertägliche Gurgel auf, kannst sie heut wieder schmieren. Amen! Amen! Das hörst Du gern."

Inhaltsverzeichniß.

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Amerikanische Humoristen.

Band 1—12.

Prudence Palfrey
und andere Leute
von
T. B. Aldrich,
übersetzt von **Moritz Busch.**
1 Band. Preis 6 Mark.

Die
Geschichte eines bösen Buben
und
drei andere schöne Historien
von
T. B. Aldrich,
übersetzt von **Moritz Busch.**
1 Band. Preis 6 Mark.

Das
vergoldete Zeitalter
von
Mark Twain und **Ch. D. Warner,**
übersetzt von Moritz Busch.
2 Bände. Preis 12 Mark.

Fern vom Weltgetümmel
von
Max Adeler,
übersetzt von **Moritz Busch.**
1 Band. Preis 6 Mark.

Jim Smiley's
berühmter Springfrosch
und
dergleichen wunderliche Käuze mehr.
Nevada.
Von
Mark Twain,
übersetzt von **Moritz Busch.**
1 Band. Preis 6 Mark.

Die Arglosen auf Reisen
von
Mark Twain,
übersetzt von **Moritz Busch.**
1 Band. Preis 6 Mark.

Die neue Pilgerfahrt
(Fortsetzung von „Die Arglosen auf Reisen")
von
Mark Twain,
übersetzt von **Moritz Busch.**
1 Band. Preis 6 Mark.

Auswahl
aus
Artemus Wards Schriften.
Uebersetzt von
Moritz Busch.
2 Bde. Eleg. broch. Preis 9 Mark.

Tom Sawyer.
Eine Jugendgeschichte
von
Mark Twain,
übersetzt von **Moritz Busch.**
1 Band. Preis 6 Mark.

Skizzenbuch
von
Mark Twain,
übersetzt von **Moritz Busch.**
1 Band.
Preis 7 Mark 50 Pfg.

Die Presse äußerte sich u. A. folgendermaßen:

Das verdienstvolle und dankenswerthe Unternehmen der Grunow'schen Verlagshandlung, das deutsche Publikum mit den hervorragendsten humoristischen Schriftstellern Amerikas durch eine sehr korrekte und formgewandte Uebersetzung von Moritz Busch bekannt zu machen, nimmt einen raschen Fortgang, denn schon liegt der zweite Band vor, welcher satyrische Aufsätze und Skizzen von Mark Twain, sowie eine größere Reisebeschreibung desselben: „Im Silberland Nevada" enthält. Mark Twain ist ein Original: obwohl Humorist im Sinne unseres Rabener, Lichtenberg, des Briten Swift, hat er doch eine Eigenart, die keinen genauen Vergleich gestattet. In M. Twain findet das moderne Yankeethum, das schneidige und resolute mit seiner leichten Weltanschauung, vielleicht die lebenswahrste Verkörperung. Die äußere Form seiner Aufsätze ist vielleicht weniger elegant und salonmäßig als bei Aldrich; desto wirksamer ist die ganze Faktur dieser prächtigen Impromptus, die knapp und prägnant, mit scharfen und richtigen Zügen gewisse Verkehrtheiten, Unmanieren und Schwächen in Menschen und menschlichen Werken an's Licht kehren. So werden in „der Geschichte vom kleinen Jungen ꝛc." gewisse hypermoralische und empfindsame Kinderschriften in gelungenster Weise ironisirt, und „der Tod Julius Caesars" ist eine scharfe Kennzeichnung des modernen Reporterthums, wie dieselbe geistvoller und pikanter nicht gedacht werden kann. Noch größeres Talent zeigt aber der Verfasser dort, wo er nicht blos Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten karrikirt und persiflirt: wo seine Feder ein größeres Feld berührt. Im vorliegenden Bande ist dies namentlich in der Schilderung der Erlebnisse im Silberlande Nevada der Fall, einem Meisterwerk schärfster Beobachtung, welches ebensosehr durch Witz, Ironie, Geist und Humor blendet, wie es belehrt, begeistert und rührt, so daß, wie der Kritiker eines Wiener Blattes in der That treffend bemerkt, schier derjenige beneidenswerth erscheint, der den Genuß dieses Werkes noch vor sich hat. — Aldrich wird ein Liebling auch der deutschen Leserwelt werden und dies um so eher, als die Uebersetzung in's Deutsche eine vorzügliche genannt werden muß. Namentlich ist eine Fülle von Dialekten und Nüancen und Wortspielen mit Virtuosität wiedergegeben.

Nordd. Allg. Zeitg.

Es ist lange kein literarisches Unternehmen unter so verheißungsvollen Auspicien auf dem deutschen Büchermarkte erschienen, wie eben das vorliegende Sammelwerk. Was kannte bisher Deutschland von amerikanischem Humor Anderes, als etliche abgelagerte brutale Yankeespäße? Und nun urplötzlich treten vollendet, wie die blauäugige Pallas dem Haupte des Göttervaters entsprang, amerikanische Männer in unseren Gesichtskreis, deren meisterhafte Leistungen nicht weniger verblüffen, als sie mit ungeheuchelter Bewunderung erfüllen. Bret Harte, den die Leser der „Neuen Freien Presse" als einen Dichter ersten Ranges, als einen wahrhaft gottbegnadeten Poeten schätzen zu lernen Gelegenheit hatten, findet in Aldrich einen Rivalen, der um so gefährlicher erscheint, je mehr er sich bestrebt, seiner Weltanschauung den Stempel der Versöhnung aufzudrücken. Der vorliegende Band umfaßt sechs Erzählungen, jede einzelne davon ist ein Cabinetsstück im Genre jenes liebenswürdig harmlosen Humors, der mit Erfolg alle Bekümmerniß aus der Seele des Lesers wegküßt. Thomas Bailey Aldrich besitzt alle Eigenschaften, um schnell ein Liebling des deutschen Lesepublikums zu werden.

Neue Freie Presse.

Amerikanische Novellisten.

Schriften von Henry James jun.

Ein leidenschaftlicher Erdenpilger
und andere Erzählungen
von
Henry James jun.
Uebersetzt von **Moritz Busch.**
1 Band.
Preis 7 Mark 50 Pfg.

Roderick Hudson
von
Henry James jun.
Uebersetzt von **Moritz Busch.**
2 Bände.
Preis 10 Mark.

Zunächst erscheint im Sommer 1877:

Der Amerikaner.

Ein Roman.

Die Presse äußerte sich über James u. A. folgendermaßen:

. . . Ein bei weitem größeres Interesse haben die Werke eines anderen Dichters, Henry James jun. Wir haben es mit einem geistvollen Manne zu thun, der sich bemüht, seinem Gegenstande völlig gerecht zu werden. Er führt uns zwar nicht in das eigentlich amerikanische Leben ein, er zeigt uns aber eine Seite desselben, die doch auch Beachtung verdient und im Ganzen noch wenig geschildert ist, den Bildungstrieb des jungen Amerika und seine Sehnsucht nach der alten Welt. Der Roman sowie die meisten der Novellen schildern uns strebsame junge Amerikaner, Künstler oder Kunstfreunde, die sich in Italien und Frankreich Bildung anzueignen suchen. Die Eindrücke, welche die alten Culturländer auf diese Angehörigen der specifisch-modernen Bildung machen, sind mitunter überraschend fein wiedergegeben. . . .

Julian Schmidt, in der Wiener Abendpost.

. . . Verräth die Form ein ganz wunderbares Künstlertalent, so hält mit dieser die feine, geistvolle Zeichnung der überwiegend originellen Charaktere gleichen Schritt. . . . Roman-Zeitung.

. . . Der Verfasser hat mit vielem Geschick diesen psychologisch hochinteressanten Charakter geschildert und auch die Nebengestalten seiner Novelle in richtiger Beleuchtung darzustellen gewußt. . . .

Neue freie Presse.

. . . Die Seelengemälde und Charakteristiken des vorliegenden Romans sind von großer Schönheit und Tiefe; die Schilderungen der Oertlichkeiten und Kunstgegenstände verrathen eine lange und innige Vertrautheit mit beiden und eine reine und seltene Auffassungs- und Schilderungsgabe. Das Buch gewinnt unsere ernste Theilnahme, die durch das mehrfach Räthselhafte der Begebenheiten nicht aufgehoben wird. . . . Mecklenburger Zeitung.

. . . Roderick Hudson ist die That eines geistvollen, kenntnißreichen Menschen, eines in der Form und im Stil fertigen und eleganten Schriftstellers und eines in die Tiefe des Gemüthes blickenden Psychologen. Das Buch hat unsere Achtung vor den Autoren der schönwissenschaftlichen Literatur im Yankee-Lande von Neuem gesteigert; wir empfehlen es angelegentlichst, nicht minder auch die kleineren Novellen des ersten Bandes, die reizend, fein und zartgedacht und geschrieben sind, und des Verfassers Kunst, in die Tiefen des menschlichen Gemüthes zu dringen und in den Herzen zu lesen, eben so ernstlich bezeugen, als es in dem größeren Werke geschieht. . . . Hamburger Nachrichten.

. . . Dies ist nicht etwa abstract dargestellt, sondern auf geradezu wunderbare Weise plastisch dem Leser vor Augen geführt, indem zugleich farbenvolle Bilder der römischen Künstlerwelt mit sehr originellen Frauengestalten gezeichnet werden. Die Fabel ist spannend, Charaktere und Landschaft fein und anschaulich gemalt, und die schwierigen psychologischen Vorgänge mit Meisterschaft klar und hochinteressant gemacht. Der Roman ist ein Kunstwerk ersten Ranges, aber wieder nur für ein feines Publikum. . . . Ueber Land und Meer.

Schriften von Bret Harte.

Die Argonautengeschichten,

Spanischen und amerikanischen Sagen, Stadt- und Charakterskizzen

von **Bret Harte,**

übersetzt von **Moritz Busch.**

2 Bände. Preis 9 Mark.

Idyllen aus den Vorbergen

von

Bret Harte,

übersetzt von **Moritz Busch.**

1 Band.

Preis 4 Mark 50 Pfg.

Gabriel Conroy

von

Bret Harte.

Uebersetzt von **Moritz Busch.**

Zwei Bände. broch. Preis 10 Mark.

Die Presse äußerte sich über Bret Harte u. A. folgendermaßen:

. . . Dichter, wirkliche Dichter von Gottesgnaden giebt es auch im neuen Amerika, nicht blos im alten Europa. Bret Harte, der Novellist des californischen Goldsuchergebiets, ist ein Zauberer, der aus der rauhesten Wirklichkeit, aus dem sprödesten Stoff der wüsten, abenteuerlichsten Gemeinheit und der nackten, unverblümten Gewinnsucht reine Funken poetischen Goldes herauslockt und den Gebilden dieses Prometheusfeuers den Stempel der ungekünstelten Eigenart aufdrückt. . . . Magazin für Literatur des Auslandes.

. . . Sollte man es für möglich halten, daß in der trüben Fluth des gährenden, nach fester Gestaltung ringenden Lebens im fernen Westen Amerikas auch

Poesie zu finden ist? Und doch ist dies der Fall, wenn die Hand eines ersten Dichters, eines wahrhaft gottbegnadeten Poeten, wie Bret Harte es ist, hineingreift in die schäumenden Wogen selbst des californischen Menschenlebens. Bret Harte, dessen Namen jenseits des Ozeans rasch zur Berühmtheit gelangt ist — man nennt ihn den amerikanischen Dickens, — ist ein Goldgräber, aber das Gold, nach dem er gegraben und welches er gefunden, ist — wie Freiligrath sich in der Vorrede zu einer neuen, von einem amerikanischen Blatte angekündigten Uebersetzung der Bret Harte'schen Werke rührend wahr ausdrückt — nicht das Gold in dem Bette des Flusses, nicht das Gold in den Adern der Berge; es ist das Gold der Liebe, der Güte, der Treue, der Menschlichkeit, das selbst in rohen und wilden Herzen, selbst unter dem Schutt von Laster und Sünde, unvertilgbar in dem menschlichen Herzen zurückbleibt. Daß er dort nach diesem Golde suchte, daß er es da fand und es triumphirend der Welt vorhielt, das ist seine Größe und sein Verdienst. Das ist es, was ihm alle Herzen gewonnen hat, soweit die Sprache Shakespeare's, Milton's und Byron's gesprochen wird. . . .

Nordd. Allg. Ztg.

. . . Bret Harte versteht unter Argonauten natürlich californische Abenteurer, und die Kolchis-Fahrer waren ja auch nichts Anderes. Freilich, auf der Argo stand die Blüthe der griechischen Helden: Jason und Herkules, und die herrlichen Dioskuren, und der göttliche Sänger Orpheus, den die Muse Kalliope selbst zur Welt gebracht. Unsere Helden sind der Fährmann Yuba Bill, die Hazardspieler Mr. Hamlin und Oakhurst, der Stutzer Oberst Starbottle, der Bankert einer öffentlichen Dirne, ein Säufer, ein Räuber, ein Wahnsinniger, eine blödsinnige Indianerin, und damit ist bereits der Stoff von mehr als der Hälfte dieser Geschichten angegeben. Was jedoch keine Feder anzugeben vermöchte, das ist der helle Glanz reinster Empfindung, der aus diesen Nachtseiten der menschlichen Natur herausleuchtet, das ist die Keuschheit und unverfälschte Lauterkeit dieses Dichtergemüthes, das ist die in ihrer scheinbaren Nachlässigkeit und Anspruchslosigkeit so hohe künstlerische Vollendung dieser meist sehr kurzen Geschichten, das ist endlich der ideale Feingehalt dieser, wie man meinen möchte, in fast abschreckender Nacktheit und in einer oft geradezu für grausam zu haltenden Naivetät gegebenen Darstellungen. Wirthshäuser, Spielspelunken, durchzogen von Tabakqualm und Brandydünsten, sind der Schauplatz dieser merkwürdigen Sittenbilder; aber die Sonne vergoldet auch diese düstern Räume, und unsterbliche Düfte steigen auch hier zu den Göttern empor. . . . Deutsche Zeitung in Wien.

Schriften der Louisa M. Alcott.

Band I bis III.

I. u. II. Band:

Kleine Frauen

oder

Meg, Jo, Beth und Amy.

Deutsch von **Pauline Schanz.**

2 Bände.

III. Band:

Kleine Männer

oder

Leben in Plumfield.

Deutsch von **Pauline Schanz.**

Elegante Ausstattung. — Preis pro Band 5 Mark.

Die Presse äußerte sich u. A. folgendermaßen:

. . . Jeder, der ein warm fühlendes Herz, Sinn für Gemüth oder selbst nur dankbare Erinnerung für seine eigene Jugendzeit besitzt, wird sich von dem innigen, poesievollen und doch so lebenswahren Ton angemuthet und gefesselt fühlen, der das ganze Buch durchweht. Der Vorzug vieler englischer und amerikanischer Schriftstellerinnen, in ihren Werken eine tief religiöse und ethische Lebensauffassung auszusprechen, ohne daß dabei allzuviel Sentimentalität platzgriffe, ohne daß man erfrischenden, gesunden Humor vermissen würde, tritt auch bei Louisa Alcott zu Tage. Sie hat in der fröhlichen Jo und ihrem Freund Laurie zwei köstliche Figuren geschaffen, die mit ihren Jugendstreichen illustrirt zu werden verdienten. Das Buch ist insbesondere der jungen Damenwelt zu empfehlen, die eine Quelle heiteren Vergnügens darin finden wird.

Neue freie Presse.

. . . Ihre Verdienstlichkeit wäre schon durch ihre Verbreitung bewiesen, denn das Unbrauchbare und Werthlose geht stets nach kurzem Bestehen zu Grunde und bleibt auf kleinerem Raum eingeschränkt, doch liegt in diesem günstigen Umstande nicht das einzige Kriterium der Güte der angeführten Schriften. Ihre Erzeugerin ist in der That eine geistreiche, von Herzen sehr liebenswürdige, und in der Handhabung der Form sehr gewandte und zierliche Schriftstellerin. . . . Obgleich der Zuschnitt der Bücher und die Richtung der Gedanken und der Erzählung für die Jugend berechnet sind, so entbehrt man doch mit Vergnügen das Ueberkindliche oder auch Kindische in der Darstellung, und wenn der reiferen Jugend allerdings zunächst die Schriften zugedacht sind, so werden auch Erwachsene in ihnen Nahrung und Anregung finden, sicher die kinderliebenden Leute, denen die auf die Erziehung und das häusliche und Schul-Leben anwendbaren Grundsätze reichen Stoff zum Nachdenken geben.

Hamburger Nachrichten.

. . . Haben sich diese Schriften der amerikanischen Verfasserin im Original wie in ihrer Uebertragung ins Französische einen nach Hunderttausenden zählenden Leserkreis gewonnen, so werden wir nach Durchlesung derselben keinen Fehlschluß machen, wenn wir denselben auch in der nun vorliegenden deutschen Uebersetzung zahlreiche Freunde in Aussicht stellen, ganz besonders aus dem Kreise unserer reiferen Jugend. In der That bietet die Familie March und deren Ableger, in welche uns das Buch einführt, ein überaus reizendes Bild. Der gute, sittliche Geist, der das ganze Buch durchweht, macht es besonders für die Lektüre in unseren Familien empfehlenswerth.

Staats-Anzeiger für Württemberg.

. . . In Amerika giebt es jetzt kaum eine beliebtere Jugendschriftstellerin als Louisa M. Alcott. Sie schreibt frisch und lebendig; aber Alles, ist von sittlichem Ernste durchdrungen, so daß ihre Erzählungen für Alle, namentlich für heranwachsende Mädchen, eine ganz vortreffliche Lectüre sind. Es ist daher ein ganz glücklicher Gedanke, diese Erzählungen auch in Deutschland einzuführen. Gerade daß hier amerikanisch-englisches Familienleben so eingehend geschildert wird, verleiht diesen Geschichten einen ganz besonderen Reiz und das Fremdartige dieser Verhältnisse interessirt und fesselt den Leser.

Anzeiger f. d. neueste pädagog. Literatur.

. . . Die Schriften der Amerikanerin Louise M. Alcott sind gegenwärtig in Amerika und England so an der Tagesordnung, daß sie zu Hunderttausenden verkauft werden. Sie eignen sich auch ganz vortrefflich zur Lectüre für die reifere Jugend wegen der religiös-sittlichen Weihe, die sie durchdringt. Dabei sind sie so fesselnd und spannend geschrieben, daß auch Erwachsene sie mit Vergnügen lesen werden, zumal da die Schilderungen amerikanisch-englischen Familienlebens für uns einen ganz eigenen Reiz darbieten.

Illustrirte Zeitung.

Novellen von Salvatore Farina.

Band I und II.

I. Band:

Blinde Liebe

und andere Erzählungen

von

Salvatore Farina,

übersetzt von **Otto Borchers.**

Preis 5 Mark.

II. Band:

Schaumgeboren

und andere Erzählungen

von

Salvatore Farina,

übersetzt von **W. Hamburger** und **Otto Borchers.**

Preis 5 Mark.

III. Band:

Blondes Haar.

Novelle

von **Salvatore Farina,**

übersetzt von **Otto Borchers.**

Preis 5 Mark.

Die Presse äußerte sich u. A. folgendermaßen:

Aus dem Lande der Orangen und dem „des Weins und der Gesänge" liegen uns einige Bände Novellen in guten Uebersetzungen vor, die recht charakteristisch national sind und auch die Stufe bezeichnen, auf welcher die Novellenliteratur jetzt in beiden Ländern steht. Die Novellen sind fein, bald schalkhaft, bald schmerzlich erregt, immer aber lebensprühend, geistreich, klar und vornehm, zierlich geschriebene Erzählungen. Die Fülle von scharfen Beobachtungen der Menschennatur, das stete Blitzen von Geist, Witz und Ironie, der muntere Ton machen diese Novellen ebenso lesenswerth, wie sie literaturgeschichtlich hoch interessant sind.

Ueber Land und Meer.

. . . Farina ist ein überaus liebenswürdiger Plauderer, voll natürlichem Humor, der gar oft durch eine fein geschärfte Satire in anziehendster Weise abgelöst wird. Vor Allem aber präsentirt sich Signor Farina als ein ganz vortrefflicher, sehr gewiegter Menschenkenner, der die geheimsten Fältchen und Fächerchen des menschlichen Herzens durchstöberte und die mannichfaltigen Funde, die er auf seinen Entdeckungsreisen gemacht, jedesmal an den von ihm geschilderten Figuren meisterlich zu verwenden weiß. . . .

Hamburger Nachrichten.

. . . Liebenswürdige Anmuth, eine leichte, graciöse Darstellungsgabe, ein angenehmer Humor sind Vorzüge, die diesen italienischen Novellisten auszeichnen. Mit wirklichem Vergnügen heißen wir daher zwei starke Bände mit einer Auswahl der Novellen Farina's willkommen. . . .

Allgemeine Modenzeitung.

... Die Novellen Farina's zeichnen sich durch so viel gute Laune und gesunden Menschenverstand, eine so rasche, entschlossene Handlung, so natürliche und fesselnde Gespräche, so hübsche Entwickelungen und endlich durch einen so liebenswürdigen Geist aus, daß man sie unbedingt zu den besten ihrer Art zählen und sich freuen muß, daß die thätige Verlagshandlung dieselben in wohlgelungenen Uebersetzungen der deutschen Leserwelt zugänglich machte. ...

Mecklenburger Zeitung.

... „Gewagt" ist ein derartiger Versuch insofern zu nennen, als sein Gelingen voraussetzt, daß die Instanz an die er appellirt, ebenso das größere Publikum, Charakter und geistige Regsamkeit genug besitze, um auch auf anderen, als den ausgetretenen Alltagsgeleisen nach Unterhaltung und Belehrung zu streben. Beides aber wird ihm in den vorliegenden Novellen geboten. Spezifisch nationales Leben und Treiben hat dem Verfasser zu jedem einzelnen Produkte seiner leichtgeschürzten Muse die Grundlage gegeben, die mitunter fremdartig berührenden Details seiner Lebensanschauung tragen für deutsche Leser zur Erhöhung des Reizes bei, und sind wir überzeugt, daß der Leser gleich uns in den Novellen Farina's nicht nur eine Vermehrung, sondern eine Bereicherung der deutschen Unterhaltungsliteratur erblicken wird. Norddeutsche Allg. Zeitg.

Was bei diesen Novellen besonders auffällt ist die Ursprünglichkeit, mit welchen der Verfasser seine Erzählungen ausschmückt. Es weht ein eigener, man wäre versucht zu sagen nationaler Geist aus den Schriften ...

Neue freie Presse.

Geschichten aus Alt-Japan

von

A. B. Mitford,

zweiter Secretair der britischen Gesandtschaft in Japan.

Aus dem Englischen übersetzt von J. G. Kohl.

Mit Illustrationen,

gezeichnet und in Holz geschnitten von japanischen Künstlern.

gr. 8. 2 Bände.

Preis 13 Mark 50 Pfg.

Die Presse äußerte sich über das Werk folgendermaßen:

A. B. Mitford, Geschichten aus Alt-Japan. Aus dem Englischen übersetzt von J. G. Kohl. Leipzig, Grunow. 1875. 2 Bde. 8. XXXI. u. 319. 308 S. Selten hat man Gelegenheit, ein so interessantes Buch vor Augen zu bekommen, als das vorliegende. Der Verfasser selbst lebte längere Zeit als Secretair der britischen Gesandtschaft in Japan, eignete sich die Sprache des namentlich für uns durch seine industriellen Beziehungen jetzt höchst wichtig gewordenen ostasiatischen Culturvolkes an und lernte infolge seiner Sprachfertigkeit Land und Leute aus eigener ungetrübter Anschauung kennen. Er sammelte eine Bibliothek ausgewählter japanischer Schriften und übersetzte Alles, was ihm darin interessant erschien, treu und buchstäblich, soweit es der Geist beider Sprachen zuließ, ins Englische. Herr

Kohl hat sich das große Verdienst erworben, diesen Schatz der verschiedensten, das häusliche Leben der Japaner betreffenden Mittheilungen durch seine Uebersetzung auch uns zugänglich zu machen. Es enthält das Werk Volkstraditionen, Erzählungen von berühmten Männern und Helden, Schilderungen japanischer Gebräuche und Sitten, Volksaberglauben, Märchen und Kindergeschichten, aus denen man die Japaner so gut kennen lernen kann, daß man dem Buche auch den Titel geben könnte: Les Japonais peints par eux-mêmes. Es ist uns eben Alles in dem Buche neu, und was nicht weniger interessant ist, das sind die beigegebenen Illustrationen, von einem japanischen Künstler entworfen und nicht weniger charakteristisch als der Inhalt des ganzen Buches, welches wir aus voller Ueberzeugung der Beachtung des Publikums empfehlen. Niemand wird es unbefriedigt aus der Hand legen.

Dresdner Presse. Dr. Gräße.

Einen seltsamen Eindruck machen die „Geschichten aus Alt-Japan". Das Buch ist mit japanesischen Holzschnitten verziert und so wie diese Darstellungen, so bizarr, so maßlos in der Empfindung, so toll schnörkelhaft in den Linien und so kindlich märchenhaft naiv sind auch die Erzählungen; sie haben fast sämmtlich sagenhaften historischen Charakter, dabei sind aber Novellen von großem ethnographischem Reiz und geben ausgezeichnete Bilder japanesischen Dichtens, Denkens und Lebens. Der erste Band enthält auch eine Uebersetzung des japanesischen Buches „Jeddo Hanjoki", oder „Führer durch die glückliche Stadt Jeddo", woran sich eine sehr lesenswerthe Darstellung der japanesischen Schau-, Lust- und Trauerspiele knüpft; dann folgen Märchen, Geistergeschichten, und Schilderungen von Religionsgebräuchen, Ceremonien, Sitten, unter denen dem Harakiri, Bauchaufschlitzen, wie billig, ein großes Kapitel gewidmet ist. Wie man sieht, gewähren diese „Geschichten" ein umfassendes, reiches Spiegelbild altjapanesischen Lebens, das in seinen Grundzügen trotz der „Civilisation" doch immer auch noch sehr neujapanesisch ist und noch lange bleiben wird. Das Buch sei allen Freunden der Völkerkunde und fremdländischen Literatur empfohlen.

Ueber Land und Meer.

Das ist ein Buch, zu dem wir uns Glück wünschen können. Unter Alt-Japan haben wir hier an die Zustände im Reiche bis zur Einführung der europäisierenden Reformen zu denken. Herr Mitford ein gründlicher Kenner, hat mit Takt und Geschmack aus der reichen Volksliteratur des Landes eine Anzahl Bücher und Capitel ausersehen und übersetzt, die uns recht unmittelbar in das Leben, Denken und Fühlen des merkwürdigen Inselvolkes hineinführen. Er konnte kein besseres Mittel wählen. Das Buch ist nicht nur fesselnd, sondern geradezu hinreißend. Es wird uns genug des Gräßlichen erzählt, aber überall erscheint es im verklärenden Glanze des Heroismus oder in dem mildernden Lichte einer nothwendigen Sühne. Was wir hier von japanischen Volksbüchern kennen lernen, ist kerngesund und, zum Theil wenigstens, von gewaltiger Poesie. Man lese die Geschichten von den 47 Ro-nin und von dem braven Bauer Sogoro: welch' ergreifende Bilder aufopfernder Treue!

Das Buch ist ein Sammelsurium im guten Sinne des Wortes. Nächst den historischen Erzählungen finden auch der Aberglaube des Volkes mit seinen Zaubereien und Spukgeschichten, dann drei köstliche Moralpredigten des beliebten Volksredners Kiu-ô, weiter eine ausführliche Erörterung über das Harakiri, wir möchten fast sagen eine Anleitung dazu, und endlich eine Darstellung verschiedener Gebräuche und Ceremonien ihre Stelle. Durch die Vergleichung einer jener Predigtübersetzungen mit ihrem Originale haben wir uns von der Tüchtigkeit und Sorgfalt des Uebersetzers überzeugt. Die sachgemäßen Einleitungen und Anmerkungen des letzteren zu den einzelnen Capiteln werden dem Leser nur willkommen sein.

Literar. Centralblatt.

Schriften Rudolf Reichenau's.

Die Alten.

Letzte Bilder aus unsern vier Wänden

von

Rudolf Reichenau.

Taschen-Ausgabe. Cart. 3 Mark. — elegant gebunden 4 Mark.

Wie die ersten Scenen und Schilderungen aus der Kindheit in leicht erkennbaren Andeutungen vorbildlich schon den ganz n Lebenslauf umschrieben, greift nun diese letzte Reihe von 26 Bildern aus einem Zeitraum von nahezu hundert Jahren zurück in die Vorgeschichte und Geschichte der Familie, um sie bis in die neueste Zeit fortzuführen. Das dadurch bedingte historische Kolorit vaterländischer Anklänge — nicht nur der engeren Heimath — dürfte mit diesem Schluß dem gesammten Cyclus (in sechs Abtheilungen) noch allgemeineres Interesse sichern, während die schon mit dem Früheren bekannten Leser den alten gemüthvollen Grundton und den alten Humor wiederfinden.

Aus unsern vier Wänden.

Bilder aus dem Jugend- und Familienleben

von

Rudolf Reichenau.

Taschen-Ausgabe. Cart. 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Aus dem Kinderleben. Min.-Ausg. Cart. 1 Mark 60 Pfg.
Knaben und Mädchen. Min.-Ausg. Cart. 1 Mark 60 Pfg.
Auswärts und Daheim. Min.-Ausg. Cart. 2 Mark.

Aus unsern vier Wänden.

Aus dem Kinderleben

von **Rudolf Reichenau.**

Pracht-Ausg. mit 66 Orig.-Zeichnungen von O. Pletsch, in Holzschnitt von H. Bürkner. 2. Auflage. 4°. Elegant cart. 7 Mark, fein geb. in Originalband 10 Mark 50 Pfg.

Liebesgeschichten.

Neues aus den alten vier Wänden

von Rudolf Reichenau.

2. Aufl. Eleg. cart. Preis 2 Mark 40 Pfg. Eleg. geb. Preis 3 Mark 60 Pf.

Am eigenen Herde.

Aus den neuen vier Wänden

von Rudolf Reichenau.

Elegant cart. Preis 2 Mark 40 Pfg. Elegant geb. Preis 3 Mark 60 Pfg.

Alfred Meißner's gesammelte Schriften.

Schöne Volks-Ausgabe in 8.

Neue Subscription in 30 Lieferungen à 1 Mark.

Inhalt der Sammlung ist:

Schwarzgelb.

Roman in 4 Bänden.
(Preis einzeln 9 Mark.)

Babel.

Roman in 2 Bänden.
(Preis einzeln $4^1/_2$ Mark.)

Neuer Adel.

Roman in 2 Bänden.
(Preis einzeln $4^1/_2$ Mark.)

Die Sansara.

Roman in 4 Bänden.
(Preis einzeln 9 Mark.)

Zwischen Fürst und Volk.

Roman in 1 Band.
(Preis einzeln 3 Mark.)

Dichtungen.

Inhalt:
Gedichte. — Ziska. — Werinherus.
1. Band.
(Preis einzeln 3 Mark.)

Novellen.

3 Bände.
Preis einzeln jeder Band 3 Mark.

Erster Band:

Italienische Geschichten.

Inhalt:
Zur Ehre Gottes. — Der Chevalier von Senecé. — Sacro-Catino.

Zweiter Band:

Auf heimischem Boden I.

Inhalt:
Der Spieltisch Peter des Großen. — Die Tage des Teufels. — Die Enthusiasten. — St. Procop in Brieslau. — Der Müller vom Höft. — Der Club der Stillvergnügten.

Dritter Band:

Auf heimischem Boden II.

Inhalt:
Lemberger und Sohn. — Die Sirene. — Seeburg's Liebchen. — Die Weltweisen von Schattenstedt. — Di Unschuld der Ophelia. — Der Maler des Häßlichen. — Das Skelett mit dem spanischen Rohr. — Das Gedächtniß des Moses Amsterdam. — Die Schifffahrt des Schneidermeister Claus.

Dramen.

Inhalt:
Das Weib des Urias. — Der Prätendent von York. — Vermeinte Schuld. — Die Welt des Geldes.
1 Band.
Preis einzeln 3 Mark.

Schriften für die reifere Jugend.

Vaterländische Erzählungen

aus alter und neuer Zeit

von **L. Pichler.**

14 Bändchen. Elegant cart. Preis pro Bändchen 1—2 Mark.

Inhalt: Kaiser Otto's III. Romfahrt. 1 Bändchen. Preis 1 Mk. — Heinrich IV. und Bertha von Susa. 2 Bändchen. Preis 2 Mk. — Friedrich von Hohenstaufen,

der Einäugige. 2 Bändchen. Preis 2 Mk. — Die Kaiserbraut. 1 Bändchen. Preis 2 Mk. — Der letzte Hohenstaufe. 3 Bändchen. Preis 5 Mk. — Aus böser Zeit. 2 Bändchen. Preis 4 Mk. — Vergangene und vergessene Tage. 1 Bändchen. Preis 1 Mk. — Aus der Zeit der deutschen Kleinstaaten. 1 Bändchen. Preis 1 Mk. Vor Champigny. 1 Bändchen. Preis 1 Mk.

Die Schriften von L. Pichler haben seit ihrem Erscheinen so erfreulichen Eingang in den Familien gefunden, daß eine Gesammtausgabe, chronologisch geordnet und auf's sorgfältigste neu bearbeitet, zum Bedürfniß geworden ist. Sie sind, wie ein Kritiker von ihnen rühmt, „geschrieben mit einer Reinheit und einem Adel der Gesinnung, der seines Gleichen sucht, getragen und gehoben von edler Begeisterung für die leuchtenden Heldengestalten.“ Die Darstellung ist eine fesselnde und spannende; die Schilderung — auch nach dem Zeugnisse Ludwig Uhland's — voll dramatischer Lebendigkeit. Nach dem Ausspruche Friedrich von Raumer's hat es die Verfasserin verstanden, der Geschichte Fleisch und Blut zu geben, wie der Geschichtschreiber selbst es nicht thun darf, aber gerne gethan sieht. Deshalb empfehlen sich diese „poetischen Illustrationen zur deutschen Geschichte“, wie Ludwig Seeger sie rühmend genannt hat, vor allem als erhebende und fesselnde Lectüre für das deutsche Haus, für die Familie, sie können den aufblühenden Töchtern des Hauses, den heranwachsenden Söhnen mit der Ueberzeugung in die Hand gegeben werden, daß die Jugend in diesen Schriften neben der anziehendsten Unterhaltung, sittliche Erhebung und ideale Begeisterung findet. Ganz besonders eignen sie sich auch für Bibliotheken, Gymnasial-Lesebibliotheken sowohl, als für die mehr und mehr als Bedürfniß hervortretenden Volksbibliotheken.

Goethe's Erzählungen.

Erwachsenen Mädchen zu eigen gemacht
von
F. Siegfried.

Mit 6 Tondruckbildern nach Zeichnungen von K. Kögler und H. Merté.
In illustrirtem Umschlag cart. mit Leinwandrücken.
Preis 7 Mark.

Jean Paul's Erzählungen.

Erwachsenen Mädchen zu eigen gemacht
von
F. Siegfried.

Mit 6 Tondruckbildern nach Zeichnungen von H. Merté.
In illustrirtem Umschlag cart. mit Leinwandrücken.
Preis 7 Mark.

Wieland's Erzählungen.

Erwachsenen Mädchen zu eigen gemacht
von
F. Siegfried.

Mit 6 Tondruckbildern nach Zeichnungen von H. Merté.
In illustrirtem Umschlag cart. mit Leinwandrücken.
Preis 7 Mark.

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Buchbinderei
SCHWAB
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Busch, Moritz,

Deutscher Volkshumor

Leipzig 1877

L.eleg.m. 167 c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11358268-7